

# SÄCHSISCHE HEIMAT BLÄTTER 1 2018

Zeitschrift für  
Sächsische  
Geschichte,  
Landeskunde,  
Natur und Umwelt  
65. Jahrgang  
Heft 1/2018  
8,50 €



## Streifzüge durch Sachsen





Dr. Lars-Arne Dannenberg und Dr. Matthias Donath <b>Editorial</b>	<b>1</b>
Karlheinz Hengst <b>Die Bedeutung der Urkunde zur Weihe der St. Marien-Kirche in Zwickau 1118 für die Erforschung der Besiedlung des Erzgebirges</b>	<b>2</b>
Wolfgang Schwabenicky <b>Anmerkungen zur älteren Geschichte von Geringswalde</b>	<b>9</b>
Jörg Heinrich <b>Die Schönburgische Landesschule in Geringswalde</b>	<b>15</b>
Helmut Bräuer <b>Frühneuzeitliche Stadthirten in Chemnitz</b>	<b>19</b>
Harald Marx <b>Traugott Leberecht Pochmann und seine Kinderbildnisse</b>	<b>30</b>
Gerd Grabow <b>Zum 200. Todestag des Geologen und Mineralogen Abraham Gottlob Werner</b>	<b>37</b>
Thorsten Heese <b>Kaufmann – Sammler – Autodidakt Ludwig Wilhelm Schaufuß und sein „Museum Ludwig Salvator“</b>	<b>39</b>
Karl B. Thomas <b>Carl und Ernst Teichert und die keramische Industrie in Meißen</b>	<b>49</b>
Günter Naumann <b>Von der Wagenbauschule Meißen als erster technischer Lehranstalt für das Kraftfahrzeuggewerbe in Sachsen zur Ingenieurschule für Kraft- und Arbeitsmaschinen "Rudolf Diesel" Meißen</b>	<b>55</b>
Michael Richter <b>Aktenvernichtung am Ende der NS-Herrschaft 1945 in der Oberlausitz</b>	<b>61</b>
Thomas Brockhaus <b>Die Libellenfauna der Elbe-Elster-Niederung</b>	<b>68</b>
Martin Munke <b>Neue Impulse für eine digitale Landeskunde in Sachsen Die Onlineportale Sachsen.digital und Saxorum</b>	<b>72</b>
<b>Neuerscheinungen</b>	<b>78</b>
<b>Mitteilungen</b>	<b>86</b>

# Liebe Leserinnen und Leser,

die sächsische Geschichte steckt voll spannender, bisweilen auch überraschender Begebenheiten und Episoden, auf jeden Fall sind es für die Geschichte Sachsens unentbehrliche „Fußnoten“, die es zu entdecken gilt. Dass dieser schier unerschöpfliche Vorrat an Nachträgen und Ergänzungen zur sächsischen Landesgeschichte dem Vergessen entrissen wird, ist nicht selten der unermüdlichen Recherche der vielen Lokalhistoriker und Heimatforscher zu verdanken. Und viele dieser Geschichten sind erst durch ihre Veröffentlichung in den „Sächsischen Heimatblättern“ einem breiteren Publikum bekannt geworden. Diese schöne Tradition wollen wir auch weiterhin pflegen. So hat dieses Heft keinen thematischen Schwerpunkt, sondern unternimmt gleichsam einen Streifzug durch die verschiedenen Landesteile Sachsens.

Den Anfang macht ein Beitrag zur Namensgebung Zwickaus vor dem Hintergrund der urkundlichen Ersterwähnung dieser Stadt. So erinnern wir daran, dass in diesem Jahr das Jubiläum „900 Jahre Zwickau“ begangen wird. Weitere Beiträge widmen sich dem Maler Traugott Leberecht Pochmann, der dank der Forschungen von Harald Marx nicht mehr so unbekannt ist, dem Geologen Abraham Gottlob Werner, einem frühen naturkundlichen Universalmuseum in Dresden, der keramischen Industrie in Meißen sowie der Aktenvernichtung zur NS-Herrschaft in der Oberlausitz. Mit Libellen in der Elbe-Elster-Niederung ist auch das Themenfeld Natur und Umwelt vertreten.

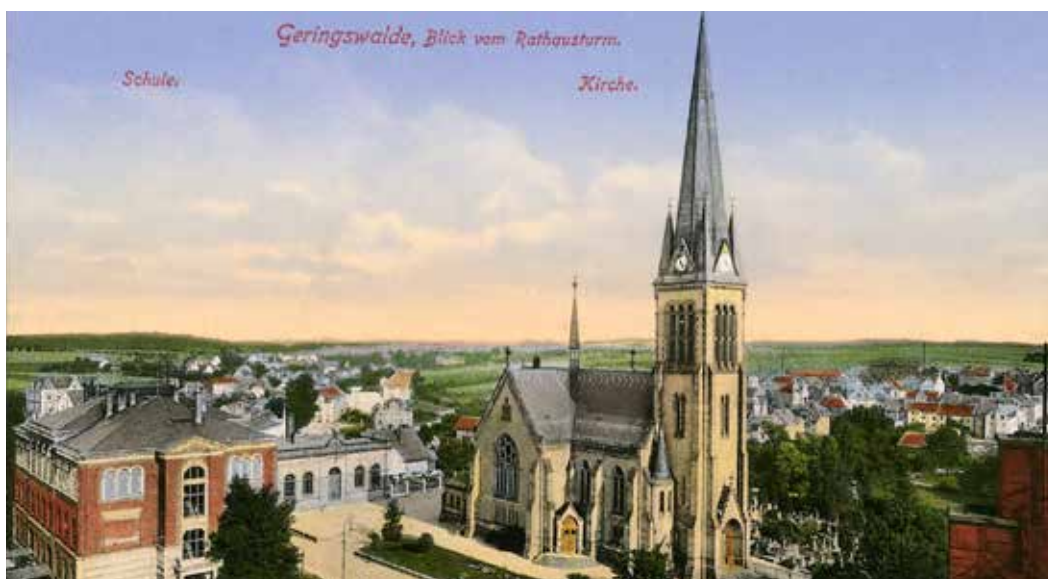
Dennoch können Sie in diesem Heft einen kleinen Schwerpunkt unschwer ausmachen: Zwei

Beiträge befassen sich mit dem Städtchen Geringswalde. Was zeichnet den im Schatten des Städtedreiecks Leipzig, Chemnitz und Dresden gelegenen Ort aus, zu dessen Söhnen der Jurist und Politiker Oswald Ahnert (1843–1920), der Architekt Wilfried Stallknecht (geb. 1920), der Fußballnationalspieler Wolfgang Blochwitz (1941–2005) oder der Verleger und Buchhändler Benjamin Wedel (1673–1736) zählen?

Letzterer war in gewisser Weise ein Seelenverwandter von Klaus Gumnior. Und nicht nur das: beide eint auch die gemeinsame Geburtsstadt Geringswalde. Die Verdienste des langjährigen Herausgebers der „Sächsischen Heimatblätter“ um eben diese Zeitschrift wie auch die Heimatkunde in Sachsen sind hinreichend bekannt und brauchen an dieser Stelle nicht noch einmal aufgezählt zu werden. Klaus Gumnior wurde im vergangenen Jahr 75 Jahre alt. Ein würdiger Anlass, um sich in einigen Beiträgen näher mit Geringswalde zu beschäftigen. Auch seine langjährige Wirkungsstätte Chemnitz ist mit einem Beitrag zu den Chemnitzer Stadthirten von Helmut Bräuer vertreten. Bereits das Titelbild ziert eine Ansicht von Chemnitz, die die frühneuzeitliche Stadt umgeben von Äckern und Weiden zeigt. Der Lehrer K. Haustein hat diese Ansicht 1907 gezeichnet.

Wir hoffen, dass Klaus Gumnior – und natürlich nicht nur er – seine Freude am vorliegenden Heft hat, und wünschen ihm alles Gute und allen Lesern viel Spaß bei der Lektüre!

*Dr. Lars-Arne Dannenberg  
und Dr. Matthias Donath  
Herausgeber der „Sächsischen Heimatblätter“*



Geringswalde, Postkarte, 1913  
© Wikimedia (Brück & Sohn, Meißen)

# Die Bedeutung der Urkunde zur Weihe der St. Marien-Kirche in Zwickau 1118 für die Erforschung der Besiedlung des Erzgebirges

Karlheinz Hengst

- <sup>1</sup> Vgl. Walter Schlesinger: Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter. Von den Anfängen kirchlicher Verkündigung bis zum Ende des Investiturstreits. Köln, Graz 1962, Bd. I, S. 185 f.
- <sup>2</sup> Vgl. ausführliche Darstellung bei Karl Streller: Die Besiedlung und die territoriale Entwicklung des ehemaligen Gaues Zwickau von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters, in: Herbergen der Christenheit 1971, S. 42-125.
- <sup>3</sup> Felix Rosenfeld: Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg. Teil I. Magdeburg 1925, Nr. 116, S. 101 f.; Codex diplomaticus Saxoniae regiae Reihe I, Bd. 2, Nr. 53, S. 45.
- <sup>4</sup> Die Lesart „Recma“ in den Urkundeneditionen ist wohl durch „Recina“ zu ersetzen. Dies kann eine Wiedergabe des slawischen „Rěčina“ im Sinne von ‚gewässerreiche Gegend‘ sein. Wahrscheinlicher ist aber wohl als Ausgangsform das slawische „Rěčna“ [gora] wörtlich ‚Flussberg‘, also ein Verweis auf einen Berg an einem Gewässer.

2018 begeht Zwickau das 900-jährige Jubiläum seiner ersten Marienkirche. Sie befand sich damals in dem im späteren Stadtbild von Zwickau aufgegangenen Osterwe(i)n.<sup>1</sup> Heute erinnert an diese slawische Siedlung nur noch die Osterweihstraße in der Nähe der Moritzkirche. Der heutige Dom St. Marien ist somit Nachfolger jener ältesten Kirche an neuem Standort.<sup>2</sup> Über die 1118 vom Bischof von Naumburg vollzogene Weihe ist glücklicherweise eine Urkunde erhalten geblieben. Es handelt sich dabei um eine zuverlässige Abschrift aus dem Jahr 1598 vom damals noch vorhandenen Original, das als verloren gilt.<sup>3</sup> Inhalt der von Bischof Dietrich von Naumburg (gest. 1123) gezeichneten Urkunde ist, dass er auf Veranlassung und Wunsch der Gräfin Bertha von Groitzsch in ihrem „territorium Zwickowe“ eine Parochialkirche zu Ehren der Heiligen Jungfrau Maria geweiht, und sie in den Verantwortungsbereich des Klosters Bosau bei Zeitz überwiesen hat. In der Urkunde wird sogleich ausdrücklich auf die von Anfang an geplante Zuständigkeit der neuen Kirche nicht für einen Ort, sondern ein größeres Gebiet verwiesen. Zur materiellen Ausstattung der Kirche enthält die Urkunde insbesondere die Nennung von zwei Hufen sowie den Böhmisches Zoll als jährliche Einnahme – und sechs geistliche Brüder sollen in der Kirche ihren Dienst tun.

## Die Grenzbeschreibung der Parochie 1118 und die ältesten Namen

Nach diesen generellen Angaben wird das Territorium der künftigen Parochie in seiner Ausdehnung gekennzeichnet. Demnach bildete der Mülsenbach („rivulus Milsena“) von der Quelle bis zur Mündung bei Schlunzig in die Mulde („in Muldam“) die Ostgrenze. Im Süden wird die Grenzlinie von einem Berg mit heute unbekanntem Namen („mons Luderni“) hin

zur Mündung „Scurnice in Muldam collemque Recina“ gezogen. Die Form „Scurnice“ zeigt den Genitiv an zu „Scurnica“, was die slawische Form für ein ‚schwarzes Gewässer‘ (heutiges Schwarzwasser) ist, wiederum mit Mündung in die Mulde. Der Berg „Recina“<sup>4</sup> mit ebenfalls slawischem Namen weist auf seine Lage an einem Bach oder Fluss oder eventuell auf einen an Fließgewässern reichen Berg hin, dann also wohl einen Berg mit Quellen für mehrere Wasserläufe.

Es ist anzunehmen, dass die Grenzbeschreibung zum Süden von Ost nach West erfolgte. Folglich ist der Berg „mons Luderni“ zunächst näher zu bestimmen. Über den Namen ist schon viel gerätselt worden. In der lateinisch geschriebenen Urkunde mutet der Name an, als handle es sich um den Namen eines Besitzers. Doch dem ist nicht so. Vielmehr liegt hier eine aus dem deutschen Sprachgebrauch übernommene Form zugrunde. Die mittelhochdeutschen Wörter „lûder, luoder“ ‚Tierkadaver, Aas‘ sowie mittelhochdeutsch „luodern“ ‚locken‘ bieten die Klärung des rätselhaften Bergnamens. Im Mittelalter war es bereits üblich, dass Jäger ein totes Tier zum Anlocken von Raubtieren auslegten. In der Jägersprache ist der „Luderplatz“ der Fachausdruck für eine solche Stelle im Gelände. Bei dem „mons Luderni“ geht es folglich um einen ‚Berg mit einer Stelle für ausgelegte Tierkadaver‘. Geprägt haben diesen Namen sehr wahrscheinlich die im Raum von Mulde und Chemnitz-Fluss seit dem 11. Jahrhundert für die Wegesicherung nach Böhmen hin zuständigen Wolfsjäger („venatores luporum“). Zu suchen sein könnte dieser Berg südlich von der Quelle des Mülsenbachs, etwa die „Hohe Warte“ (502 m) zwischen Mulde und Alberoda westlich Lößnitz. Damit ließe sich die Grenzbeschreibung nach dem Urkundentext dann sinnvoll fortführen zur Mündung des Schwarzwassers in die Mulde (bei Aue) und von da weiter nach Westen

zu dem schwer bestimmbareren Berg „Recina“. Vielleicht ist es der heutige Krähenberg (441 m) am Rödelbach in Saupersdorf oder eventuell der Borberg (433 m), der aber doch ein ganzes Stück entfernt vom Rödelbach liegt. Zu beachten ist, dass die Grenzbeschreibung mit Ebersbrunn bei Zwickau fortgesetzt wird, der Berg folglich am ehesten in der Nähe von Kirchberg zu wännen ist.

Die Westgrenze wird in ihrem Verlauf von Süd nach Nord angegeben mit einer Quelle „Albodistudinza dicitur“ (Albolds Brunnen/Quelle) genannt, wohl nach einem dort ansässig gewordenen Albold)<sup>5</sup>, heutiges Ebersbrunn, wobei sicher die Quelle westlich vom heutigen Ort mit einem Bachlauf durch Schönfels und Gopersgrün gemeint ist. Und diesem Gewässer folgend reicht die Westgrenze bis hin zur Mündung in die Pleiße („decensum [...] in Plisnam“) bei Steinpleis. Die Kürze dieser Westgrenze ist auffällig. Sie schwenkte dort sehr wahrscheinlich zur Mulde, vermutlich etwa bei Crossen, und folgte dann offenbar der Mulde flussabwärts bis zur Mündung des Mülsenbaches in die Mulde bei Schlunzig. Damit ist eigentlich das Terrain umrissen. Es folgen aber noch zwei Angaben zur Nordgrenze.

Im Norden sind als Begrenzungen genannt ein Graben („fossa“), vielleicht zu verstehen als ein mit Wasser gefüllter Geländeeinschnitt oder kleiner namenloser Bachlauf, mit dem Namen Hirschsprung („Hirsissprunck“) und ein Hügel oder eine Anhöhe („collis“), genannt Waidmannshütte („Weydemannisciets“), wörtlich ‚des Waidmanns Kiez‘. Eine sichere Lokalisierung der beiden Flurstellen im Gelände ist zumindest bisher nicht möglich. Die naheliegende Vermutung, es könnte sich bei der Anhöhe eine Verbindung mit dem heutigen Ort Weidensdorf nördlich Glauchau und westlich der Mulde, 1161/1171 (Kopie 16. Jh.) „Weidemannsdorff“<sup>6</sup>, herstellen lassen, ist schon deshalb hinfällig, weil der Ort rund 10 km nördlich der Mündung des Mülsenbaches an der Mulde liegt und damit nicht zum Parochialgebiet gehören kann.

### Das „territorium Zwikowe“ als Neuland für Kirche und Besiedlung

Es verblüfft natürlich etwas, dass der nördliche Grenzverlauf in der bedeutsamen Urkunde so knapp oder gar dürftig angegeben wurde. Das wird aber verständlich, wenn man den Besiedlungsstand in dem Raum an der Mulde um 1100 näher betrachtet. Da sind im Anschluss an den Altsiedelgau Plisni mit dem 1066 in Schmölln bestehenden Kloster<sup>7</sup> weiter in süd-

östlicher Richtung liegend die Kleinherrschaften Meerane und Mosel westlich bzw. links der Mulde zu beachten. Beide sind mit großer Wahrscheinlichkeit zum Ausgang des 11. Jahrhunderts bzw. um oder spätestens kurz nach 1100 in der Nachfolge zu den erfolgreichen Bemühungen Wiprechts von Groitzsch als erste deutsche Neugründungen im Landesausbau entstanden.<sup>8</sup> Damit war zugleich der dünne slawische Siedelstrang an der Mulde erreicht worden. Diese Verbindung mit dem Hause Wiprechts ist durchaus einleuchtend und begründet, wenn man beachtet, dass das Zwickauer Gebiet 1118 als Besitz der Gräfin Bertha von Groitzsch bezeichnet wird. Es liegt nahe, den weiter nach Nordosten anschließenden und schon im Vergleich zur Zwickauer Region etwas früher deutsch besiedelten Landstrich mit den Kleinzentren Meerane und Mosel<sup>9</sup> als ursprünglich auch zum Einflussgebiet derer von Groitzsch gehörig anzusehen. Auf Zusammenhänge zwischen den frühen kleinen Siedelräumen um Meerane und Mosel hat auch Walter Schlesinger als Landeshistoriker und Kenner des Gebietes von Kindheit an aufmerksam gemacht.<sup>10</sup> Dazu gehört auch der ausdrückliche Hinweis, dass die Kirchengründung von Zwickau der von Lausick 1105 im Umfeld Wiprechts nachgebildet worden ist, was sich an der Größe der Territorien sowie Anzahl der vorbestimmten Geistlichen erkennen lässt. Nur mit dem Unterschied, dass letztere von Bosau nach Pegau, aber die in Zwickau aus Pegau kamen.<sup>11</sup>

Aus der genauen Grenzbeschreibung ist zugleich klar zu erkennen, dass die Urkunde von 1118 mit der Weihe der Parochialkirche St. Marien erstens weit nach Südosten in das Erz-

5 Ernst Eichler, Hans Walther (Hrsg.): Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen. Berlin 2001, Bd. 1, S. 228 f.

6 Vgl. ausführlich Karlheinz Hengst: Ortsnamen Südwestsachsens (Deutsch-Slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte 39), Berlin 2003, S. 119.

7 1066 „abbatia videlicet Zmwlna ... in pago Blisina“ in: Urkundenbuch Naumburg I, Nr. 64 (vgl. zum Titel Anm. 3).

8 Vgl. dazu im Einzelnen Karlheinz Hengst (wie Anm. 6), S. 236-243.

9 Die Grenze zwischen beiden Kleinherrschaften bildete der Scheidenbach (= ‚Grenzbach‘) im Wald Schäbicht, 1361 Silua dicta Scheydembach, vgl. Karlheinz Hengst (wie Anm. 6), S. 240 mit Literatur.

10 Walter Schlesinger, Kirchengeschichte Sachsens (wie Anm. 1), Bd. II, S. 368.

11 Ebenda, Bd. II, S. 369.

Stadtansicht Zwickaus mit dem Dom St. Marien, Radierung um 1880

© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek



- 12 Vgl. Ernst Eichler, Hans Walther (Hrsg.): Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen. Berlin 2001, Bd. 2, S. 357.
- 13 Vgl. Walter Schlesinger, Kirchengeschichte (wie Anm. 1), Bd. II S. 367-369.
- 14 Felix Rosenfeld, Urkundenbuch Naumburg (wie Anm. 3), Nr. 64, S. 57.
- 15 Vgl. Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen (wie Anm. 12), Bd. 2., S. 370 f. Die von mir abweichend angegebene feminine slaw. Ausgangsform entspricht der Urkundenform und erklärt sich durch gedanklich zu ergänzendes altsorb. „veš“ ‚Dorf‘.
- 16 Die Angaben folgen verkürzt dem Historischen Ortsnamenbuch von Sachsen (wie Anm. 12). Neuere Erklärungen werden – außer bei Planitz – gesondert angemerkt. Ausführlichere Darstellungen zu den einzelnen Siedlungsnamen finden sich bei Karlheinz Hengst, Ortsnamen Südwestsachsens. Berlin 2003 (wie Anm. 6); vgl. Walter Schlesinger: Kirchengeschichte (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 368 mit Verweis auf die vordeutschen, also slawischen Dörfer von der heutigen Wüstung Grabau bis Bockwa.

gebirgswaldgebiet hineinreicht, zweitens die Mulde dabei in der Gebietsbestimmung nach Osten überschreitet und im Süden bis zur Mündung des Schwarzwassers in die Mulde führt. Es handelt sich also um ein Gebiet, das später erst zum Bistum Meißen gehörte. Drittens ist westlich der Mulde der siedlungsfreie Raum um die heutigen Städte Schneeberg und Kirchberg bis Ebersbrunn und zur Pleiße hin bis an die Grenze zur Kleinherrschaft Mosel erfasst. Mit anderen Worten: Das damals siedlungsleere Territorium entlang des Mülzenbachs bis zur heutigen Stadt Aue, von dort nach Westen bis Ebersbrunn und Steinpleis und zurück an die Mulde bei Crossen wurde vom Bischof der Kirche St. Marien als künftig zu versorgendes Gebiet zugewiesen. Ausdrücklich vermerkt die Urkunde noch zweierlei. Einmal, dass das umschriebene Gebiet künftighin zu bebauen und zu nutzen ist. Und zum anderen, dass die Bewohner dann gemäß dem Willen von Gräfin Bertha auch den Zehnten aus Fischfang und Jagdertrag zur Versorgung der Geistlichen erbringen sollen. Damit wird einerseits der Auftrag zum Landesausbau mittels Neuansiedlung erteilt, andererseits auch im Hinblick auf die ansässigen Slawen entlang der Mulde von Crossen bis Bockwa die Einbeziehung in die Zehntleistung erteilt. Die im Kloster Bosau bei Zeitz ausgefertigte Urkunde nennt 16 hochrangige Zeugen. Davon sind fünf aus dem geistlichen Stand, nämlich zwei Pröbste („prepositi“) und drei Stiftsherren („canonici“). Unter den elf Edelfreien sind u. a. Graf Heinrich („Henricus comes“) als Bruder der Gräfin Bertha und mit näherer Sitzangabe Werner von Schkeuditz („Wernherus de [S]cudicz“).

### Das Gebiet an der Mulde bis 1118

In jener Zeit war das Gebiet entlang der Mulde noch von den weiten Wäldern des Miriquidi umgeben. Vereinzelt Ansiedlungen gab es südlich der slawischen Altsiedelgaue Rochelinze und Plisni mit seinem Zentrum Altenburg nur entlang der Mulde, also weiter südlich von Schlagwitz, dem Dorf der Leute eines Slavek.<sup>12</sup> Wie im gesamten Gebiet östlich der Saale bildeten die Slawen auch nach der deutschen Eroberung dieses Raumes um 930 n. Chr. weiterhin die Bevölkerungsmehrheit, wenn auch im oberen Muldengebiet nur schwach vertreten.

Die weltlichen und kirchlichen Obrigkeiten hatten ihre Sitze in den Burgwardzentren der 968 gegründeten Bistümer Merseburg, Zeitz/Naumburg und Meißen. Von da aus erfolgte

seitdem zielgerichtet, aber auch sehr allmählich die Missionierung, also die Christianisierung des slawisch bewohnten Landes, worauf schon Walter Schlesinger vor Jahrzehnten in seiner Kirchengeschichte Sachsens hingewiesen hat.<sup>13</sup> Ein frühes Zeugnis dafür ist das 1066 erwähnte Kloster in Schmölln, „abbatia [...] Zmvlna [...] in pago Blisina“.<sup>14</sup> Gegründet wurde es in dem slawischen Ort „Smol’na“, einer Niederlassung zur Harz- und Pechgewinnung.<sup>15</sup> Das Kloster lag also noch westlich von der Pleiße an der Sprotte im Süden des slawischen Altgaues Plisni.

In jener Zeit der Regentschaft des letzten Saliens, die zwar das Ende des bekannten Investiturstreites unter Kaiser Heinrich IV. brachte, standen die östlichen Gebiete weniger im Blickfeld deutscher Reichspolitik. Das änderte sich aber bei dem Vertrauten von Heinrich IV., dem bekannten Wiprecht von Groitzsch. Er veranlasste in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts Landesausbau durch Gründung von deutschen Ansiedlungen an der Weißen Elster im Umfeld von Groitzsch im Südwesten von Leipzig. Dazu kam, dass Wiprecht die Tochter des Herzogs von Böhmen geheiratet hatte und das Bündnis des böhmischen Herrscherhauses mit Heinrich IV. so festigte, dass letzterer den böhmischen Herzog zum König von Böhmen ernannte. Infolgedessen standen auch die wegemäßigen Verbindungen nach Süden über das Erzgebirge sowie das Verringern der Gebiete ohne jegliche Bewohnerschaft entlang einer solchen Trasse („semita Bohemica“) besonders im Blickfeld. Die Geschehnisse von 1118 auf Initiative von Gräfin Bertha sind also in einem größeren Zusammenhang durchaus verständlich und nachvollziehbar.

Durch den Bischof im Bistum Naumburg erfolgte 1118 auf Veranlassung der Gräfin Bertha von Groitzsch eine Erweiterung seines Bistums nach Süden. Die Urkunde zur Weihe der Marien-Kirche nennt keine Orte. Dennoch bestanden damals einige Siedlungen entlang der Mulde. Sie waren von Slawen angelegt worden, die allmählich wohl vor allem im 9. Jahrhundert aus dem Altsiedel-Raum Rochlitz dem Verlauf der Mulde folgend nach Süden hin flussaufwärts siedelten.

Während die Masse der heutigen Orte in dem Pleißen- und Muldenraum nach Süden hin ihre Entstehung dem großen deutschen Landesausbau seit Mitte des 12. Jahrhunderts in der Zeit von Kaiser Friedrich I. Barbarossa verdankt, lassen sich für das 9. und 10. Jahrhundert einige slawische Siedelplätze für das Territorium Zwickau, also den Muldenraum mit dem Gebietsnamen „Zwicowe“, nachweisen. Die deut-



schen Obrigkeiten haben in ihren Kanzleien die Namen von slawisch benannten Orten und anderen geographischen Objekten, vor allem von Bächen, recht genau nach der damaligen Aussprache und Sprechweise der Slawen festgehalten.

### Die slawischen Siedlungen im Parochialgebiet von St. Marien im Jahr 1118

Obwohl die Weiheurkunde von 1118 keine Ortschaften oder Siedelplätze innerhalb des in der Grenzbeschreibung umrissenen Gebietes nennt, hat es solche dennoch gegeben. Für den Bischof bestand kein Anlass, diese bei Ausstellung der Urkunde zu erwähnen. Das damals zum Besitz der oben bereits genannten Bertha von Groitzsch gehörige Gebiet wird mit einer Kirche ausgestattet. Deren Einzugsgebiet reicht von da ab bei Schlunzig östlich über die Mulde hinaus bis zum gesamten Mülsengrund und erfasst den Muldenraum zu beiden Seiten von Schlunzig aus weit nach Süden bis zur Schwarzwassermündung in die Mulde bei der heutigen Stadt Aue. Die folgenden Orte an der Mulde flussaufwärts lassen sich auf Grund ihrer sprachlichen Struktur sowie ihrer ursprünglichen Orts- und Flurformen als die ältesten slawischen Ansiedlungen bestimmen.<sup>16</sup> Es sind Platzdörfer mit Block- und Streifenflur:<sup>17</sup>

- Schlunzig, 1219 „Slunz“, 1413 „Slunczke“, zu altsorbisch „Slučsk-“ (Ort an Flusskrümmung);
- Wulm, 1219 „Vulmin duo“, zu altsorbisch „Volmin-“ (Ort, wo Fluss Wellen, Wogen zeigt);
- Crossen, 1219 „Crozne“, wahrscheinlich ein Name ohne Suffigierung mit Hinweis auf ein Handwerk zu altsorbisch „Krosna“ (Webstuhl);<sup>18</sup>
- Pölbitz, 1219 „Belwiz“, zu altsorbisch „Bělovica“ (Ort an feuchter Wiese);
- Osterwein, [1212] „Osterweine“, [1219] „Osterwegen“, 1329 „Osterwen“, zu altsorbisch „Ostrov’ane“ ‚Inselbewohner‘ oder evtl. auch „Ostrov’no“ (Ort auf Insel).<sup>19</sup> Der Ort ist in Zwickau aufgegangen.
- Schedewitz, 1219 „Schetwiz“, 1322 „Czethewitz“, zu altsorbisch „Četov-c-“ bzw. „Četovic“ etwa (Ort einer bewaffneten Schar);<sup>20</sup>
- Bockwa, 1219 „Bukwen“, zu altsorbisch „Bukov’ane“ (Ort der Leute am Buchenwald).

Weitere Orte, die zwar einen slawischen Namen weiterführen, beruhen jedoch vor allem auf slawischen Bachnamen, vereinzelt auf einem Namen für Bienenzucht bzw. auf besonderem Tiervorkommen. Es sind dies aber keine slawischen Ansiedlungen gewesen:

- Pöhlau, 1338 „von der Bele“, 1405 „die Behl“, zu altsorbisch „Běla (voda, rěka)“ etwa ‚Weißbach‘;
- Planitz, [1192] „Plaunizc“, 1243 „Plawnicz“, zu altsorbisch „Plav’nica“ (Bach mit Schilfröhricht und überschwemmtem Umland);
- Vielau, [1240 „Bilowe“], zu altsorbisch „Běl’ava“ (Weißbach) oder „Běl’ava“ (Bach in feuchter Wiese);
- Crinitz, 1388 „Crinicz“, zu altsorbisch „Krinica“ (Bach in schüsselförmiger Vertiefung im Gelände);
- Culitzsch, 1388 „Kulcz, Kultzsch“, zu altsorbisch „Kolč/Kulč“ (hohler Baumstock, Bienenstock);
- Wilkau, 1432 „Wilkaw“, zu altsorbisch „Vil’kov-“ (Ort/Stelle, wo es Wölfe gibt).

Diese letztgenannten sechs Orte führen slawische Flurnamen fort. Sie wurden vor der deutschen Besiedlung von den Slawen geprägt und dienten ihnen zur Orientierung im weiteren Umland. In der Zeit der deutschen bäuerlichen Zuziedlung ab Mitte des 12. Jahrhunderts wurden die Namen als Ortsnamen weiterverwendet. In allen Fällen haben wir es mit den für jene Zeit typischen Waldhufendörfern zu tun.

Im engeren „territorium Zwikowe“ waren somit 1118 existent als kleinere slawische Ansiedlungen Crossen, Pölbitz, Osterwe(i)n, Schedewitz und Bockwa. Die Kirchengründung erfolgte also in einem sehr schwach besiedelten Gebiet. Zugleich ist gemäß der von Nordwesten nach Südosten voranschreitenden Landesausbau-richtung ablesbar, dass die Kirchweihe auch

17 Vgl. die Angaben jeweils unter dem Ortsnamen in: Historisches Ortsverzeichnis von Sachsen. Neuauflage. Hrsg. von Karlheinz Blaschke, 2 Halbbände, Leipzig 2006.

18 Die zahlreichen vergleichbaren Namen im westslawischen Sprachraum bereiten noch immer Schwierigkeiten, da die urslawische Basis mit dem zugrunde liegenden Motiv ungeklärt ist. Daher wurde auch versucht, bei dem Lexem neben vorwiegend mit der Bedeutung ‚Webbalken‘ auftretender Semantik auch die Angaben ‚Gestell‘ oder ‚Korb‘ mit dem Fischfang zu verbinden.

19 Ausführlicher vgl. Karlheinz Hengst, Formale Quellen zu Sprache und Geschichte im Mittelalter, in: R. Aurig (Hrsg.): Im Dienste der historischen Landeskunde. Beucha 2002, S. 77-93.

20 Ausführlich dazu Karlheinz Hengst: Schedewitz und Zschocken – zwei Wegesicherungen an Böhmischem Steig, in: Onomastica Slavogermanica XXV, Stuttgart/Leipzig 2008, S. 24-28.

Die St. Marienkirche in Zwickau vor dem Brand 1650, Federzeichnung  
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek



- 21 Im Urkundenbuch Naumburg (Anm. 3) I, Nr. 116 ausdrücklich angeführt, da die Urkunde von 1118 nur in viel späterer Abschrift erhalten geblieben ist. Die Graphie <Zcw> dürfte auf Modernisierung durch den Kopisten im 16. Jh. beruhen. Auch auslautend <aw> zeigt die seit Ausgang 14. Jh. übliche Gestalt, während die Urkunden mit diesem Namen im 12. und 13. Jh. <owe> haben. Das <aw> reflektiert also eine spätere Entwicklung zu gesprochenem -au.
- 22 Vgl. K. Hengst: Zwickau – Geschichte eines Namens, in: Namenkundliche Informationen 69 (1996), S. 74.
- 23 Ernst Eichler: Slawische Ortsnamen zwischen Saale und Neiße. Bd. 4. Bautzen 2009, S. 148.
- 24 Vgl. Urkundenbuch Naumburg I, Nr. 123, 175, 191, 192, 212, 238, 281.
- 25 Vgl. Hans Patze: Altenburger Urkundenbuch. Jena 1955, Nr. 60.
- 26 Vgl. A. Profous: J. Svoboda, Místní jména v Čechách [Ortsnamen in Böhmen]. Bd. 4, Praha 1957, S. 794.
- 27 Ebenda S. 793.

bereits diesem Trend entsprach und zu erkennen gibt, im oberen Muldenraum künftige Rodung und Neuansiedlung zu betreiben. Das enthält die Urkunde von 1118 im abschließenden Teil auch ausdrücklich als Aufgabenstellung.

### Die Herkunft des Stadtnamens „Zwickau“

Das dazu vorgesehene Gebiet war auch in den Kanzleien mit Namen bekannt. Der 1118 erstmals genannte Name für das heute geläufige Zwickau galt damals nicht für einen Ort, sondern für ein Gebiet an der Mulde. In einem Regest nach dem Original der Urkunde ist zu lesen „in territorio Zwickaviensis“.<sup>21</sup> Diese am ehesten dem Original entsprechende Schreibung weist auf eine Anlautgraphie <zw> hin. Auf Grund der slawischen Siedlungsnamen an der Mulde besonders im Raum von Zwickau ist die Forschung auch bei Zwickau von einem slawischen Namen ausgegangen.<sup>22</sup> Bei allen Bemühungen ließ sich aber das Motiv für die Namengebung nicht klar ermitteln und nur mit einem vermutlich auffallend hellen Geräusch beschreiben.<sup>23</sup> Die bisherige slawische Erklärung ist nun nach eingehenden Untersuchungen zu slawischen Gebietsnamen hinfällig geworden. Solche Namen zeigen eine gänzlich andere Struktur und niemals das auslautende toponymische slawische Suffix -ov. Der Gebietsname Zwicowe, später auch Zwickaw, beruht nach dem heutigen Erkenntnisstand nicht auf slawischer, sondern auf deutscher Namengebung. Es handelt sich dabei um den Namen für ein Landstück zwischen der Mulde, Moritz- und Planitzbach. Dieses Territorium wurde nach seiner Lage zwischen den Wasserläufen mit mittelhochdeutsch zwic (dazu der Genitiv -ckes) ‚Keil, Zwischenstück‘ (vgl. deutsch Zwickel) plus mittelhochdeutsch ouwe ‚Aue‘ gekennzeichnet. Die „Zwick-Aue“ war also der deutsche Name für genau jenen kleinen „Landstreifen“, den die Slawen im 9. Jahrhundert als Insel empfunden hatten und daher für eine Siedlung dort den Namen \*Ostrov’ane ‚die Inselbewohner‘ oder evtl. auch \*Ostrov’no ‚Inselort‘ geprägt hatten (vgl. oben). Die lange erhalten gebliebene Mundartform de zwicke für Zwickau bestätigt die deutsche Bildung mit dem femininen „die“ infolge von „die Aue“.

Es ist anzunehmen, dass der Name spätestens seit dem 10. Jahrhundert gebraucht wurde. Er ist von der deutschen Obrigkeit übernommen und beibehalten worden, was die Urkunde zur Kirchenweihe von 1118 ausweist.

Alle nach 1118 in Urkunden vorkommenden Schreibungen zeigen im 12. Jahrhundert nur

die Anlautschreibung <zw>: 1121 „in Zwicowe“, 1145 „in Zwicowe“, 1151 „in Zwickowe“, „in pago Zwickowe“, 1152 „in Zwickowe“, 1160 „in Zwickowe“, 1171 „in pago Zwickowe“,<sup>24</sup> auch 1206 „Zvickovve“.<sup>25</sup> So wie der Anlaut in der Schrift variieren konnte, treten auch die Schreibungen mit <c> oder <k> sowie <ck> als gleichwertig für gesprochenes /k/ in der Mitte des Namens auf. Der sicher bald nach 1118 als Ortsname gebräuchlich gewordene frühere Gebietsname hat im Auslaut mittelhochdeutsch „ouwe“ (Aue) gutbewahrt. Für die gesamte Namensgebung der Slawen im Gebiet an der Mulde südlich vom Altsiedelraum Rochlitz ist eines auffällig: Alle Namen sind nach Erscheinungen aus der Natur bzw. nach geographischen Gegebenheiten, nur vereinzelt auch nach Tätigkeiten, gegeben worden. Die Umwelt hat die entscheidenden Motive für die Namenbildung geliefert. Es erfolgte keine Vergabe von Namen nach Personen, die sich mit ihrer Familie niederließen, wie dies vorher in der Zeit der Landnahme in den Altsiedelräumen geschah.

### Die Urkunde von 1118 in ihrer Bedeutung für die Besiedlungsgeschichte

Die sprachgeschichtliche Betrachtung und Erklärung der slawischen Ortsnamen im engeren Zwickauer Raum bringt auch in Verbindung mit der Urkunde von 1118 neue Erkenntnisse insbesondere zur Besiedlungsgeschichte, was hier nur kurz mitgeteilt werden kann. 1118 und auch später wird der Böhmisches Zoll in beachtlicher Höhe erwähnt. Das hat immer wieder zu der Frage geführt, wo sich die Zollstätte befunden haben könnte. Bisher wurde sie im engeren Gebiet der späteren mittelalterlichen Stadt Zwickau gesucht. Inzwischen hat sich jedoch Folgendes gezeigt: Der ein ganzes Stück entlang der Mulde verlaufende alte Böhmisches Steig und sein vermutlich älterer Verlauf durch den Mülsengrund hat sehr wahrscheinlich am unteren Ortsende des heutigen Zschocken diese Zollstelle besessen. 1219 „Schakan“, [1286] „Scacken“, 1358 „czu dem Czschackan“ usw. führt zu altsorbisch „Čakan“, einer Bildung zu einem Personennamen „Čakan“ (der Erwartete) + -j-Suffix oder zu „Čakany“ (die [Leute mit] Streitäxten) zu „čakan“ (Streitaxt), wobei die Slawen Ende des 10. Jahrhunderts die den Zoll erhebenden bewaffneten Wachleute nach ihrer Bewaffnung benannt haben könnten.<sup>28</sup> Archäologisch ist am Südwestende des Ortes ein Bühl mit dem Namen „Waal“ nachgewiesen. Das ist mit hoher Wahrscheinlichkeit die Zollstätte gewesen.



Sie lag innerhalb der in der Urkunde 1118 beschriebenen Grenzen, und sie bestand bereits im 11. Jahrhundert – fraglich, ob gar schon im 10. Jahrhundert. Die Nähe der erst später angelegten Burgen Hartenstein und Wildenfels dürfte auch nicht ganz zufällig sein. In Schedewitz befanden sich wahrscheinlich spätestens seit der Mitte des 10. Jahrhunderts die „stationierten“ Bewaffneten. Die Slawen haben also beide Namen geprägt. Über die ethnische Zugehörigkeit der Waffenträger ganz im Süden des noch schwach besiedelten Muldenraumes erfahren wir nichts.<sup>29</sup>

Vom Raum Rochlitz aus gesehen waren Schedewitz und auch Zschocken wichtige Standorte mit gewissen Verwaltungsaufgaben in den Jahrzehnten nach 930, also seit der Eingliederung des Ostsaaleraumes ins Reich. Es ist dabei auch nicht ausgeschlossen, dass die aus dem Chemnitzer Raum bekannten Wolfsjäger möglicherweise auch in Schedewitz einen Stützpunkt hatten. Auf ein Betätigungsfeld der Wolfsjäger weisen zwei Namen recht deutlich hin. Das ist einmal der oben angeführte Name altsorbisch „Vil'kov-“ (Wolfsort).<sup>30</sup> Und zum anderen ist es die Angabe eines Grenzpunktes in der Urkunde von 1118 mit dem Namen „mons Luderni“ (vgl. oben). Besonders im Winter ließ sich das Raubwild im frischen Schnee vom Luderplatz aus gut aufspüren.<sup>31</sup>

Zeichen für die deutsche Namengebung infolge von der Obrigkeit schon früh veranlasster weidmännischer Tätigkeit bietet die Urkunde auch noch mit zwei Angaben zu den nördlichen Grenzpunkten: ein Graben (Bach) „Hirsissprunck“ und ein Hügel „Weydemannissciets“, also ‚Hütte eines Jägers‘ (vgl. oben). Und als ein weiterer Stützpunkt ist der heutige Ort Weidensdorf bei Glauchau recht wahrscheinlich, im 12. Jahrhundert „Weidemannsdorff“ (vgl. oben).

### Die Zuverlässigkeit der Urkunde von 1118

Insgesamt ist die Urkunde von 1118 in ihrer Abschrift aus dem 16. Jahrhundert als sehr zuverlässig zu bewerten. Das unterstreichen auch die für weitere Grenzpunkte angegebenen Namenformen „fons Albodistudinza“ für die Pleißenquelle mit einem deutschen Personennamen „Albold“ und die altsorbischen Formen „Studenica“ zu „studen-“ (kalt) sowie „Scurnice“ für „Čornica“, das heutige gleichbedeutende ‚Schwarzwasser‘. „Albodistudinza“ ist eine slawische Bildung für (Ort des Albold an kalter Quelle)<sup>32</sup> mit einem ersten deutschen Personennamen im Zwickauer Raum. Der Name von

1118 ist die Niederschrift einer slawischen Form nach Gehör noch aus dem 10./11. Jahrhundert. Hier dürfte es sich um eine Versorgungsstelle gehandelt haben. Diese haben die Slawen benannt nach einem von Rochlitz her eingesetzten Beauftragten mit Siedelhof. Die Sicherung der Verbindungswege wurde also offensichtlich von der deutschen Obrigkeit zielstrebig betrieben. Es ist daher auch nicht zufällig, dass zuerst an dem am weitesten westlich gelegenen Weg von Altenburg bzw. Rochlitz aus gen Süden diese Wegesicherung mit Einrichtung einer Zollstelle erfolgte und dann auch da die erste Kirchengründung in Angriff genommen wurde.

Die Namenformen „Scurnice“ und „Slunczke“ sind sprachwissenschaftlich aufschlussreich.<sup>33</sup> Sie bezeugen in ihrer lautlichen Struktur, dass die Namen im Muldenraum spätestens um die Mitte des 10. Jahrhunderts in Registraturen der markgräflichen und bischöflichen Kanzleien erfasst und im Verwaltungsbereich von da an weiter verwendet wurden. Besonders beachtenswert für das Miteinander von Slawen und Deutschen im Muldenraum vom 10. bis 12. Jahrhundert ist fernerhin die Übertragung der Namen von slawisch benannten Gewässern auf die nach 1150 an diesen angelegten Dörfer.

### Das Umfeld und der Bestand der Parochie „Zwikowe“ um 1118

Die zu den Herrschaften Meerane bzw. Mosel gehörigen Dörfer gehörten zum Weiheakt nicht in den Parochialbereich. Bei Meerane waren damals Zubehör Seiferitz, Dennheritz, Schindmaas, Lipprandis, Dietrich<sup>34</sup> und bei Mosel die Dörfer Oberrothenbach, Helmsdorf, Weißenborn und Niederhohndorf<sup>35</sup> sowie das Anfang des 15. Jahrhunderts noch bestehende Rappendorf<sup>36</sup>. Damit wird auch verständlich, dass westlich der Mulde erst ab dem Dorf Marienthal das Zugehörigkeitsgebiet der frühen Parochie von St. Marien beginnt. Eine Karte zeigt die Urfparrei mit ihrem Zuwachs im Laufe der Jahrhunderte.<sup>37</sup>

Als erste Neugründung nach 1118 darf demnach Marienthal gelten. Es wurde nach der Kirchenheiligen benannt: 1192 (Kopie 14. Jh.) „villa que vallis sancte Marie nuncupatur“ (Dorf, das Thal der heiligen Maria genannt wird).<sup>38</sup> Die erst relativ spät einsetzende urkundliche Überlieferung darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Dorf sicher bereits bald nach der Weihe der Kirche St. Marien entstanden ist, wahrscheinlich also bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Daran

28 Dazu vgl. in allen Einzelheiten K. Hengst: Schwierige Ortsnamen Westsachsens, in: *Onom. Slavogerm.* (wie Anm. 21), S. 28-39.

29 Vgl. auch die sehr ausführlichen Erläuterungen bei K. Hengst: Namen von Kirchen und Dörfern im Zwickauer Raum als Geschichtsquellen bis zum Ende des 11. Jahrhunderts, in: *Zur Kirche gehört mehr als ein Kreuzifix.* Hrsg. von Michael Beyer et al., Leipzig 2008, S. 25-41.

30 Die sprachlich mögliche Zuordnung zu einem slawischen Personennamen scheidet insofern aus, als es sich um eine Gründung der Siedlung nach Mitte des 12. Jahrhunderts handelt. In dieser Zeit sind neue Siedlungen mit Bezug auf einen slawischen Lokator als Mischnamen gebildet worden mit slawischem Personennamen + Grundwort -dorf.

31 Vgl. Irmgard Lorenz: *Russische Jagdterminologie. Analyse des Sprachgebrauchs der Jäger,* München 1978, S. 238.

32 1303 „Alvoltsburn“ setzt den Personennamen mit Grundwort -born und später -brunn in der Zeit der mehrheitlich deutschen Besiedlung fort bis zum heutigen „Ebersbrunn“.

33 Vgl. dazu ausführlicher und näher erläuternd Karlheinz Hengst: *Ortsnamen Südwestsachsens (Deutsch-Slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte 39),* Berlin 2003, S. 102 f. und 155.

34 Vgl. Walter Schlesinger in *Historische Stätten Deutschlands, Bd. Sachsen.* Stuttgart 1965, S. 222 f.

35 Vgl. Walter Schlesinger, ebenda, S. 236.

36 Rappendorf nordwestlich von Zwickau am Oberlauf des Weißenborner Baches ist belegt 1419 „in steynplissen, in villa Rappendorff“ (StHA Dresden Copial 34, Bl. 49b.) Zugrunde liegt der deutsche Kurzname „Rappo“ zum Personennamen „Radboto“ – im 12. und 13. Jahrhundert mehrfach im Raum Plisni belegt. Möglicherweise handelt es sich um den Namen eines Herrn von Mosel, die im 13. sowie 14. Jahrhundert in den Personennamen „Reinboto“ (Anlaut R- und das Zweitglied -boto) zeigen.

37 [www.kirche-zwickau.de](http://www.kirche-zwickau.de) (29.09.2016).

- 38 Urkundenbuch Naumburg I (wie Anm. 3), Nr. 377.
- 39 Urkundenbuch Naumburg I (wie Anm. 2), Nr. 124, S. 107-110.
- 40 Vgl. Walter Schlesinger, Kirchengeschichte (wie Anm. 1), Bd. II, S. 192-193.
- 41 Codex diplomaticus Saxoniae regiae II 6, Nr. 302. Zum Fernhandelsmarkt vgl. Walter Schlesinger, Kirchengeschichte (wie Anm. 1), Bd. II, S. 25.
- 42 Vgl. Walter Schlesinger: Kirchengeschichte (wie Anm. 1), Bd. II, S. 194-195.
- 43 Vgl. Urkundenbuch Naumburg (wie Anm. 2) I, Nr. 277, S. 260 f.
- 44 Vgl. Walter Schlesinger: Kirchengeschichte (wie Anm. 1), Bd. II, S. 194.
- 45 Codex diplomaticus Saxoniae regiae I 2, Nr. 308, S. 210 f.
- 46 Codex diplomaticus Saxoniae regiae I 2, Nr. 397. S. 275 f.
- 47 Vgl. Walter Schlesinger: Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter. Bd. II. Köln, Graz 1962, S. 55.
- 48 Ebenda S. 5.
- 49 Ebenda S. 5-6.
- 50 Vgl. zum Landesausbau ausführlicher Rudolf Kötzschke, Hellmut Kretzschmar: Sächsische Geschichte. Lizenzausgabe Augsburg 1995, S. 88-96; Karl Czok (Hrsg.): Geschichte Sachsens. Weimar 1989, S. 105-123; Karlheinz Blaschke: Geschichte Sachsens im Mittelalter, Berlin 1990, S. 77-110.
- 51 Walter Schlesinger, Kirchengeschichte (wie Anm. 1), Bd. II, S. 193.

schlossen sich dann nach und nach die Gründungen von Planitz, Cainsdorf, Rottmannsdorf, Culitzsch, Crinitz bis Kirchberg an sowie östlich der Mulde die Orte im Mülsengrund sowie Schneppendorf, Auerbach, Eckersbach bis Wilkau und Haßlau, Friedrichsgrün und Vielau. Dieser Besiedlungsgang im Zuge des forcierten Landesausbaus vor allem in der Zeit von Kaiser Friedrich I. Barbarossa vollzog sich im weiteren Verlaufe des 12. Jahrhunderts bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts. Die Ortsnamenlandschaft einer geographischen Karte war damit zu jener Zeit im Wesentlichen geprägt und hat im Laufe der folgenden Jahrhunderte nur wenige Ergänzungen infolge von Neugründungen durch den Bergbau und die industrielle Entwicklung erfahren.

### Die besondere Bedeutung der Weihe von St. Marien 1118 für Sachsen

Noch zu wenig bekannt ist die gleichsam als Pioniertat zu bezeichnende Weihe der Kirche St. Marien von 1118. Die Einrichtung dieser Pfarrparrei in einem nur schwach von Slawen besiedelten Gebiet an der Mulde darf durchaus als der Auftakt zum großen Siedelwerk des 12. Jahrhunderts in Sachsen gelten, insbesondere für den gesamten Vorerzgebirgs- sowie Erzgebirgsraum. Als weitere „Paukenschläge“ im Sinne von Initiativen zum in der Vergangenheit als „Ostsiedlung“ bezeichneten siedlungsmäßigen Landesausbau folgten nach 1118 in recht dichter Abfolge von den deutschen Herrschern und den Bistümern veranlasst deutliche Impulse. Sie seien hier nur überblicksmäßig genannt:

1122 beurkundet Bischof Dietrich von Naumburg die Gründung der Pfarrkirche zu Plauen mit Pfarrecht im gesamten Dobnagau.<sup>39</sup>

1136 etwa erfolgte die Gründung des Benediktinerklosters Chemnitz durch Kaiser Lothar III.<sup>40</sup>

1143 bestätigte König Konrad III. die Gründung des Klosters in „Kameniz“ und verfügte die Einrichtung eines Fernhandelsmarktes („forum publicum“).<sup>41</sup>

1143 nahm König Konrad III. eine Schenkung von 100 Hufen im königlichen Waldland beiderseits der Mulde an das nahe Jena gelegene Kloster Bürgel vor, worauf von dort die Anlage eines Benediktinerinnenklosters in dem slawischen Dorf Remse an der Mulde (nahe Waldenburg) zwischen den Orten Kertzsch und Jerisau umgehend erfolgte.<sup>42</sup> Bereits 1165/1170 überließ Bischof Udo II. von Naumburg dem Nonnenkloster St. Marien und St. Nicolai an der Mulde in Remse im Tausch das Dorf Weidendorf nördlich Jerisau.<sup>43</sup> Auf die Stiftung

von Kloster Remse als zeitliche und sachliche Parallele zur Gründung von Kloster Chemnitz hat vor Jahrzehnten bereits Walter Schlesinger hingewiesen.<sup>44</sup>

1162 bestätigte Kaiser Friedrich I. Barbarossa die von Markgraf Otto von Meißen vorgenommene Gründung des Benediktiner-Klosters Alzelle bei Meißen, die vorher Markgraf Otto von Meißen vorgenommen hatte.<sup>45</sup>

1173 richteten Markgraf Otto von Meißen und Dudo von Meineweh sowie Meinher von Werben, der spätere Burggraf von Meißen, das Augustiner-Kloster nahe der späteren Stadt Aue (bekannt als „Klösterlein Zelle“) ein, was durch Friedrich I. ausdrückliche Bestätigung erfuhr.<sup>46</sup> Als erste Zeugen sind ausgewiesen der Erzbischof von Magdeburg und Bischof Udo von Naumburg.

Seit den Forschungen von Walter Schlesinger ist das besondere Engagement der Naumburger Bischöfe als Verfechter des Landesausbaus allgemein bekannt.<sup>47</sup> Und als weltlicher Initiator gilt Lothar III., der als „der erste deutsche König [...] an das Werk Ottos des Großen anknüpfte und der deutschen Ostsiedlung des 12. Jahrhunderts die Bahn wies.“<sup>48</sup> Sein Nachfolger, der Staufer Konrad III. hat durchaus mit Tatkraft die Politik seines Vorgängers fortgesetzt. Er begann, das Reichsgut neu zu organisieren, indem es Burggrafen unterstellt wurde. So traten zu den bisherigen Burggrafen zu Meißen und Dohna nun solche neu hinzu in Altenburg, Leisnig, Döben, Bautzen und Cottbus. Außerdem band er das Egerland ans Reich.<sup>49</sup>

Die große Welle des Landesausbaus<sup>50</sup> vollzog sich aber erst unter Friedrich I. in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts.<sup>51</sup> Die von Lothar und Konrad sowie von den Bischöfen von Naumburg eingeleitete Entwicklung setzten nun die Reichsministerialen fort. Im hier besprochenen Gebiet waren das weiter westlich im heutigen sächsischen und thüringischen Vogtland vor allem die Vögte von Plauen, Gera, Weida und Greiz; im Muldengebiet die Herren von Waldenburg, die Schönburger, die Meinheringer zu Hartenstein, die Erkenbertinger zu Stollberg und im Anschluss an den Besitz von Kloster Chemnitz die Herren von Erdmannsdorf sowie die von Schellenberg. Die zuletzt genannten Klostergründungen in den Flussräumen von Mulde und Chemnitz lagen aber bestimmt vor dem von ihnen eingeleiteten und nachfolgenden weiteren Landesausbau. Für das Erzgebirge ist somit der Besiedlungsvorgang für die beiden letzten Jahrzehnte des 12. Jahrhunderts und die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts anzusetzen.

#### Autor

Prof. Dr. Karlheinz Hengst  
Chemnitz





# Anmerkungen zur älteren Geschichte von Geringswalde

Wolfgang Schwabenicky

„Im Fürstenwalde bei Geringswalde, einem zu dem Amte Colditz gehörigen Forste, befinden sich noch erkennbare Reste einer Burg, über deren Besitzer und Schicksale auffallend wenige oder eigentlich gar keine Nachrichten vorhanden sind.“ So schreibt Johannes Falke 1867 in den Mitteilungen des Königlich Sächsischen Vereins für die Erforschung und Erhaltung vaterländischer Geschichts- und Kunstdenkmale.<sup>1</sup> Bei diesen Resten einer Burg handelt es sich um eine große dreiteilige Anlage auf einem nach drei Seiten steil abfallenden Sporn über dem Auenbach etwa zwei Kilometer nordwestlich von Geringswalde. Seit diese Burg wieder in das Bewusstsein der Menschen gerückt ist, beschäftigte man sich damit, ob sie mit dem „fundus castris destructi“ in der Gründungsurkunde des Klosters Geringswalde 1233 in einem Zusammenhang steht, wobei es zu unterschiedlichsten, zum Teil sich widersprechenden Angaben und Schlussfolgerungen kam. Eine erste Einordnung versuchte 1777 Gottfried August Bernhardt. Nach seinem Ermessen konnte es sich nicht um eine Burg derer von Schönburg, Eigentümer

von Geringswalde, gehandelt haben, da sie im Fürstenwald liegt, welcher schon seit langer Zeit Eigentum der Markgrafen von Meißen war und in das Amt Colditz gehörte.<sup>2</sup> Eine längere Abhandlung widmete der Burg 1843 der Advokat Karl Gautsch.<sup>3</sup> Er schilderte aufgrund von Akten ausführlich die Schatzgräberei in der Ruine auf dem Hauskellerberg, beschrieb einige Funde und bildete einen Plan von 1738 ab. Er vermutete, wie auch schon Bernhardt, die zerstörte Burg am unteren Ende von Geringswalde, hielt aber für möglich, dass die Anlage im Fürstenwald der Sitz eines schönburgischen Vasallen war oder dass sie gar zur Herrschaft Colditz gehörte. Auch für Johannes Falke galt als sicher, dass die zerstörte Burg von 1233 nicht die Burg im Fürstenwald war, sondern ein Schloss auf dem sogenannten Burgberg im Westen der Stadt Geringswalde.<sup>4</sup> Er schloss sich damit sowohl Gottfried August Bernhardt als auch Anton Tobias an.<sup>5</sup> Reinhold Hofmann ließ es offen, ob die Burg auf dem Hauskellerberg Rochlinti war und im Besitze der Schönburger war.<sup>6</sup> Gerhard Billig und Heinz Müller<sup>7</sup> folgten der lokal-

**Geringswalde, Altes Schloss. Sporn, auf dem die Kernburg stand.**  
Foto: Klaus Ebert

Der Beitrag ist Klaus Gumnior, dem langjährigen Herausgeber der „Sächsischen Heimatblätter“ zum 75. Geburtstag gewidmet.

- 1 Falke, Johannes: Eine Ausgrabung im Fürstenwalde bei Geringswalde 1737. In: Mitteilungen des Königlich Sächsischen Vereins für die Erforschung und Erhaltung vaterländischer Geschichts- und Kunstdenkmale 17 (1867), S. 22-29, hier S. 2).
- 2 Bernhardt, Gottfried August: Beitrag zu einer Geschichte des Städtlein Geringswalda und besonders des ehemals dabey gelegenen St. Marien-Klosters, Benedictiner-Ordens. Leipzig 1777, S. 27-29.
- 3 Gautsch, Karl: Das alte Schloß im Fürstenwalde bei Geringswalde. In: Archiv für sächsische Geschichte und Altertumskunde 1843, S. 213-223.



**Geringswalde, Altes Schloss,  
Graben an der Nordseite**  
Foto: Klaus Ebert



- 4 Falke 1867 (wie Anm. 1), S. 22 f.
- 5 Tobias, Anton: Regesten des Hauses Schönburg vom urkundlichen Auftreten desselben bis zum Jahre 1326. Zittau 1865, S. 12.
- 6 Hofmann, Reinhold/Müller, Conrad: Gründung und Geschichte des Klosters Geringswalde. Aus dem Nachlasse des Studienrates Professors Dr. Reinhold Hofmann erweitert und herausgegeben von Dr. Conrad Müller. Waldenburg 1920, S. 36 f.
- 7 Billig, Gerhard/Müller, Heinz: Burgen Zeugen sächsischer Geschichte, Neustadt a. d. Aisch 1998, S. 96 f.
- 8 Durch diese Formulierung wird suggeriert, dass die beiden „sicheren schönburgischen Wehranlagen“ schriftlich überliefert sind, was nicht stimmt. Außerdem befindet sich die dritte Burg nicht nordwestlich der Rinnmühle, sondern ca. einen Kilometer südöstlich der Rinnmühle. Mit den beiden „sicheren“ Wehranlagen ist einmal der Buchberg ca. 200 m südlich des Standortes des Klosters und zum anderen die Halbig (Burgberg), ein am südwestlichen Ende der Stadt auf einem Sporn oberhalb der Dammühle liegenden Platz, der von Häusern umbaut ist. An keinen der beiden Örtlichkeiten sind Anzeichen einer ehemaligen Befestigung zu finden. Im Dezember 1994 wurde auf dem Sporn an der Stelle, wo ein Abschnittsgraben zu erwarten wäre, aufgrund einer geplanten Baumaßnahme ein Baggerschnitt gezogen, der zeigte, dass hier in ca. 0,5 m Tiefe der umgestürzte Felsen liegt.
- 9 Sieber, J. G.: Beiträge zur Geschichte der Stadt Hartha. In: Hermann Glärsers Harthaer Heimatbuch. Bd. . Hartha 1929, S. 1-168, hier S. 20 f.
- 10 Urkunde vom 2. Januar 1233 über die Stiftung des Klosters Geringswalde in Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Chemnitz, 30570 Urkunden der Linie Hinterglauchau. Sie wurde wohl erstmals gedruckt bei Weller, Johann Gottfried: Altes aus allen Theilen der Geschichte. Chemnitz 1762, S. 573-575. Von hier ist die Urkunde wahrscheinlich von Bernhardi 1777 (wie Anm. 2), S. 53 f. übernommen worden. Beide Urkundentexte sind fehlerhaft. Tobias 1865 (wie Anm. 5), bringt S. 10-12 den Text der Urkunde zusammen mit einem längeren Kommentar. Als Faksimile befindet sich die Urkunde als Beilage bei Posse, Otto: Die Urahnen des Fürstlichen und Gräflichen Hauses Schönburg, Dresden 1914. Danach hat Conrad Müller die Edition und Übersetzung besorgt (Hofmann/Müller 1920 [wie Anm. 6], S. 26-30), deren wir uns in diesem Aufsatz bedienen.
- 11 Diese drei Orte liegen abseits vom Geringswalder Gebiet. Sie bleiben bei unseren Ausführungen außer Betracht.

geschichtlichen Tradition, indem sie schrieben: „Neben den beiden sicheren schönburgischen Wehranlagen in Kloster und Stadt Geringswalde steht eine dritte stattliche dreikernige Burg ohne jegliche schriftliche Erwähnung im Wald nordwestlich der Rinnmühle.“<sup>8</sup> Bereits für J. G. Sieber stand entgegen anderer Annahmen fest, dass die Burg im Fürstenwald der Sitz derer von Schönburg vor 1233 gewesen war.<sup>9</sup> Es scheint also gerechtfertigt, die Burg und die ältere Geschichte des Geringswalder Ländchens noch einmal näher zu beleuchten.

Ausgangspunkt zur Betrachtung der Geschichte der Landschaft ist meist die Urkunde über die Gründung des Benediktinerklosters Geringswalde aus dem Jahre 1233.<sup>10</sup> Aus dieser am 2. Januar des Jahres 1233 durch Hermann von Schönburg ausgestellten Urkunde erfahren wir, dass dieser ein Jungfrauenkloster in Geringswalde ausgestattet und erbaut hat. Das Kloster erhielt als Ausstattung die Patronatsrechte über die Kirchen in Weistropp und Leubnitz sowie sechs Hufen in Zschannewitz,<sup>11</sup> des weiteren 16 Hufen in „antiquo Gerungeswalde“ (Altgeringswalde), drei Mühlen mit allen Zubehör, fünf Hofstätten sowie den Grund und Boden der zerstörten Burg und des verwüsteten Städtleins<sup>12</sup> mit dem anliegenden Fischteiche („V areas et fundum castrı destructi et oppidi desolati cum piscina eciam adiacente“), außerdem den Wald nahe Hoyersdorf mit dem Dorf selbst. Außerdem gestattete er, dass, wenn Weideplätze in seinem Forst geschaffen werden, sich das Kloster ein Drittel davon nehmen kann, und dass das Kloster zur Errichtung der Gebäude das Bauholz im Wald schlagen kann.

Das Gebiet um Geringswalde gehört nach Ernst Neef<sup>13</sup> geographisch zum Erzgebirgsvorland, und zwar in dessen als Mittelsächsisches Löß-

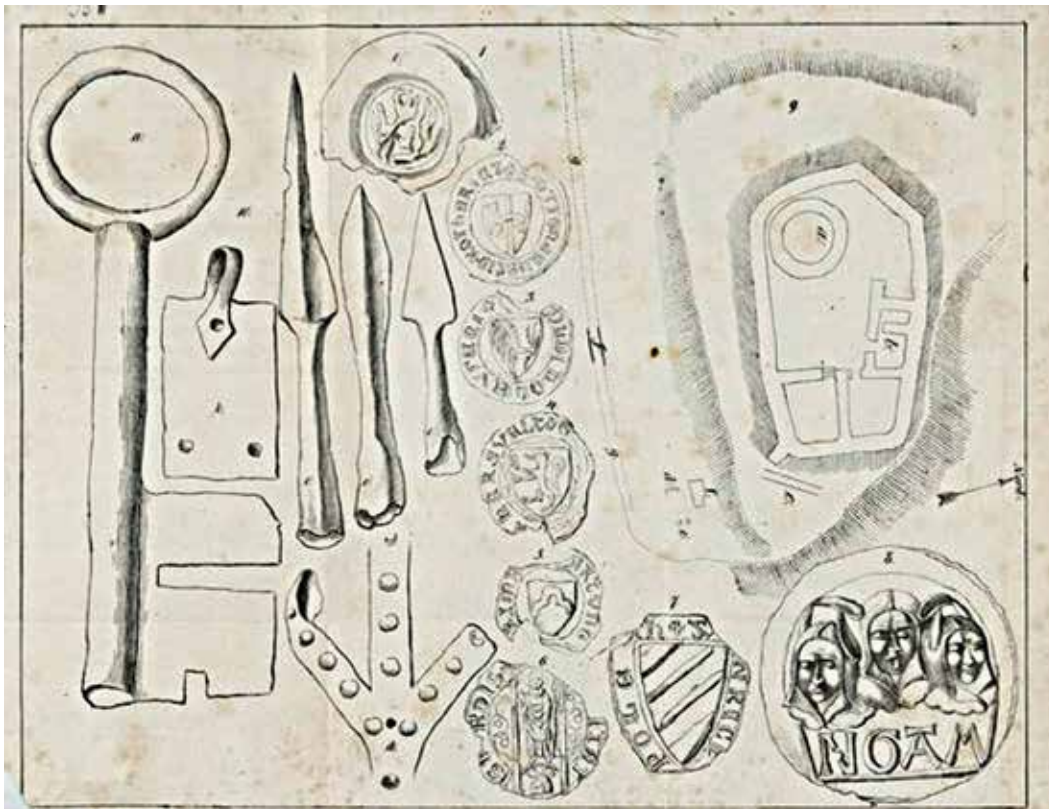
lehmgebiet bezeichneten nordöstlichen Teil. Die Rumpfflächen sind mit Lößlehm bedeckt, der weit günstigere Voraussetzungen für landwirtschaftliche Nutzung mit sich bringt, als dies bei den Verwitterungsböden des Erzgebirges der Fall ist. Allerdings wird die Fruchtbarkeit der Lößgebiete weiter nördlich bei weitem nicht erreicht. In den Gebieten des Altsiedellandes finden sich außerordentlich günstige Böden und ein relativ mildes Klima. Das Erzgebirgsvorland war vor der Mitte des 12. Jahrhunderts mit Ausnahme der engeren Landschaft um Rochlitz unbesiedelt. Seit dem 12. Jahrhundert musste aufgrund der Vermehrung der Bevölkerung auch auf weniger günstige Gegenden ausgegriffen werden, so auch auf das Erzgebirgsvorland und das Erzgebirge. Die Ausgangspunkte für die Besiedlung unserer Gegend waren die Zentren des Altsiedellandes. Die Verfügungsgewalt über die Wildlandgrenze ermöglichte die Rodung der Wälder und die Bildung neuer Herrschaften.<sup>14</sup> Für unser Gebiet war das Rochlitz, Colditz und Leisnig. Colditz und Leisnig war seit 1158 Reichsgut und stand unter unmittelbarer Verfügungsgewalt des Kaisers<sup>15</sup>, der somit auch über das angrenzende Wildland (Wald) entschied. Die Rodung und Besiedlung der Wälder wurde unter der Führung des Reichsadels durchgeführt. Sie erhielten ein Stück Wildland, das nicht immer am Rand des Altsiedellandes liegen musste, zu Lehen oder auch als Eigen. So begann beispielsweise der Rodungstreifen der Herren von Schellenberg am Frauenholz südlich von Frankenberg und zog sich entlang der Zschopau aufwärts.<sup>16</sup> Einen ähnlichen Waldstreifen erhielten die aus der Naumburger Gegend stammenden vom Herrenstand zur Reichsministerialität übergetretenen Herren von Schönburg<sup>17</sup> vermutlich



schon vor 1150, spätestens aber von Friedrich Barbarossa (um 1122–1190) als Eigen. Dieser Streifen erstreckt sich in Südwest-Nordost-Richtung etwa parallel zur Wildlandgrenze bei Leisnig. Er wird berührt von einem von Leisnig ausgehenden Zweig des Alten böhmischen Steiges, der 1185 in der Grenzbeschreibung des Klosters Altzelle als Westgrenze des klösterlichen Gebietes mit „ad cumulum in Bukendorf ab illo per antiquam Boemie semitam“ erwähnt wird<sup>18</sup> und der bei Waldheim die Zschopau querte. Die von den Schönburgern gegründeten Orte lassen sich mit einiger Sicherheit aus der urkundlichen Überlieferung erschließen. Auf alle Fälle gehören dazu die Dörfer, über die das Kloster Geringswalde die Obergerichte besaß, welche es 1261 von Friedrich von Schönburg im schönburgischen Gerichtsbezirk und Land bei der Stadt Geringswalde („in nostra jurisdictione et territorio juxta opidum Gerungiswalde“) erhalten hatte.<sup>19</sup> Nach dem Erbzinregister von 1590<sup>20</sup> sind das folgende Orte: Hermsdorf, Altgeringswalde, Aitzendorf, Dittmandorf, Hoyersdorf, Hilmsdorf, Langenau, Schönerstädt, Flemmingen und Aschershain. Altgeringswalde und Hoyersdorf werden bereits in der Gründungsurkunde 1233 genannt. Das Pfarrdorf Schönerstädt erwarb 1271 der Geringswalder Probst Walter, wann und von wem ist nicht bekannt, und schenkte es dem Kloster.<sup>21</sup> Es scheint wohl vorher Heinrich

von Polek gehört zu haben. Dieser hatte vor 1245 bereits das zum Pfarrsprengel Schönerstädt gehörige Langenau und die Dörfer Gersdorf und Kieselbach an das Kloster Buch verkauft.<sup>22</sup> Heinrich von Polek (Polkenberg), der schon in der Stiftungsurkunde des Klosters Geringswalde als Zeuge auftritt, wird von Walter Schlesinger als ein Lehnsmann der Schönburger angesehen.<sup>23</sup> Langenau ist später, wann genau ist unbekannt, durch Tausch oder Kauf an das Kloster Geringswalde gekommen.<sup>24</sup> Somit wird man mit Sicherheit den Pfarrsprengel Schönerstädt den Schönburgischen Besitzungen zurechnen können. Die beiden Dörfer Aschoveschagen (Aschershain) und Vleminge (Flemmingen), gelegen im Pfarrsprengel Hartha, erhielt das Kloster 1288 von Friedrich von Schönburg im Zusammenhang mit der Bestätigung aller anderen Klosterbesitzungen.<sup>25</sup> Man kann also davon ausgehen, dass die Orte des Pfarrsprengels Hartha ebenfalls von den Schönburgern angelegt worden sind. Jedenfalls war er im 14. Jahrhundert im Besitz von Veit von Schönburg. Dies geht aus der Leibgedingverschreibung für Ilse, Gemahlin des Dietrich von Beerwalde auf Kriebstein, durch Markgraf Wilhelm (1343–1407) 1404 hervor,<sup>26</sup> in der es heißt: das Städtchen Hartha mit dem Kirchlehen, Arras, den Zoll zu Flemmingen, Stein, Richzenhain, Diethenain und Saalbach, die Dietrich von Beerwalde von dem „edeln ern

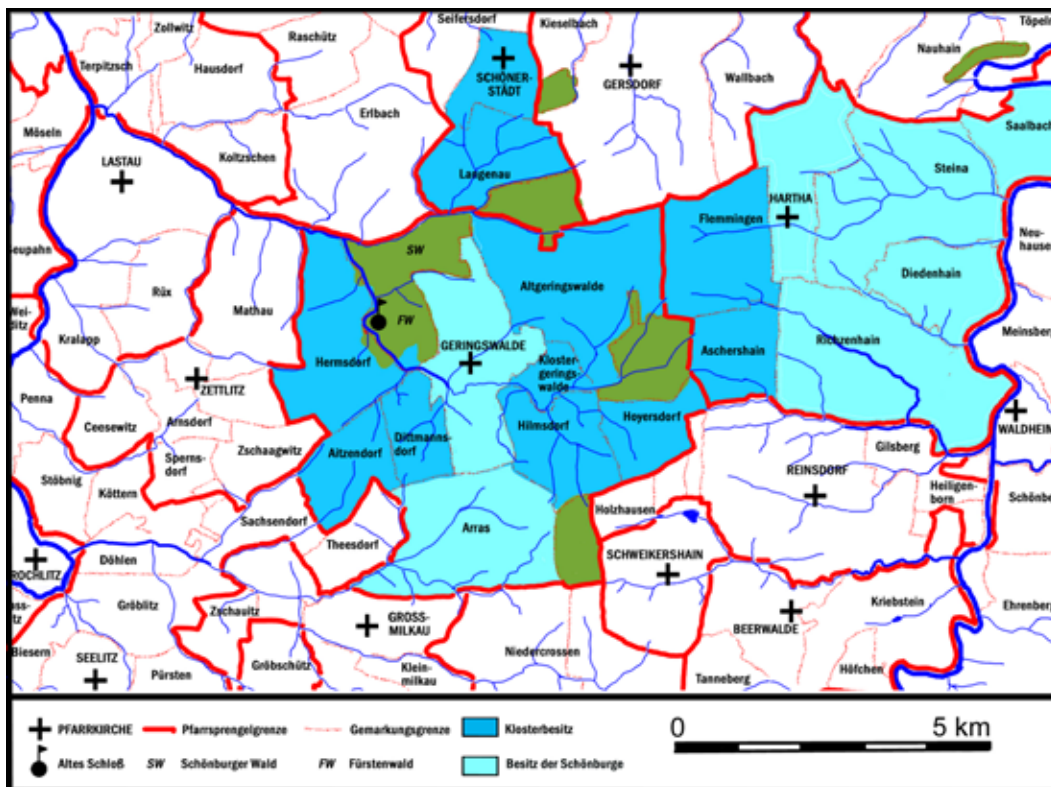
- 12 Müller übersetzt „fundum castri destructi et opidi desolati“ mit „Grund und Boden der zerstörten Burg und verwüsteten Ortschaft“.
- 13 Neef, Ernst: Die naturräumliche Gliederung Sachsens (6. Teil). In: Sächsische Heimatblätter 6 (1960), S. 565–579, hier S. 565–572, 578 f.
- 14 Billig, Gerhard: Burgenarchäologische und siedlungskundliche Betrachtungen zum Flußgebiet der Zschopau und der Freiburger Mulde. In: Zeitschrift für Archäologie 15 (1981), S. 265–297, hier S. 265 f.
- 15 Posse, Otto (Hrsg.): Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Erster Haupttheil, Abteilung A, Bd. 2. Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen 1100–1195. Leipzig 1889, S. 189 f., Nr. 277; Schlesinger, Walter: Die Landesherrschaft der Herren von Schönburg, Münster/Köln 1954, S. 18; Kobuch, Manfred: Leisnig im Hochmittelalter. In: Burgenforschung aus Sachsen 8 (1996), S. 11–32, hier S. 18 f.
- 16 Schwabenicky, Wolfgang: Sachsenburg im Mittelalter. Mittweida 1997, S. 16 f.
- 17 Bosl, Karl: Die Reichsministerialen der Salier und Staufer. Teil 2. Stuttgart 1951, S. 510 f.; Schlesinger, Walter: Die Landesherrschaft der Herren von Schönburg, Münster/Köln 1954, S. 28–31.
- 18 Graber, Tom (Hrsg.): Codex Diplomaticus Saxoniae. Zweiter Hauptteil. Bd. 19. Urkundenbuch des Zisterzienserklosters Altzelle, Erster Teil 1162–1249. Hannover 2006, S. 12–14.
- 19 Schön, Theodor: Geschichte des Fürstlichen und Gräflichen Gesamtthauses Schönburg. Band I des Urkundenbuches der Herren von Schönburg. Waldenburg 1901 S. 14, Nr. 24; Schön, Theodor: Geschichte des Fürstlichen und Gräflichen Gesamtthauses Schönburg. Nachträge zu Band I–VIII des Urkundenbuches der Herren von Schönburg. Waldenburg 1910, S. 16, Nr. 29.
- 20 Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Leipzig, 20438 Rittergut Klostergeringswalde, Nr. 107, Erbregister über das Closter und Städtlein Göringswalda... 1590 (Abschrift von 1788). Das Erbzinregister ist anlässlich des Verkaufs der Schönburgischen Besitzes um Geringswalde 1590 an Kurfürst Christian I. erstellt worden. Vgl. Schön, Theodor: Geschichte des Fürstlichen und Gräflichen Gesamtthauses Schönburg. Band VIII des Urkundenbuches der Herren von Schönburg, Zweiter Teil. Waldenburg 1906, S. 109–117, Nr. 242.
- 21 Bernhardt 1777 (wie Anm. 2), S. 55 f.; Tobias 1865 (wie Anm. 5), S. 17; Hofmann/Müller 1920 (wie Anm. 6), S. 58, 70.



Geringswalde, Altes Schloss, Funde und Plan aus dem 18. Jahrhundert nach Gautsch 1843

**Schönburgische Besitzungen im 13. Jahrhundert**  
 Zeichnung: Wolfgang Schwabenicky

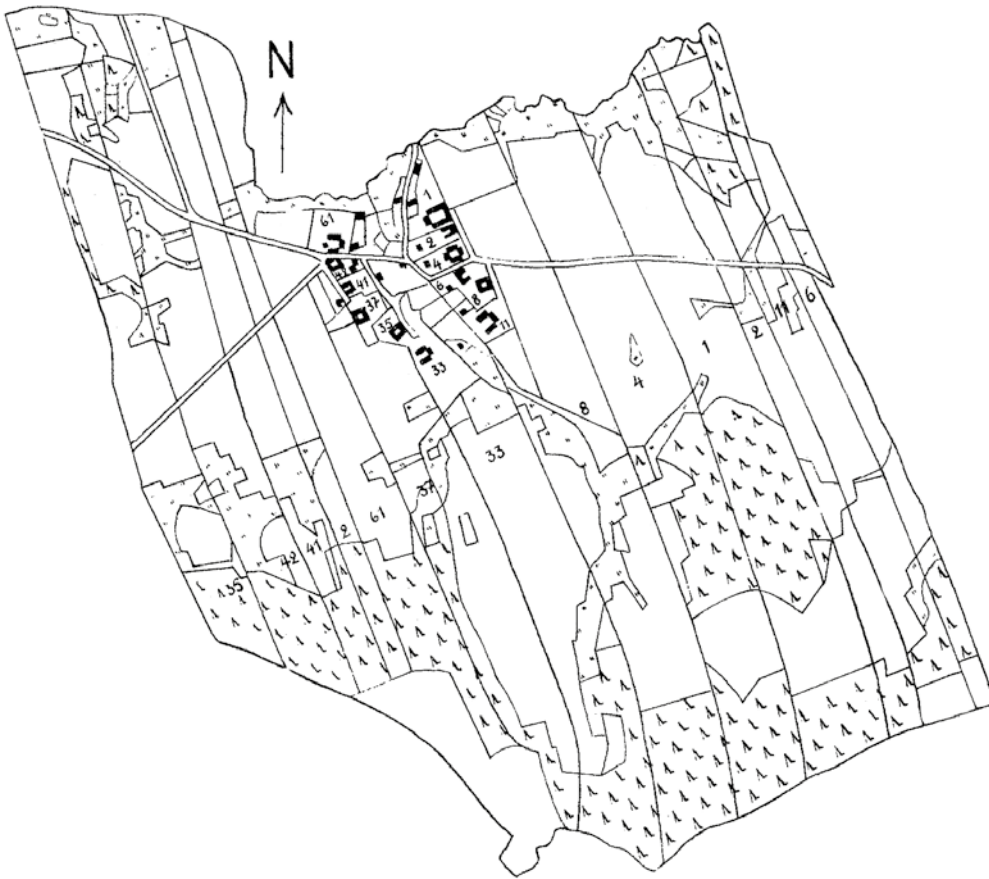
- 22 Battré, Herta: Beiträge zur Geschichte des Klosters Buch. Diss. Leipzig 1951, S. 18; Schöttgen, Christian/Kreyzig, Georg Christoph: Diplomataria et scriptores historiae Germanicae medii aevi. Bd. 2. Altenburg 1755, S. 184 f., Nr. XXXIV.
- 23 Schlesinger, Walter: Die Schönburgischen Lande bis zum Ausgang des Mittelalters. Dresden [1935], S. 15.
- 24 Sieber, J. G. 1929 (wie Anm. 9), S. 76.
- 25 Tobias 186 5(wie Anm. 5), S. 25 f.; Schön 1901 (wie Anm. 19), S. 30 f., Nr. 85; Schön 1910 (wie Anm. 19), S. 31 f., Nr. 4
- 26 Sieber, J. G.: Beiträge zur Geschichte der Stadt Hartha. In: Hermann Gläuser Harthaer Heimatbuch. Bd. 2. Hartha 1930, S. 1-120, hier S. 17. Markgraf Wilhelm hatte sich zunächst die Gerichtsbarkeit über die von Dietrich von Beerwalde erworbenen Dörfer vorbehalten. Er verpfändete die Gerichte 1405 an Dietrich, dessen Frau Ilse, Tochter Clara und den Neffen Conrad, Dietrich, Balthasar, Caspar und Melchior, vgl. Hubert Ermisch (Hrsg.): Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Erster Haupttheil, Abteilung B, Bd. 2. Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen 1396-1406. Leipzig 1902, S. 451, Nr. 650.
- 27 Hubert Ermisch (Hrsg.): Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Erster Haupttheil, Abteilung B, Bd. 1. Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen 1381-1395. Leipzig 1899, S. 88, Anm. zu Nr. 125; Sieber 1930 (wie Anm. 26), S. 14.
- 28 CDS B I (wie Anm. 27), S. 244-246, Nr. 315.
- 29 Bei dem „Gerunkswald“ handelt es sich um das Waldgebiet nordwestlich von Geringswalde. Die zwei Teile des Waldes werden durch den Harthau-bach getrennt. Für den nördlichen Teil kam später der Name „Schön-burger Wald“, für den südlichen Teil der Name „Fürstenwald“ auf.
- 30 CDS I B I (wie Anm. 27), S. 256-258, Nr. 332.
- 31 Billig 1981 (wie Anm. 14), S. 277.
- 32 Kretzschmar, Johannes: Münzdatier-te frühmittelalterliche Gefäße aus dem nordwestlichen Sachsen und ihre Bedeutung. In: Sachsens Vorzeit 3 1939 (1940), S. 89-96, hier S. 96; Stoll, Hans-Joachim: Münzschatzgefäße. Weimar 1985, S. 18 und Tafel XI.
- 33 Sieber 1929 (wie Anm.9), S. 64.
- 34 Walther, Hans: Die Orts- und Flurnamen des Kreises Rochlitz. Halle 1957, S.22 (4. Arras).
- 35 Kötzschke, Rudolf: Ländliche Siedlungen und Agrarwesen in Sachsen. Remagen 1953, S. 164 f.; Walther 1957 (wie Anm. 34), S. 267 f.
- 36 Walther 1957 (wie Anm. 34), S. 266.



Vite von Schonburg, hern zcu Gluchaw“ gekauft hat. Der Kauf hat nach 1395 stattgefunden, denn in der Leibgedingeveranschreibung für Ilse vom 26. Januar dieses Jahres ist nur Waldheim mit den zugehörigen Dörfern, nicht aber Hartha genannt.<sup>27</sup> Wie es scheint, hing der Verkauf der noch in seinem Besitz befindlichen Dörfer des Geringswalder Gebietes (ohne das Kloster) mit dem Ausgang der Streitigkeiten zwischen Markgraf Wilhelm I. und Veit I. von Schönburg zusammen. Auf Veranlassung König Wenzels (1361–1419) wurden durch Friedrich, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Bayern (um 1339–1393), und Markgraf Jost von Mähren (1351–1411) im Dezember 1389 auf der Burg Betlern (Žebrák) in Böhmen diese Auseinandersetzungen durch einen Schiedsspruch beendet.<sup>28</sup> Für unser Gebiet wichtig sind folgende Festlegungen: Der „Gerunkswald“ wurde geteilt, wobei die eine Hälfte der Markgraf erhielt, die andere im Eigentum von Veit von Schönburg blieb.<sup>29</sup> Das weitere Ergebnis war ein in Rochlitz am 20. April 1390 ausgestelltes Diktat<sup>30</sup>, nach dem sich Veit von Schönberg verpflichtete, dem Markgrafen Wilhelm mit seinen Schlössern Glauchau und Waldenburg zu dienen, mit dem Kloster Geringswalde keinen Streit mehr zu haben und ihm alles zurückzugeben, sowie andere Verpflichtungen, die in unserem Zusammenhang nicht von Bedeutung sind.

Die Schönburgischen Besitzungen um Geringswalde waren ein kleines aber geschlossenes Gebiet, das im Zuge der bäuerlichen Kolonisation des Erzgebirgsvorlandes entstanden ist. Die Besiedlung erfolgte wahrscheinlich von Osten nach Westen, wobei von hier aus das Gebiet am besten zu erreichen war, da hier der von Leisnig über Waldheim führende Böhmisches Steig die Zschopau querte.<sup>31</sup> Die Herkunft der Siedler ist unklar. Man hat bisher angenommen, dass die Schönburge hier Flamen angesetzt haben. Anlass war dafür vor allem der Ortsname von Flemmingen. Gestützt wird diese Annahme auch durch den Fund eines mit 15 Münzen gefüllten Kugeltopfes<sup>32</sup>, der nördlicher Herkunft sein kann. Der Topf wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entdeckt. Die genauen Fundumstände sind nicht bekannt. Eine flämische Gründung soll auch Arras sein.<sup>33</sup> Dem entgegen steht aber hier wie auch den anderen Dörfern dem Maße nach die Verwendung der fränkischen Hufe von 49 Ackern (= 27,1 Hektar).<sup>34</sup> Die Herkunft der Siedler aus den Hufengrößen zu ermitteln, ist ohnehin problematisch.<sup>35</sup> Bei Geringswalde, Aitzendorf, Arras und Flemmingen kann es sich auch um Ortsnamensübertragungen aus westlicheren Gebieten handeln.<sup>36</sup> Auffällig ist bei den Dörfern um Hartha und Geringswalde, dass es sich nicht um klassische Waldhufendörfer handelt, sondern um Dörfer mit einer sogenannten Breitstreifenflur, wie dies bereits von Walter Schlesinger he-





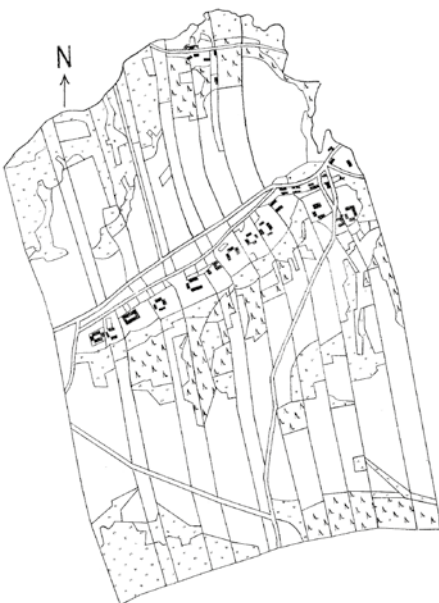
**Hilmersdorf, Flurplan um 1840**  
Zeichnung nach Kötzschke 1957  
(wie Anm. 35), Abb. 25

- 37 Schlesinger, Walter: Die Besiedlung des Landes um Rochlitz. In: Bernstein, Albert (Hrsg.): Das Buch der Landschaft Rochlitz. Rochlitz 1936, S. 102-115, hier S. 111.
- 38 Langer, Johannes: Heimatkundliche Streifzüge durch Fluren und Orte des Erzgebirges und seines Vorlandes. Schwarzenberg 1931, S. 21 f.; Krüger, Rainer: Typologie des Waldhufendorfes nach Einzelformen und deren Verbreitungsmustern. Göttingen 1967, S. 45 f.
- 39 Geupel, Volkmar: Die geschützten Bodendenkmale im Bezirk Karl-Marx-Stadt. Dresden 1983, S. 64 f.
- 40 Steche, Richard: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. 14. Heft: Amtshauptmannschaft Rochlitz. Dresden 1890, S. 10-12.
- 41 In der Sammlung Pfau (Museum Rochlitz) befindet sich eine Reihe Lesefunde von mittelalterlicher Keramik mit dem Fundort Geringswalde, ohne dass sie dem Alten Schloß eindeutig zugeordnet werden können (Landesamt für Archäologie Sachsen, Ortsakte Geringswalde).

rausgestellt wurde.<sup>37</sup> Diese Breitstreifenfluren setzten sich aus waldhufenähnlichen Streifen zusammen, die geradlinig über die ganze Flur liefen, wobei als Ortsform noch das geschlossene Angerdorf vorkommt, aber auch schon die Gehöftreihe.<sup>38</sup> Die Breitstreifenflur wird als eine ältere Flurform angesehen, die in hiesiger

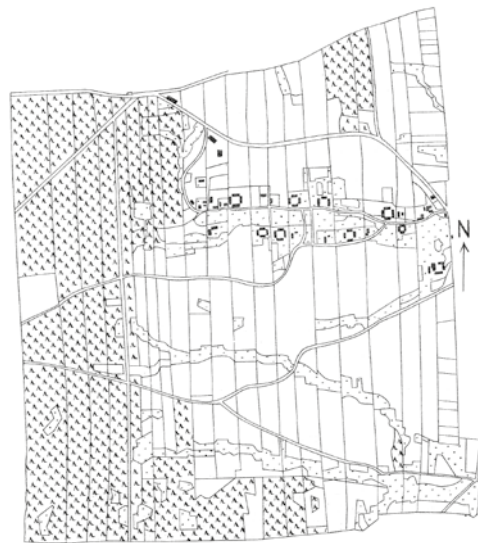
Gegend bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts angewandt wurde.

Die Geringswalder Herrschaft der Schönburger bestand also aus den Pfarrsprengeln Geringswalde, Hartha und Schönerstädt, wobei letzteres möglicherweise nicht von Anfang an dazu gehört hat. In diesem Gebiet liegt eine bedeutende Burgstätte, nämlich das Alte Schloss im Fürstenwald. Es handelt sich um eine mehrkernige Anlage auf einem Bergsporn von insgesamt 190 Meter Länge und 50 Meter Breite. Die Burgkerne sind jeweils von Gräben getrennt. An der Nordseite befindet sich ein durchlaufender Graben, der die Spornspitze umzieht.<sup>39</sup> Auf der Spornspitze befinden sich noch geringe Reste der im 18. Jahrhundert ausgegrabenen Burgruine. Bei den Ausgrabungen wären romanische Bauteile gefunden worden, wonach die Burg von Richard Steche um 1200 datiert wird.<sup>40</sup> Datierende Funde sind heute nicht mehr vorhanden.<sup>41</sup> Man wird allerdings die Bauzeit der Burg um 1200 als richtig annehmen können, wenn man dazu die Entstehungszeiten anderer Burgen in dem im 12. Jahrhundert besiedelten Räumen im Erzgebirgsvorland und Erzgebirge vergleicht, wie sie in den letzten Jahrzehnten präzisiert werden konnten. Die steinerne Burg Lichtenwalde entstand nach den Grabungser-



**Dittmannsdorf, Flurplan um 1840**  
Zeichnung nach Kötzschke 1957  
(wie Anm. 35), Abb. 29

**Flemmingen, Flurplan um 1840**  
 Zeichnung nach Kötzschke 1957  
 (wie Anm. 35), Abb. 32



- 42 Degenkolb, Peter/Geupel, Volkmar: Die Burgen Lichtenwalde und Zschopau im Licht neuer Forschungsergebnisse. In: Im Dienste der historischen Landeskunde. Festgabe für Gerhard Billig zum 75. Geburtstag. Beucha 2002, S. 151-166, hier S. 155.
- 43 Geupel, Volkmar/Hoffmann, Yves: Die Ausgrabung der Burg Schellenberg. In: Schellenberg-Augustusburg, Beiträge zur 800-jährigen Geschichte. Augustusburg 2006, S. 161-199, hier S. 181.
- 44 Schwabenicky, Wolfgang: Schloß Sachsenburg, Geschichte und Baugeschichte aufgrund archivalischer und bauarchäologischer Untersuchungen. Sachsenburg 2009, S. 9, 39, 104.
- 45 Schwabenicky, Wolfgang: Bergstädte des 12. bis 14. Jahrhundert in Sachsen. In: Hoffmann, Yves/Richter, Uwe (Hrsg.): Die Frühgeschichte Freibergs im überregionalen Vergleich. Städtische Frühgeschichte – Bergbau – früher Hausbau. Halle 2013, S. 211-224, hier S. 213-215.
- 46 Sieber 1930 (wie Anm. 26), S. 20.
- 47 Schön 1906 (wie Anm. 19), S. 112.
- 48 Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Leipzig, 20438 Rittergut Klostergeringswalde, Nr. 107 (wie Anm. 20), Bl. 87 und 87b.
- 49 Hofmann/Müller 1920 (wie Anm. 6), S. 136; Schlesinger 1935 (wie Anm. 23), S. 15.
- 50 Schlesinger 1935 (wie Anm. 23), S. 93-95; Billig, Gerhard: Das Reich und die Vögte. Plauen 2002, S. 79-82.
- 51 Posse 1914 (wie Anm. 10), S. 9.

gebnissen nach 1200, etwa um 1220 bis 1230.<sup>42</sup> Eine ähnliche Datierung für die Burg Schellenberg (Augustusburg) erbrachten auch die dortigen archäologischen Untersuchungen.<sup>43</sup> Die Anfänge der Sachsenburg bei Frankenberg liegen nach dem Baubefund und der ältesten ergrabenen Keramik (vorgraublau Ware) um 1200.<sup>44</sup>

Unterhalb des Alten Schlosses fast auf dem Talboden befand sich eine Mühle, deren Aufschlaggraben und Standort des Mühlrades heute noch gut im Gelände erkennbar sind. Eine Mühle gehörte zu jeder Burg, da der Erbzins immer in Getreide geliefert wurde, die Weiterverarbeitung zur Eigenversorgung aber in den Händen der Zinsberechtigten selbst lag.

Etwa gleichzeitig mit der Burg im Fürstenwald wird auch die Stadt Geringswalde durch die Schönburger als Nahhandelsort für die umgebenden Dörfer gegründet worden sein. Der tägliche Markt war das, was für die Menschen des späten Mittelalters den Begriff Stadt (oder auch Weichbild) für einen Ort rechtfertigte und auch den Anfang einer Stadt ausmachte. Das heißt die ständige Anwesenheit von Händlern, zu denen auch die Handwerker zählten, da sie letztendlich auch kauften und nach der Bearbeitung des Eingekauften ihre Produkte wieder verkauften. Der freie Markt, das heißt der regelmäßig einmal an einem bestimmten Tag in der Woche stattfindende Markt (Wochenmarkt), kam dann erst zur Stadt dazu.<sup>45</sup> Nach der Besiedlung der ehemaligen Waldgebiete kam es auch zu einer Neutrassierung der Verkehrswege. Die Böhmisches Steige verloren an Bedeutung. Sie wurden nur noch teilweise in die neu entstehenden Straßen einbezogen. Im Raum Geringswalde entstand eine neue Straße, die von Schönherstädt über Langenau nach Geringswalde führte und weiter

über Altgeringswalde, Flemmingen nach Hartha, schließlich über Richzenhain nach Waldheim. Die Bedeutung dieser Straße erhellt aus dem Vorhandensein zweier Zollstätten. Einmal ist das der Zoll zu Flemmingen auf Harthaer Flur.<sup>46</sup> Zum anderen ist das der Zoll zu Schönherstädt. Er wird im Kaufvertrag mit Kurfürst Christian I. von Sachsen (1560–1591) genannt; er brachte jährlich etwa 15 Gulden an Einnahmen.<sup>47</sup> Das Geld hatte der Richter von Schönherstädt einzunehmen, der dafür keine Frondienste zu leisten hatte.<sup>48</sup> Die starke Frequenzierung der Straße wird auch deutlich an dem gewaltigen Bündel von Hohlwegen am Anstieg der Straße nach Geringswalde südlich des unteren Ortsausganges von Langenau. Der Verkehr auf der Straße war nicht die Ursache für die Gründung der Stadt, wirkte sich aber positiv auf ihre Entfaltung aus. Später war Geringswalde eine Exportgewerbestadt auf der Basis des Textilhandwerks. Sie gelangte aber nicht zur Ratsverfassung, sondern das Regiment wurde immer von einem Richter mit Schöppen geführt.

Die Zerstörung der Burg und der Stadt Geringswalde soll zwischen 1212 und 1214 durch die Böhmen erfolgt sein.<sup>49</sup> Für die Wiedererrichtung der Burg gab es keine ausreichende Veranlassung, da der Hauptsitz der Schönburger bereits seit längerem im Gebiet von Glauchau lag.<sup>50</sup> Einen Nahmarkt brauchte man bei Geringswalde weiterhin, so dass die Stadt wieder aufgebaut wurde. Die Annahme, dass dies an anderer Stelle geschah, ist unbegründet. Die Lage der Stadt auf dem Höhenzug zwischen Klosterbach und Altgeringswalder Bach ist die günstigste. Der Begriff „fundus castri“ wurde immer mit „Grund und Boden der Burg“ übersetzt und damit den Standort der Burg gemeint. Nun wurde von Otto Posse schon erwogen, dass die Urkunde von den Nonnen geschrieben wurde, die Schwierigkeiten mit dem Latein hatten.<sup>51</sup> Wenn man „V areas et fundum castri destructi et opidi desolati“ zusammenfasst zu „fünf Grundstücken auf dem Grund und Boden der zerstörten Burg und verlassenen Stadt“, so ist das eine Einschränkung. Das Kloster erhielt nämlich nicht alle Liegenschaften der Burg und der Stadt, sondern nur fünf. Vor diesem Passus werden „XVI mansos in antiquo gerungswalde“ (16 Hufen in Altgeringswalde) aufgeführt; das ist das ganze Dorf. Nach dem Erbzinsregister von 1590 hat Altgeringswalde 17 Hufen. Bei den fünf (städtischen) Grundstücken handelt es sich um die Flur von Klostergeringswalde, auf der das Kloster errichtet worden ist. Es gibt demzufolge keinen Grund, hier als Vorgängerbauung eine Burg zu suchen.

**Autor**

Dr. phil.  
 Wolfgang Schwabenicky  
 Altmittweida



# Die Schönburgische Landesschule in Geringswalde

Jörg Heinrich

Am 3. Juli 2016 jährte sich zum 450. Male die Gründung der Schönburgischen Landesschule in Geringswalde, deren trauriges Geschick sich nach nur zwei Jahren mit ihrer gewaltsamen Auflösung durch Kurfürst August von Sachsen (1526–1586) im Juli 1568 vollendete. Daran möchte dieser Beitrag erinnern.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts befand sich im mittleren Süden des damaligen sächsischen Territoriums die reichsunmittelbare Herrschaft Schönburg, die nach 1559 aus der niederen Grafenschaft Hartenstein, den Herrschaften Lichtenstein, Glauchau und Waldenburg sowie den kursächsischen Ämtern Remse, Penig, Rochsburg und Wechselburg bestand. Das Adelsgeschlecht von Schönburg war bereits in die Linien Glauchau, Waldenburg und Penig gegliedert, obgleich es eine Regierung des Gesamthauses Schönburg gab. Die Linien wurden von ihren Begründern, den Brüdern Georg, Hugo und Wolf von Schönburg, repräsentiert. Da die Linie Glauchau an der Schulgründung nicht beteiligt und der Errichtung einer Schule sehr zugetane Hugo von Schönburg bereits am 4. Februar 1566 verstorben war, wird hier allein Wolf von Schönburg (1532–1581) von Interesse sein.

Der Protestantismus hatte sich in der Herrschaft Schönburg mit dem Einzug der Reformation im Jahr 1542 durchgesetzt. Die erste evangelische Predigt war am 18. Oktober in Glauchau aus dem Munde des Reformators und Leipziger Superintendenten Johann Pfeffinger (1493–1573) zu vernehmen. Die Einrichtung einer Superintendentur in Glauchau erfolgte noch im gleichen Jahr, wenig später in Penig (1556) und Waldenburg (1559). Die Superintendenten von Penig, Magister Bartholomäus Rosinus (1520–1586), und Waldenburg, Christophorus Hoffmann, waren es dann auch, die ihre Herren für die Idee gewinnen konnten, nach den Vorbildern in Pforta, Meißen und Grimma auch in ihrer Herrschaft eine eigene Landesschule einzurichten. Die Wahl fiel dabei nicht zufällig auf Geringswalde, einem Städtchen der Rochlitzer Pflanzung. Hier befand sich mit dem St. Marienstift ein säkularisiertes Benediktinerinnenkloster, dessen Güter und Einkünfte künftig dem Unterhalt der Schule dienen sollten. Die beiden Superintendenten be-

riefen Magister Hieronymus Haubold (1535–1579) aus Frankenberg und Jacob Mehlhorn aus Langenleuba bei Altenburg als Lehrkräfte an die Schule; ersteren als Rektor, letzteren als Kantor und Kollegen. Damit waren zwei überzeugungstreue wie willensstarke Lutheraner aus der Anhängerschaft des Matthias Flacius gewonnen; beide waren geradezu typische Vertreter des evangelischen Gelehrtenstandes der Mitte des 16. Jahrhunderts. Haubold hatte in Wittenberg studiert und dort den akademischen Grad eines Magisters erworben. Bevor er nach Geringswalde kam, war er Professor der Artistenfakultät in Greifswald. Der Bildungsweg Mehlhorns liegt im Dunkeln.

Am 3. Juli 1566 – auf den Tag 23 Jahre nach der Eröffnung der Fürstenschule St. Afra in Meißen – wurden die beiden Lehrer und die ersten zwölf Schüler in Geringswalde eingewiesen. Tags darauf fanden die Einweihungsfeierlichkeiten statt. Tüchtige Pfarrer und Streiter für das lutherische Christentum – orthodoxer, flacianischer Prägung selbstredend – sollte die Schule hervorbringen, wenn auch nicht ausschließlich. Bereits drei Monate später wurde die Schar der Schüler um fünfzehn Knaben erweitert. Es war ein hoffnungsvoller Anfang.

Die Gründung der Schule aber fiel in eine Zeit heftiger theologischer und weltanschaulicher Auseinandersetzungen. Insbesondere die junge protestantische Christenheit zerfiel in viele, sich oftmals unversöhnlich gegenüberstehende Strömungen. Überzeugt von der Richtigkeit und der Schlagkraft der eigenen Argumente, trugen die Kontrahenten den Kampf um die Rechtmäßigkeit der vertretenen Anschauung verbissen und unnachgiebig aus. Das Verhängnis der Schule

Dieser Beitrag beruht auf Theodor Distels Schrift „Der Flacianismus und die Schönburg'sche Landesschule zu Geringswalde“, die 1879 in Leipzig erschienen ist. Distel selbst schöpfte aus den Akten des Sächsischen Staatsarchivs, aus Sekundärliteratur und aus der handschriftlichen Schulchronik des Rektors Hieronymus Haubold (1535–1579).



Geringswalde, Ansicht, um 1775

rührte denn auch von den theologischen Zwistigkeiten dieser so streitgeneigten Zeit. 1560 hatten die Philippisten, die Parteigänger des Reformators Philipp Melanchthon, durch ein kurfürstliches Mandat vom 20. März, das den *Corpus doctrinae christianae* für die Geistlichen des Landes verbindlich erklärte, die Oberhand in den kirchlich-politischen Verhältnissen Kursachsens gewonnen. Durch das Mandat sahen sich vornehmlich zwei Geistliche der Herrschaft Schönburg, der Glauchauer Superintendent Magister Nikolaus Beheim und der Peniger Archidiakon Magister Bartholomäus Wagner, in ihrer Glaubensfreiheit beeinträchtigt. Sie unterrichteten daraufhin ihren Patron Wolf von Schönburg, weshalb sie dem kurfürstlichen Befehl nicht gehorchen konnten, und ersuchten ihn, weiteres zu veranlassen. Wolf hatte noch nichts unternommen, als der Peniger Rat und später die gesamte Geistlichkeit bereits vor das Leipziger Konsistorium geladen wurden. Dieses war durch den Diakon Kaspar Pennig heimlich von den Vorgängen in Kenntnis gesetzt worden. Wolf

ließ sich dort vertreten und seine Abwesenheit entschuldigen. Das Konsistorium untersagte Beheim und Wagner das Predigen und Beichtesitzen, gestattete ihnen aber, das Evangelium zu lesen, die Passion zu singen, die Sakramente zu reichen und zu taufen. Der Patron wurde gewarnt, sich nicht persönlich in die Angelegenheit einzumischen, obgleich man ihn bei der Ausübung des Patronatsrechts nicht beeinträchtigen wolle. Beschwerden und Bitten an den Kurfürsten erwirken nichts: Das ganze Land habe das *Corpus doctrinae* angenommen. Ausnahmen könnten daher nicht gemacht werden, so der Kurfürst persönlich zu Wolf von Schönburg. Schließlich mussten Beheim und Wagner Kursachsen binnen Monatsfrist verlassen. Das Konsistorium erhielt Befehl, die durch den Patron neu anzustellenden Prediger einer gebührenden Prüfung zu unterziehen, nachdem Wolf gegenüber dem Konsistorium geäußert hatte, er werde die Stellen doch wieder mit Männern besetzen, die der flacianischen Partei zugetan seien. Das war das Vorspiel!

Ein weiteres Mandat vom 18. Juni 1566 löste allgemeineren und heftigeren Widerstand aus. Wolf von Schönburg und seine Geistlichen zu Penig, einschließlich des Superintendenten Magister Christophorus Hoffmann, baten den Kurfürsten wegen des Mandats um Aufklärung und ließen diesen bereits Bedenken gegen dasselbe durchfühlen. August sprach den Ungehorsamen sein ernstes Missfallen aus und gab sich der Hoffnung hin, man werde sich fügen. Dies geschah nicht. Vielmehr antwortete die Gegenseite abermals mit einem Schreiben, in welchem sie dem Kurfürsten ihre Beweggründe lang auseinandersetzte. Diesem kam die Geduld abhanden. An das Leipziger Konsistorium erging der Befehl, die Geistlichen vorzuladen, um sie, im Fall des Ungehorsams, abzusetzen und der Herrschaft andere, friedliebendere Leute zu verordnen. Ein drittes Schreiben der Gegenseite gelangte noch an den Kurfürsten. Bei Strafe von 6.000 Gulden, so Augusts Antwort darauf, solle Wolf binnen Monatsfrist den Gehorsam seiner Prediger oder die erfolgte Neuanstellung melden. Umsonst! Das Konsistorium konnte nur berichten, dass die dort vorstellig gewordenen Prediger auf dem Flacianismus beharrten und deshalb bereits neue Prediger nach Penig gewiesen seien. Denen begegnete man dort wie zu erwarten abweisend und unhöflich. Wolf drohte ihnen sogar für den Fall, dass sie sich unterstehen würden zu predigen. So wagte keiner von ihnen, die Kanzel zu betreten. Dies erzürnte den Kurfürsten nicht wenig. Als Wolf in einem weiteren Schreiben an das Konsistorium von der Entziehung des Patronatsrechts sprach, drohte



Kurfürst August von Sachsen,  
Ölgemälde von Lucas Cranach dem  
Jüngeren, nach 1565  
© Wikimedia



Wolf II. von Schönburg,  
Ölgemälde, unbekannter Maler  
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

ihm der Kurfürst, ihn bei weiterer Verweigerung als seinen Lehnsmann und Untertanen nicht länger anerkennen zu wollen. Auch der Peniger Rat fiel in Ungnade. Bei Androhung von 4.000 Gulden Strafe wurde ihm die Annahme der neuen Prediger befohlen, was dann auch geschah. Wolf hingegen zeigte sich weiter standhaft und geißelte das kurfürstliche Mandat unchristlich. Er betonte, dass die ganze Angelegenheit nicht vor die weltliche Obrigkeit gehöre, sondern Gottes Sache sei, er also auch nicht zu gehorchen brauche und nicht gehorchen könne. Dies wollte August nicht auf sich beruhen lassen.

Das Vorgehen gegen Wolf geschah vorerst jedoch vorsichtig. Auf Zureden seiner Räte wurde zunächst die Superintendentur Penig aufgehoben und weiter Geistliche vor das Konsistorium zitiert. Eingedenk der Bedeutung der Angelegenheit empfahlen die Räte dem Kurfürsten, nicht sofort zum Äußersten zu schreiten, sondern Wolf weitere zwei Monate zur „Einkehr“ zuzugestehen. Am 7. März 1567 erging dann ein energisches kurfürstliches Schreiben, in dem Wolf wegen seines Ungehorsams an Stelle der vorher auferlegten Lehnseinde (Geldbuße) nunmehr die härteste Strafe seiner Felonie, der Verlust des Lehns selbst, angedroht wurde. Damit nicht genug. August wies die Schösser von Rochlitz und Chemnitz an, auszuforschen, wo sich Wolf regelmäßig aufhielt, um ihn gefangen zu nehmen. Die Bürgermeister von Zwickau, Freiberg, Annaberg, Marienberg, Leipzig, Dresden, Chemnitz und Schneeberg wies er an, Wolf sofort zu verhaften, sobald man seiner habhaft werde.

Dies geschah schon bald. Am 13. März 1567 wurde Wolf in Chemnitz „bestrickt“. Er wurde nach Dresden in die Schönburgische Behausung

verbracht und durfte diese nicht ohne Genehmigung verlassen. Bis zur ersten Vernehmung am 21. Juni 1567 verfloss ein Vierteljahr. Wolf sollte dort beweisen, dass die kurfürstlichen Mandate gottlos und unchristlich wären. Er bat sich dazu Bedenkzeit bis zum nächsten Morgen aus. Diese gewährte man ihm nicht, vielmehr bestand man auf einer sofortigen Erklärung. Wolf mäßigte sich, bat um Verzeihung und hob hervor, dass er die Mandate für seine Person annehmen wolle. Dies genügte dem Kurfürsten nicht. Selbst die flehentlichen Bitten von Wolfs Gattin konnten sein Herz nicht erweichen. Wolf wurde in den Kerker unter dem Schlosshaupttor geworfen. Rasch verbreitete sich die Kunde davon und alsbald verwendeten sich zahlreiche Fürsprecher Wolfs beim Kurfürsten. Daraufhin befahl August am 25. Juni 1567, den Gefangenen in die Schösserei zu bringen, ihn dort eine vorgefertigte Abbitte sowie weitere Dokumente unterzeichnen zu lassen und ihn anschließend zu entlassen. Wolf wollte dies jedoch aus Gewissensgründen nicht in Gänze tun, und so zog sich das Hin und Her zwischen seinen Fürsprechern und dem Kurfürsten über Monate hin. Wolfs Gesundheit verschlechterte sich in dem elenden Kerker zusehends und am 24. Juli 1567 stand zu befürchten, er werde die Nacht nicht überleben. Nicht einmal dies rührte August. Wenn Wolf versterbe, solle ihm kein christliches Begräbnis zuteilwerden, ließ er sich vernehmen. Hier waren zwei harte Kontrahenten aneinandergeraaten, von denen keiner nachgeben wollte. Mit nur kurzen Unterbrechungen saß Wolf bis zum 16. Oktober 1567, an welchem Tage er die Dokumente endlich unterzeichnete, im Kerker.

In Geringswalde hatte man unterdessen am 4. Juli 1567 den ersten Jahrestag der Schuleinweihung gefeiert und zugleich für Wolf gebetet: „Gib uns wieder unseren lieben Herrn, deinen frommen Knecht und beständigen Diener.“ Bei seiner Rückkehr im Spätherbst sammelte sich die Schule zu einem Dankgebet, welches ebenfalls Haubolds Feder entstammte. Doch seine Zeit in Geringswalde sollte nicht mehr lange währen. Schon Weihnachten 1566 hatte der Hofprediger Magister Christian Schütz dem Kurfürsten berichtet, dass in Geringswalde eine „urflacianische“ Schule bestehe, welche einer Visitation unterzogen werden müsse. Am 12. Juni 1568 befahl der Kurfürst die Durchführung der selbigen, und am 11. Juli 1568 wurde die Schule von den Visitatoren Joachim Camerarius (Melanchtons Freund), Doktor Andreas Freyhuf, Magister Leonhard Lycius, Magister Balthasar Gütler, Doktor Caspar Peucer (Melanchtons Schwiegersohn) und Magister Heinrich Moller aufgesucht. Sie berichteten dem Kurfürsten tags



darauf und klagten über schwere große Gebrechen, die sie in der Schule vorgefunden hätten. Sie fügten dem Bericht ein Buch bei, welches sie unter vielen erwischt hatten. Es war eines der Argumentbücher, die Haubold den Schülern gegeben hatte. Haubold selbst schildert in seiner Schulchronik, dass die Visitatoren unangekündigt erschienen seien und zu erfahren begehrt hätten, wie es der Rektor in der Schule halte. Er habe eingewandt, dass es ihm schwerfalle, ohne Rücksprache mit seinem Herrn etwas in dieser Sache zu tun. Da jedoch ein kurfürstlicher Befehl vorliege und die Schule nichts zu verbergen habe, wolle er sich nicht widersetzlich zeigen. Die Visitatoren ließen sich Unterlagen zeigen und begannen anschließend dem Rektor verbal zuzusetzen. Es entspann sich letztendlich ein theologischer Disput um die rechte Lehre, in dem sich Haubold achtbar gegen die zahlenmäßige Überlegenheit der Visitatoren hielt.

Eine reichliche Woche später spitzten sich die Ereignisse zu. Am 20. Juli 1568 wurde von Colditz aus, wo der Kurfürst lagerte, ein Kundschafter in das Kloster Geringswalde geschickt, um auszuforschen, ob Haubold vor Ort wäre. Als Bettelstudent getarnt, bat er den Rektor um ein paar Pfennige. Dieser jedoch erkannte die List und war nun im Bilde. In der Nacht des 23. Juli 1568 verließ er nach einer Warnung heimlich das Kloster und wandte sich zu seinen Schwiegereltern nach Mittweida, wo seine hochschwängere Frau ihn erwartete. Als der Morgen dämmerte, schickte er seinen Neffen und Schüler Israel Mäusel nach Geringswalde, um die Lage auszukundschaften. Dieser fand das Kloster von 200 Mann umringt, angeführt von den Schössern zu Colditz und Leisnig. Haubold wurde mit großem Ernst gesucht und jeder Schüler zu seinem Verbleib ausführlich befragt. Da man seiner in Geringswalde nicht habhaft werden konnte, ritt der Colditzer Schösser nach Mittweida und traf auf halbem Wege Haubolds Neffen. Dieser gab sich als ein anderer aus und kehrte schleunigst nach Mittweida zurück. Er konnte Haubold knapp warnen, der sich zunächst in einem nahen Bauerngut verbarg, bis ihm ein Pferd gebracht wurde und er außer Landes fliehen konnte. An seiner statt hielt man sich an Kantor Mehlhorn schadlos und führte ihn in das Schloss Leisnig. Der Kurfürst überlegte nach der Lektüre des Visitationsberichts, ob er Wolf von Schönburg, da dieser offenbar gegen die Obligation gehandelt und sich das Visitationsrecht über die Schule zu Geringswalde angemäht hatte, erneut nach Dresden fordern, dessen Schule abschaffen und dessen kursächsische Lehren einziehen sollte. Nachdem aber am 27. Juli 1568 auch der Schulverwalter Wiedemann, der die Schüler tags

zuvor, nicht ohne ihnen ein Abschiedsessen auszurichten, nach Hause geschickt hatte, verhaftet worden war und die Einkünfte Wolfs aus dem Kloster beschlagnahmt worden waren, sandte August, auf Vorschlag seiner Räte, lediglich eine Kommission an Wolf ab. Sie sprach am 18. August 1568 bei ihm in Penig vor und brachte eine Erklärung Wolfs zu seiner Schule in Geringswalde mit nach Dresden. August nahm diese hin, ließ Wolf durch seine Räte gleichwohl wissen, dass nichts vergessen sei und bei kleinen oder großen Verstößen gegen die Obligation mitgestraft werden würde. Damit nun die Schule, an sich ein löbliches und gutes Werk, nicht etwa eingehen möge, befahl der Kurfürst dem Leipziger Konsistorium, dafür zu sorgen, dass die Knaben wieder dahin gebracht und andere Lehrer daselbst angestellt würden. Mit dieser Order und mit der Fortsetzung der Schule waren aber die Herren von Schönburg nicht einverstanden. Zwar war mit Wolfgang Dreifuss bereits ein neuer Rektor nach Geringswalde abgeschickt worden, doch musste derselbe unverrichteter Dinge wieder abziehen. Damit war der letzte Vorhang für die Schule gefallen.

Haubolds Flucht führt ihn zunächst zu Bartholomäus Rosinus nach Weimar, wo er den besonderen Schutz Herzog Johann Wilhelms genoss. Später zog er weiter nach Regensburg und Klagenfurt, wo er wiederum als Schulrektor fungierte, um schlussendlich ins Predigtamt nach Eferding in Oberösterreich zu gehen. Dort starb er am 15. Juni 1579. Mehlhorn wurde nach seinem Verhör am 3. August 1568 in den Turm zu Rochlitz geworfen und kam erst nach vielfachen, aber vergeblichen Bitten der Angehörigen am 13. März 1569 auf Fürsprache des Herzogs Johann Wilhelm wieder frei. 1582 finden wir auch ihn in Eferding. Einer seiner Geringswalder Schüler, Paulus Preuser, hatte dort Anstellung im Predigtamte gefunden. Mehlhorn selbst hatte nicht das Glück, die Stelle, die ihm dort in Aussicht gestellt worden war, zu erhalten. Sein weiterer Lebensweg lässt sich nicht mehr verfolgen.

War eingangs vom traurigen Geschick der Schule die Rede, trifft dies umso mehr zu, als sich die Verhältnisse in Kursachsen 1574, also nur sechs Jahre nach der gewaltsamen Auflösung der Schule, grundlegend änderten. Die Philippisten fielen in Augusts Ungnade und sahen sich nun selbst verfolgt. Die Flacianer, die uns in der Literatur auch als Gnesiolutheraner begegnen, wurden rehabilitiert und gaben fortan den Ton in den kirchlich-politischen Verhältnissen Kursachsens an. Welche Zukunft hätte die Geringswalder Schule unter diesen Umständen haben können?

#### Autor

Jörg Heinrich  
Glaubitz



# Frühneuzeitliche Stadthirten in Chemnitz

Helmut Bräuer

Der Begriff „Stadt“ wurde und wird in der Geschichtsschreibung über die frühe Neuzeit in der Regel mit Handwerk, Gewerbe und Handel, Markt und Messe in Verbindung gebracht, wenn nach den kommunalen ökonomischen Grundlagen gefragt worden ist. Zünftiges Agieren sowie Waren- und Geldwechsel galten in diesem Kontext als dominante Größen. Marginal scheinen noch Tagelöhner- und Gesindearbeiten auf. Dennoch war das nicht „die ganze Wirtschaft“.

Die innerstädtische Struktur mit ihrer relativ dichten Bebauung sorgte für Enge und Gedrängtheit und ließ wenig Raum für agrarisches Potenzial. Es spielte dennoch eine Rolle, muss aber hauptsächlich vor den Toren gesucht werden. Dresden, Leipzig und Freiberg liefern eindeutige Beispiele, und auch Chemnitz ist dafür ein markanter Fall.<sup>1</sup>

Das Chemnitzer Schocksteuer-Register von 1717 belegt augenfällig die Bindung von innerstädtischem Wohnplatz der Bürger-Grundbesitzer und der beträchtlichen Dimension ihres Boden- und Zweitgebäude-Bestandes vor den Toren.<sup>2</sup> Das unterstreicht die bereits von Karl Czok hervorgeho-

bene Zusammengehörigkeit von Stadt und Vorstadt.<sup>3</sup> So benennt z.B. obiges Register für den seit 1696 als Bürgermeister fungierenden Daniel Wagner zwei Häuser und einen Garten in der Stadt sowie zwei Wohnhäuser, sechs Gärten, ein Vorwerk, zwei Scheunen, sieben Äcker, zwei Keller und mehrere Brandstätten vor den Toren.<sup>4</sup>

Ende des 15. Jahrhunderts existierten ca. 25 Prozent des zu versteuernden Gesamtvermögens der Chemnitzer Bürger im landwirtschaftlichen Sektor. Dieser agrarische Besitz befand sich als Haupt- oder Nebenerwerbsbasis in den Händen von 195 Bürgern (oder 43,4 Prozent der Hausbesitzer).<sup>5</sup> Ein primäres Merkmal war allerdings die regionale Zerstreutheit der Ländereien. Die landwirtschaftlich nutzbaren Boden- und Scheunenobjekte lagen um 1500 an über 30 verschiedenen Stellen – rings um die Stadt verteilt. Die Wiesen- und Grasflächenanteile konnten an 13 Stellen vor der Stadt ermittelt werden.<sup>6</sup> Eine solche Zersplitterung beklagte auch der Rat 1474 in einem Schreiben an die sächsischen Landesherrn, selbst wenn dieser Text aus „steuertaktischen“ Gründen verfasst worden war.<sup>7</sup>

**Ansicht der Stadt Chemnitz von der Zschopauer Straße aus, im Vordergrund Hirten, kolorierter Kupferstich von G. G. Endner, um 1800**

- 1 Geschichte der Stadt Dresden, Bd. 1. Von den Anfängen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. Hrsg. von Karlheinz Blaschke und Jürgen John, Stuttgart 2005; Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 1. Von den Anfängen bis zur Reformation. Hrsg. von Enno Bünz und Jürgen John, Leipzig 2015; Hanns-Heinz Kasper, Eberhard Wächtler (Hrsg.): Geschichte der Bergstadt Freiberg, Weimar 1986.
- 2 Stadtarchiv Chemnitz, VII IV 137, Schocksteuerregister 1717.
- 3 Karl Czok: Zur Rolle der Vorstädte in Sachsen und Thüringen im Zeitalter der deutschen frühbürgerlichen Revolution. In: Wilhelm Rausch (Hrsg.): Die Stadt an der Schwelle zur Neuzeit, Linz/Donau 1980, S. 227-247.
- 4 Stadtarchiv Chemnitz, VII IV 137, Nr. 5; Ähnlich die Familien Crusius (Nr. 342), Herrmann (Nr. 360), Matthesius (Nr. 389), Biedermann (Nr. 384) etc.



- 5 Helmut Bräuer: Chemnitz zwischen 1450 und 1650. Menschen in ihren Kontexten, Chemnitz 2005, S. 110, 116.
- 6 Helmut Bräuer: Die Stadtbevölkerung von Chemnitz zwischen 1450 und 1600. Untersuchungen zu ihrer Struktur, Karl-Marx-Stadt 1978, S. 24, 84 f; Die dort vermittelten Daten beruhen auf den beiden Quellen: Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden [Abk.: HStA], Loc. 9831, Geschoß- und Memorialbuch der Stadt Chemnitz, 1466, und Stadtarchiv Chemnitz, V XI 1c, Marckbuch 1505-1534.
- 7 Hubert Ermisch (Hrsg.): Urkundenbuch der Stadt Chemnitz und ihrer Klöster, Leipzig 1879, Nr. 254.
- 8 Zum Aufkauf von Vieh, zu Fleischern, Kuttelhof, Auffüttern etc. vgl. Helmut Bräuer: Handwerk im alten Chemnitz, Chemnitz 1992, S. 53; Zum Viehhandel vgl. Erich Wild: Chemnitz und seine weitere Umgebung in der sächsischen Wirtschaftsgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts auf Grund der Geleitsrechnungen. In: Beiträge zur Heimatgeschichte von Karl-Marx-Stadt 4, Karl-Marx-Stadt 1955, S. 49-75 und S. 61-64; Grundlegend ist Manfred Straube: Geleitswesen und Warenverkehr im thüringisch-sächsischen Raum zu Beginn der Frühen Neuzeit, Köln-Weimar-Wien 2015.
- 9 Helmut Bräuer: Chemnitz zwischen 1450-1650. Menschen in ihren Kontexten, Chemnitz 2005, S. 122.
- 10 Stadtarchiv Zwickau, RP 1534/36, Bl. 59; RP 1535/36, Bl. 8b, 41; RP 1536-38, Bl. 64.
- 11 Emil Herzog: Beschreibung der Kreisstadt Zwickau. Topographie und Statistik, Th. 1, Zwickau 1839, S. 251.
- 12 Stadtarchiv Zwickau, RP 1534/36, Bl. 41b.
- 13 Stadtarchiv Zwickau, A\* A II 17 Nr. 19a, Türkensteuerregister, 1530/31; III o 8, Geschoßbuch 1533/34; Helmut Bräuer: Martin Luther und die Zwickauer. Die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um die städtische Kirchenpolitik in Zwickau (1527-1531), Hrsg. von der Bezirksleitung des Kulturbundes der DDR und dem Bezirkskunstzentrum Karl-Marx-Stadt, Karl-Marx-Stadt 1983, S. 13.
- 14 Markus Cottin: Stadt-Land-Beziehungen. In: Bünz (Hrsg.): Leipzig 2015, S. 686-714, v.a. S. 704. Cottin betont aber, dass Vorwerksbereiche sogar in der Innenstadt lagen, ebd.
- 15 Johann Jacob Vogel: Leipzigerisches Geschicht-Buch..., Leipzig 1714, S.785, zit. nach Wolfgang Schneider: Leipzig. Dokumente und Bilder zur Kulturgeschichte, Leipzig-Weimar 1990, S. 141.

## Tierhaltung in sächsischen Städten

Keine sichere Auskunft vermitteln allerdings die Quellen über die jeweiligen Anteile von Viehhaltung und Viehbestand am gesamten landwirtschaftlichen Komplex. Es gab neben dem häuslichen Kleingetier (Hunde, Katzen, Hühner, Gänse etc.) „Innenstadtvieh“ und vorstädtische Tierhaltung, mitunter in einer Hand liegend, Marktvieh, Schlachttiere im Kuttelhof und in Herden, die durch die Stadt auf die großen Viehmärkte getrieben wurden oder die nur zum Auffüttern eine kurze Weile auf den Vorstadtarealen verblieben.<sup>8</sup> Ende des 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts führten Chemnitzer Schweinehändler große Schweineherden übers Vogtland nach Nürnberg. Allein 1555 wurden durch sie in Erfurt 830 Schweine verbleitet, die man in Chemnitz neuerlich aufgefüttert haben musste.<sup>9</sup>

Ähnlich war auch die land- und viehwirtschaftliche Gesamtsituation in Zwickau beschaffen. Hier lagen 1531 von 139 Innenstadtbewohnern und 31 Vorstädtern fast 18 Prozent des gesamten besteuerten stadtbürgerlichen Vermögens in agrarischen Realien fest. Und 1533/34 wurden von den Zwickauern 260 Kühe, 65 Kälber und 217 Schweine gehalten. Der 2.491 Gulden versteuernde Fernhändler Michel von Mila ließ in diesen 1530er Jahren zeitweise 50 bis 65 Ochsen auffüttern und war recht ungehalten, als der Rat seinen „Export“ beschneiden wollte.<sup>10</sup> 1697 zählte man selbst in einer depressiven Phase der Zwickauer Stadtwirtschaft 62 Pferde, 24 Ochsen, 172 Kühe, 31 Schafe und 7 Ziegen, wobei der Gesamtbestand zum 19. Jahrhundert hin erheblich anwuchs.<sup>11</sup> Der aufmerksame Zwickauer Rat hielt 1535 sogar Federvieh unter Kontrolle, denn er gestattete dem Bürger Hans Schenk im Marstall, nur zehn Hühner und einen Hahn zu halten.<sup>12</sup> Die meisten Tierbesitzer wohnten zwar in der Stadt und steuerten auch dort, hielten aber die Tiere sicher nicht innerhalb der Mauern. Ganz gewiss aber ist das nicht.<sup>13</sup> In Leipzig waren die Schaf-, Pferde-, Rinder- und Schweinehaltungen vorzugsweise auf den vorstädtischen Vorwerken konzentriert, die in bürgerlicher und Klosterhand lagen.<sup>14</sup> Die „hochvornehme Messstadt“ wandte sich aus handelspolitischen, stadtopographischen, hygienischen und Umwelt-Gründen mit „kategorischem“ Verbot an die Tierhalter: „Hiernächst so geschah auch von wohlgemeldetem Rat Befehl, daß kein Bürger der Stadt Schweine halten und selbige vor sich oder vor andere mästen sollte. Im Fall aber einige Schweine hielten, sollten sie dieselben abschaffen und die Koben einreißen, damit nicht durch den Gestank die Luft verun-

reinigt und zu Kontagion Anlaß gegeben würde...“.<sup>15</sup> Auch dem Zwickauer Rat ging es 1535 bei der Erlaubnis zur Schweinehaltung der Bäcker um die „alte Ordnung“, um Ruf und Ansehen der Stadt und um die „erhaltung gutter gesundheit“ der Bürger.<sup>16</sup> Beide Beispiele deuten demnach in Ratskreisen „sanfte“ Ansätze eines prestigegestützten „Umweltdenkens“ an.

Der landwirtschaftliche Bezug galt natürlich auch für kleinere Städte: Im Rahmen seiner Amts-Untersuchung wies Uwe Schirmer z. B. für 1542 in der Stadt Grimma 347 Rinder nach, die sich auf 100 bürgerliche Halter verteilten.<sup>17</sup> Andere städtische Tierhaltungen spielten für ihn beiläufig eine Rolle. Generell galt also: Keine Stadt ohne Vieh!

Diesen auffälligen Spagat zwischen Dorf und Stadt, den Problemen der einzelnen sozialen Ebenen der Gesellschaft sowie zwischen Agrar- und Viehwirtschaft vollführte selbst die Hausväter- oder Ratgeberliteratur zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert mit. So steht die Favorisierung der Schafhaltung neben der knappen Darstellung der Ziegenwirtschaft,<sup>18</sup> aber auch das Loblied auf die wettinischen Landesherren neben den Ratschlägen an die fleißigen Bauern<sup>19</sup> sowie der umfassend traktierte Ackerbau neben sparsamen Bemerkungen zur Viehzucht.<sup>20</sup> Die „Obersächsische Hauswirtschaft“ des sächsischen Kameralisten Julius Bernhard von Rohr (1688–1742), der selbst aus dem Rittergutsmilieu stammte, umschließt den gesamten Komplex der „Landwirtschaft“ vom Ackerbau, der Fischerei übers Brauen bis zu Tierhaltung und Ökonomie, stellt jedoch zugleich die religiösen „Grundpflichten“ von Hauswirt und Hauswirtin an die Spitze aller Erwägungen und legt auch die Bestimmungen und die Begehren und Forderungen fest, die „man“ gegenüber dem Gesinde hat.<sup>21</sup>

Einen speziellen Zweig präsentieren jene Schriften, die Tierkrankheiten, Seuchen bzw. die Tiermedizin betreffen und hierbei auch auf die Notwendigkeit tiermedizinischen Handelns eingehen.<sup>22</sup>

Dass die Aufmerksamkeit auf die Schafzucht ein zeitgenössisches Schwergewicht war, dürfte im Zusammenhang mit dem Textilhandwerk stehen.<sup>23</sup> Dort wurde Wolle benötigt, und die entstandenen Schäfereien waren um die Befriedigung dieses Bedarfs bemüht. Das muss auch im Kontext mit der speziellen „Schafsliteratur“ gesehen werden, die Lehrcharakter besaß. So hatte 1782 der französische Naturgeschichte-Professor Louis Jean-Marie Daubenton (1716–1799) eine repräsentative und reich illustrierte (teure) Schrift über die Schäferei auf den Markt gebracht, die mehrfach neu aufge-



legt, „volkstümlich-verknapp“ und ins Deutsche übersetzt wurde. 1796 kam ihre Kurzfassung als preiswerter „Kleiner Schäfer-Katechismus“ auf die Buchmärkte und wurde von der bauerlichen Leserschaft rasch angenommen, da die Schrift die wesentlichen Aspekte der praktischen Schafhaltung bediente und auch methodisch plausibel gestaltet war.<sup>24</sup>

## Tierhaltung in Chemnitz

Während die Analyse der städtischen Landwirtschaft in der (wirtschaftlich orientierten) Stadtgeschichtsschreibung, sieht man von den sogenannten Ackerbürgerstädten ab, ein mitunter vernachlässigtes Dasein führt(e) und die Viehhaltung geradezu einen marginalen Stoff darstellte, war das in der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen realen Welt durchaus nicht so. Beispielsweise musste der Chemnitzer Bürgermeister seinen Ratsherren im August 1683 mitteilen, dass wiederum viele Enten, Gänse und Schweine in Herden durch die Stadt gezogen und über den Markt gelaufen seien, ja er selbst habe „jüngst gar etliche Schwein[e] in die Kirche kommen“ sehen und musste dem Gerichtsknecht den Austrieb derselben befehlen.<sup>25</sup> 1536 hatte der Chemnitzer Rat den Bäckern – offenbar recht wirkungsarm – erneut verboten, Schweine in der Stadt zu halten, vielmehr angeordnet, dieselben in den Vorstädten aufzufüttern, wogegen diese bereits kurz nach 1500 beim Kurfürsten aus ökonomischen Gründen Beschwerde eingelegt hatten.<sup>26</sup> Und einen noch früheren Beleg für die Existenz von Stadtvieh bietet Hubert Ermisch, der eine Urkunde von 1358 erwähnt, nach welcher die Stadt gegen einen Geldbetrag Teile ihrer kommunalen Weide für die Anlegung einer Bleiche zur Verfügung stellte.<sup>27</sup> Praktisch: Textilveredelung contra Viehwirtschaft.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden dann Pferde, Schafe, Schweine, Kühe, Ochsen und Ziegen erwähnt, die in Herden getrieben und auf dem Markt verkauft wurden.<sup>28</sup> Auch Rossmarkt und Marstall (im Chemnitzer Gässchen, nahe dem Nikolai-Tor) sowie der Anger gehörten mit ihren direkten und vermittelten Vieh-Bezügen seit dem Mittelalter zum Stadtbild.<sup>29</sup> 1492 war aus dem Angerareal ein „Schweineanger“ ausgegliedert worden.<sup>30</sup> Summiert man diese Daten, so ist festzustellen: Die Gewerbestadt Chemnitz war bei Eintritt in die frühe Neuzeit in bemerkenswertem Umfang agrarisch geprägt, und Vieh spielte eine nicht unwesentliche Rolle, wurde aber von den Historikern kaum oder zumindest unzureichend wahrgenommen. In den Nachbarorten ist eine

ähnliche Situation zu konstatieren. Im Verlaufe des 17. Jahrhunderts stieg, trotz der während des Dreißigjährigen Krieges erfolgten Requirierungen und einschlägigen Kontributionen, der Gesamtviehbestand in Chemnitz an, wenngleich es keinen kontinuierlichen Aufwärtstrend, sondern Schwankungen aus natürlichen, militärischen und finanzökonomischen Gründen gab:

Tier	1625 <sup>31</sup>	1699 <sup>32</sup>
Pferde	Keine Angabe	96
Ochsen	Keine Angabe	25
Kühe	251	302
Kälber	26	Keine Angabe
Schweine	128	Keine Angabe
Schafe	Keine Angabe	204
Ziegen	10	31

Vor dem Dreißigjährigen Krieg waren an der Haltung 113 Bürger beteiligt, nach dem Krieg hielten 84 Bürger Vieh – sehr wahrscheinlich ein Ergebnis des allgemeinen kriegsbedingten ökonomischen Niedergangs und der schrittweisen stadtwirtschaftlich-frühkapitalistischen Veränderungen in Chemnitz, „die die landwirtschaftliche Nebenbeschäftigung zurückgehen ließ“, wie Johannes Leipoldt festgestellt hat.<sup>33</sup> Das bestätigt eine Instruktion des Rates für die 16 Bürger, die im Jahre 1794 noch Vieh hielten.<sup>34</sup> Ein besonderes, momentan nicht zu klärendes Problem wirft die „Hirtenlohnliste“ von 1625 auf, die keine Schafe bzw. Schafhalter und folglich auch kein „Hütgeld“ für Schafe enthält. Entweder gab es tatsächlich in der Stadt keine Schafe oder es dominierte die Stallhaltung. Für beide Deutungen fehlt aber im Grunde die Logik. Dass der Wollbedarf der Tuchmacher über die Großerdenhaltung im Umland der Stadt gedeckt wurde, kann angenommen werden. Aber lieferte auch die Stadt Wolle? Die Pferde dagegen verblieben wahrscheinlich im Marstall, wofür Mitte des 16. Jahrhunderts ein Marstaller mit einem Schirrknecht angestellt worden war.<sup>35</sup> Wenn es eine Hutung der Pferde gegeben hat, dürfte dieselbe im Aufgabenbereich des Marstallpersonals gelegen haben. Um 1625 waren die Fleischer Hans Weber in der (Kloster-)Quergasse<sup>36</sup> (24 Kühe und zwei Kälber) und Georg Ohm in der Klostersgasse<sup>37</sup> (14 Kühe und drei Schweine) sowie der Rats Herr Paul Neefe d. J. und seine Schwester (17 Kühe und zwei Kälber), wohnhaft am Markt, nebst Hinterhaus, die herausragenden Tierhalter.<sup>38</sup> Ob die gesamten „Großpotenziale“ von

- 16 Stadtarchiv Zwickau, RP 1534/36, Bl. 47.
- 17 Uwe Schirmer: Das Amt Grimma 1485-1548. Demographische, wirtschaftliche und soziale Verhältnisse in einem kursächsischen Amt am Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit (= Schriften der Rudolf-Kötzschke-Gesellschaft 2), Beucha 1996, S. 156.
- 18 Der redlich- und aufrichtige Schäfer: der ausführlich handelt 1. Von Eigenschaft und Nutzen der Schaaf, 2. Von denselben Verpfleg- und Wartung, 3. Von der Aufzucht der Lämmer...nebst dem fleißigen Geiß- und Ziegen-Hirten, Nürnberg; Prag 1710.
- 19 F.P.F.P. á E.K. [i.e. Franz Philipp Florin]; Der Kluge Landmann, Oder: Recht gründlicher und zuverlässiger Unterricht / wie man das Hauß-Wesen nützlich anfangen / in gutem Stand halten/ in vielen Stücken verbessern/ und dennoch auch mit grossem Vortheil geniessen möge ..., Franckfurth und Leipzig 1713. Die Abhandlung befasst sich u.a. mit Pferden, Ochsen, Rindern, Schweinen, Schafen, Ziegen und weiteren Tieren; Vgl auch: Sächsisches Land- und Hauß-Wirtschafts-Buch / worinnen alles / was ein Haußwirth und Landmann in seiner Haußhaltung / bey dem Ackerbau / bey der Vieh- und Bienen-Zucht... zu wissen von nöthen hat / umständig und gründlich enthalten ist ..., Leipzig 1704.
- 20 H[einrich] A[ugust] F[ischer]: Gutherziges Schreiben an seine Achtbare liebe Landsleute, die wegen ihres unermüdeten Fleißes, außerordentlichen Treue gegen ihr Hohe Landes-Obrigkeit, auch wegen ihres guten Umgangs und Betragens so gar von Auswärtigen hochgeschätzte Bauern in Sachsen, den Ackerbau und die Viehzucht zu des theuersten Churfürst Augusti Zeiten ..., Chemnitz 1764.
- 21 Julius Bernhard von Rohr: Vollständiges Ober-Sächsisches Haußwirtschafts-Buch ..., Leipzig 1722.
- 22 Nöthiger Unterricht / Die An etlichen Orthen eingerissene Viehe-Seuche betreffend ..., Coburg 1682; Gottfried Schmieder: Des Churfürstenthums Sachsen allgemeine und der Residenzstadt Dresden besondere Policy-Verfassung ..., Dresden 1774.
- 23 Dass bereits im 16. Jahrhundert in der Herrschaft Lichtenwalde bis zu 2.000 Schafe gehalten wurden, vermerkt Rudolph Strauß: Die Herrschaft Lichtenwalde beim Übergang an Kurfürst August von Sachsen im Jahre 1562. In: Beiträge zur Heimatgeschichte von Karl-Marx-Stadt 22, Karl-Marx-Stadt 1978, S. 85-98, hier S. 86f; In Zwickau wurden die Fleischer, die die Bestimmungen zur Schafhaltung nicht einhielten, mehrere Tage eingesperrt; vgl. Stadtarchiv Zwickau, RP 1534/36, Bl. 7, 10.

- 24 Kleiner Schäfer-Katechismus, worinnen von der Stallung, der Streu und dem Perch der Schaafe, von der Auswahl der Zucht-Böcke, von den Weiden, Triften und Futter-Arten...vollständiger Unterricht ertheilet wird; zum Besten der Schäferey-Herren, der Pächter, der Bauern und der Hirten aus dem Französischen des Bürgers Daubenton nach der dritten Ausgabe des Originals verdeutschet von Adolf Waldmann: Leipzig 1796.
- 25 Stadtarchiv Chemnitz, III IV 2a, unpag., Vermerk vom 14. Aug. 1683.
- 26 Bräuer: Chemnitz 1450-1650, S. 97; Stadtarchiv Chemnitz, IX Bc 1, 1507, Bl. 9f.
- 27 Ermisch (Hrsg.): UB Chemnitz, Nr. 24: [...] Dorumbe solle sie irre gemeine und viehweide abtreten...zcu unser bleiche [...].
- 28 Ebd., Nr. 132, Zolltarif der Stadt Chemnitz 1442.
- 29 Curt Wilhelm Zöllner: Geschichte der Fabrik und Handelsstadt Chemnitz, Frankfurt/M. 1976, u.a. S. 90, 156.
- 30 Stadtarchiv Chemnitz, III VIIb 2, Ratshandbuch 1486-1535, Bl. 12bf.
- 31 Stadtarchiv Chemnitz, II III 3, Stadt-Hirten-Dienst, 1625-1743, Bl. 1-2b.
- 32 SächsHSTA Dresden, Loc. 10.473, Die von denen im Gebürgischen Creyße liegenden Städte... gefertigte und eingeschickte Designationes und Tabellen, Ao. 1699, Bl. 182b-185.
- 33 Johannes Leipoldt: Fluranalytische Untersuchungen zur sozialökonomischen Entwicklung im alten Chemnitz. In: Beiträge zur Heimatgeschichte von Karl-Marx-Stadt 17, Karl-Marx-Stadt 1969, S. 39-55, hier: S. 47.
- 34 Stadtarchiv Chemnitz, II III 37, Stadt-Hirten allhier betr., 1762-1831, Bl. 34 f.
- 35 Zöllner: Chemnitz, S. 261.
- 36 Stadtarchiv Chemnitz, III II 42k, Geschoßbuch 1620, Bl. 15.
- 37 Ebd., Bl. 14.
- 38 Ebd., Bl. 23.
- 39 Max Weigel: Vergleichende Übersicht der Häuser und ihrer Besitzer... In: Beiträge zur Heimatgeschichte von Karl-Marx-Stadt 12, Karl-Marx-Stadt 1965, S. 99-170, hier S. 170.
- 40 Bräuer: Chemnitz 1450-1650, S. 91-98. Vgl. auch Stadtarchiv Chemnitz, III IV 2a, unpag.
- 41 Stadtarchiv Chemnitz, II III 37, Stadt-Hirten allhier betr., 1762-1831, Bl. 33.
- 42 Stadtarchiv Chemnitz, III VIIb 5, Ratsprotokoll 1654-1751, Bl. 57b (1667).
- 43 Friedrich Wilhelm Eichholtz (Hrsg.): Handwerkslieder. Auf Gelagen und Morgensprachen, oder beym Feyerabend zu singen..., Leipzig-Dessau 1783, S. 83-85; Eichholtz war Theologe, Jurist und fürstlicher Beamter.

Tieren im Zentrum der Stadt, nahe von St. Jakob/am Markt und dem Topfmarkt, ihre Stallungen gehabt haben, darf man sicher bezweifeln.<sup>39</sup> Von den 128 Schweinen ist aber wahrscheinlich ein beträchtlicher Teil innerhalb der Mauern gehalten worden. Die Tiere belasteten die frühneuzeitliche Umweltsituation in der Stadt, wie es die häufigen Klagen der Bürger zum Ausdruck brachten und wie es auch 1683 anklang.<sup>40</sup> Noch im Mai 1794 stöhnte der Rat darüber, „daß das Vieh auf dem Markte und denen Gaßen, auch nicht selten vor der Kirche während den Gottesdienstes, herum geirret und heßliches Brüllen erhoben, bis öfters durch Personen, denen das Vieh nichts angehet oder durch muthwillige Knaben, und zwar vor letztern nicht ohne Gefahr, das Vieh zum Thor hinaus gejaget und getrieben worden.“<sup>41</sup> Das musste zwangsläufig zwischen Rat und Viehhaltern zu Konflikten führen, über die allerdings keine direkten Nachrichten überliefert sind. Möglicherweise sind die obigen Klagen des Rates auch eine Reaktion auf Beschwerden der Halter gewesen. Natürlich nutzte der Rat die Tierhaltung im Rahmen seiner Privilegierungspolitik wie auch im gesamten Kontext von Macht und Machtausübung gründlich. So wurden die ohnehin Habenden aus Politik und Wirtschaft mit entsprechenden Einschränkungen zur Viehhaltung nur dann bedacht, wenn es um „Randfragen“ ging – die Bäckenschweine stellen das gehörig ins Licht. Andererseits verdeutlicht der Fall des Totengräbers George Uhlich 1667, wie der Rat eine demütige Bittschrift abwartete und wie er ihm dann „Eine einzige Kuhe zu halten“ erlaubte. Doch durfte er „selbe nicht uff den Kirchhoff ...treiben, bey verlust der Kuhe“.<sup>42</sup> Einen Totengraber konnte man nicht zu weit an die Privilegien gelangen lassen!

## Die Chemnitzer Hirten

Eine solche Situation, wie sie sich hier darstellte, verlangte für den Tierbestand der Bürgerschaft einen oder mehrere Hirten, die man privat oder kollektiv nutzte. Das „Hirtenlied“ – eines der „Handwerkerlieder“ aus den 1780er Jahren –, das wahrscheinlich von den Hirten auch selbst gesungen wurde, bringt zum Ausdruck: „Ich bin ein Hirt, und will es bleiben; Was bessers könnt' ich doch nicht seyn. Die Wissenschaft, das Vieh zu treiben, Und seines Lebens sich zu freun.“

In seinen 15 Strophen verweist es neben dieser „Dienstorientiertheit“ vor allem auf Gottvertrauen und Gehorsam gegenüber all seinen Werken, Treue, Tapferkeit und Einsatzbereitschaft sowie Akzeptanz der eigenen Armut und

demütige Zufriedenheit mit dem eigenen Los.<sup>43</sup> Solcherlei Attribute und Charakterzüge entsprachen wohl eher den Erwartungen, die die Dienstherrn der Hirten pflegten, nicht aber den persönlichen Haltungen und Bedürfnissen der Bediensteten. Die nachfolgenden Darlegungen werden das verdeutlichen.

Sieht man von den antiken Vorböten des Hirtenbegriffs, den romantischen und oft sentimentalen Liedern und Hirtenbildern in der Kunst sowie den kirchlich-theologischen Bezeichnungen der christlichen Geistlichen ab<sup>44</sup> – auch das Gute-Hirten-Portal im Chemnitzer Schlossbergmuseum bedient den geistlichen Zusammenhang –, so setzt die nicht sonderlich reiche Literatur, vornehmlich aus der Feder von Vertretern der Volkskunde, die Entstehung des mitteleuropäischen Hirtenwesens im Hochmittelalter (meist im 13. Jahrhundert) an und unterscheidet wandernde und sesshafte Hirten sowie dieselben nach den zu betreuenden Tierarten (Kuh-, Pferde-, Ziegen-, Schweine-, Gänsehirten etc.). Dabei werde die Anzahl der Hirten pro Ort von der Größe der zu betreuenden Herden bestimmt und zugleich zwischen privat und gemeindlich in Dienst stehenden Tieraufsehern unterschieden. Die Funktionspalette der Hirten war beträchtlich und ging weit über das Beaufsichtigen der Tiere hinaus. Besonders betont wird in der Literatur des Hirtens persönliche Verantwortung für die Unversehrtheit der Tiere und die Sicherung der agrarischen Flächen und Güter vor Tierschäden.<sup>45</sup> Dass die Tierhaltung meist in Relation zum landwirtschaftlichen Betrieb behandelt wurde, ist ebenso verständlich wie die Dominanz der Dorf-Hirten, vor allem in den bayrisch-fränkisch-schweizerischen Regionen. Der Hirte hatte den Gehorsam gegenüber der Gemeinde, seine Treue und Korrektheit zu beschwören, war allerdings selbst in den meisten Fällen arm und galt als „unehrlich“. Bettel in der hütefreien/hutungsfreien Zeit war für sie keine Seltenheit. Verschiedentlich existierten in den Alpenländern Hirtenbruderschaften, für die sich in Chemnitz und anderen sächsischen Orten keine Spuren finden lassen. Der exzellente Volkskundler Wolfgang Jacobeit belegt aber, dass es bei den sächsisch-erzgebirgischen Schäfern eine entsprechende zünftige Struktur gab, die ortsübergreifend war.<sup>46</sup> Mit der sächsischen Schäferei, die teils auf feudal-grundherrlichen, teils auf städtischen Grundlagen organisiert war, befasste sich vor wenigen Jahren Uwe Schirmer in seiner „Amtsgeschichte Grimma“ relativ ausführlich.<sup>47</sup> Auch Walther Rachel ging in seiner Verwaltungsgeschichte von Leipzig kurz auf die Ratsschäferei und den Schäfer-

dienst sowie kursorisch auf Kuh-Hirten und Hutung ein.<sup>48</sup> In mehreren Dörfern des Leipziger Raumes existierten im 15. und 16. Jahrhundert Hirten und Hirtenhäuser – letztere oft in Beziehung zu anderen Funktionsfeldern wie Dorfgericht, Armenstube oder Fremdenherberge. Das sind Beobachtungen, die Markus Cottin in die „Hirtengeschichte“ einbrachte.<sup>49</sup>

### Bewerbung und Anstellung der Chemnitzer Hirten

Auf freie bzw. frei gewordene Hirtenposten hatten sich Interessenten zu bewerben.<sup>50</sup> Bewerbungsschreiben, entweder diktiert oder eigenhändig, auch mit geführter Hand unterzeichnet, geben generell Auskunft über die konkrete Bewerberperson bzw. über die jeweilige soziale Gruppe. Es sind Zeugnisse von Angehörigen einer „unteren“ Unterschicht, aus der es gewöhnlich keine massenhafte Überlieferung gibt. Das unterstreicht ihren Wert. Ihr Hauptanliegen und ihr hauptsächlichster Quellen-Wert bestehen aber in der individuellen Darstellung. Dass das bei einer Bewerbung mit speziell kritischer Betrachtung des Bewerbers durch die städtische Obrigkeit verbunden ist, versteht sich. Dem Historiker heute steht jedoch allenfalls der Text der Bewerbung zur Verfügung. Er muss v.a. bedenken, dass der Bewerber etwas erreichen will. Folglich dominiert dessen positive Selbstbeurteilung – eine verkürzte Form der „geschönten Autobiographie“. Daneben geben aber diese Quellen auch Auskunft über die zeitgenössischen Bewerbungsstrategien, ihre Strukturen und individuellen sozialen und mentalen Positionen und zu den Beschaffenheiten der Bewerber und ihre Eigenheiten. Wann und wie diese Ereignisse vor 1600 stattfanden, ist momentan nicht eindeutig feststellbar, doch scheint die „Geschichte der Chemnitzer Hirten“ im 15. Jahrhundert ihren frühesten Niederschlag in den Quellen gefunden zu haben.

Die ersten Belege für die Tätigkeit von städtischen Hirten, die Otto Paul Happach entdeckte, vermerken die Kämmereiunterlagen der Jahre 1426 bis 1438; dort werden sie als Zahlungen jener Bürger ausgemacht, die bestimmte Beträge für die Hutung von Vieh beim Rat der Stadt zu zahlen hatten.<sup>51</sup> Sie finden sich in dieser Quelle stark verknüpft – meist als „hirtelon“. <sup>52</sup> Das scheinen städtischen „Kollektiv- oder Gemeinschaftsaustriebe“ gewesen zu sein, für die der Hirt entlohnt wurde. Die zweite Form der Hutung verbirgt sich hinter dem Passus „14 gr. von eyner hut von eym ochßsein“. <sup>53</sup> Hier ging es offenbar um eine pri-



Lageplan der Stadt Chemnitz und ihrer Vorstädte, um 1700  
© Wikimedia (Daniel Milhouse)

vate Hutung. In beiden Fällen ist jedoch die Hirtenbenennung nicht mit einem Personen-Namen verbunden.

Derselbe begegnet erst 1526, als „Im Henger gesleynn“ „des Hutmans vnnd gemeyner stat Haus am Khue annger gelegen“ gedacht und unter den Hausgenossen ohne Bürgerrecht „peter reychel der Stat hutman“ namhaft gemacht wurde.<sup>54</sup>

1528, 1529, 1534 und 1555 wurden im Chemnitzer „Gemeyn Handelbuch“ lediglich die entsprechenden Vergütungen der Ratsdienerstelle, also des „Huthmanns“, der selbst namentlich anonym blieb, genannt.<sup>55</sup> Die nachfolgende Reihe der Hirten im 17. und 18. Jahrhundert ist lückenhaft und an einigen Stellen unsicher – ein Beleg für die „lockere Bewertung“ der Aufzeichnungen über die niederen Bediensteten durch den Rat der Stadt.

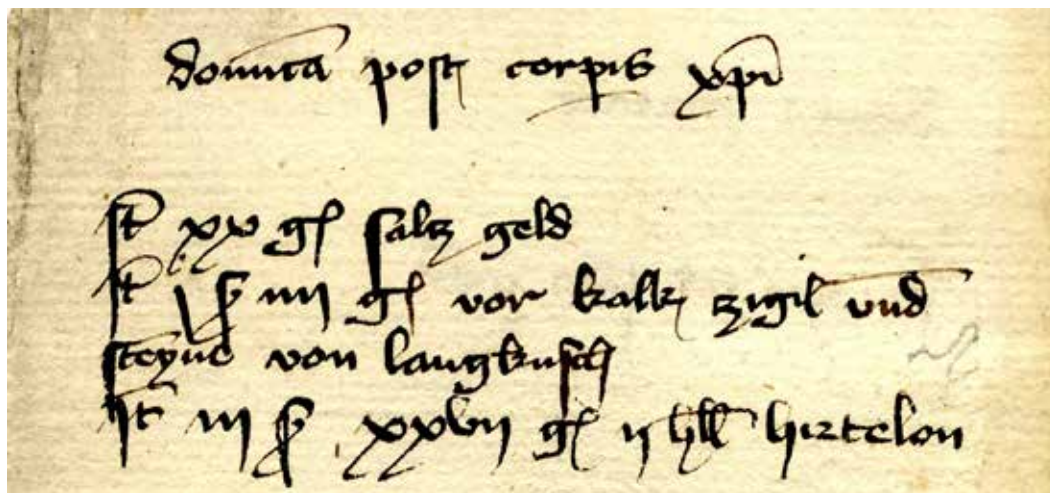
1652 bewarb sich ein Hanß Uhle von Altdorf beim Chemnitzer Rat. Da er vom Dorf stammte, ist Tierumgang nicht unwahrscheinlich. Er gab an, dass er bereits neben dem Stadthirten das Vieh ausgetrieben und gute Leistungen erreicht habe. Im Bewerbungsschreiben betont er, dass die Bürger keine Klagen vorgebracht hätten.<sup>56</sup> Der namentlich Ungenannte, der vor 1652 die Tiere gehütet hatte, ist zumindest der erste belegbare (anonyme) Gemeinde-Hirte im 17. Jahrhundert, dessen Dienstantritt um 1636 bzw. früher erfolgt war, da Hans Uhle 16 Jahre lang sein Mit-Hirte oder Hüteknecht war, den die Größe der zu beaufsichtigenden Herde benötigte.<sup>57</sup> Möglicherweise hat dann der Rat Uhle 1652 als Stadthirten angestellt, der dann das Amt zehn Jahre ausüb-

44 Der lat. Begriff „pastor“ = Hirte, benennt den Leitenden der Gemeinde der Gläubigen.

45 In Zwickau wurde äußerst viel Wert auf die Sicherung der bürgerlichen Felder/Äcker und Wiesen von den weitenden Schafen gelegt. Hierbei nahm der Rat auch gegenüber dem Amtmann Wolff von Weissenbach kein Blatt vor den Mund, wenn dessen Schafe auf bürgerlichen Grund drängten; vgl. Stadtarchiv Zwickau, RP 1534/36, Bl. 35, 36b; auch RP 1536-38, Bl. 21.



Einnahmehandbuch der Stadt  
Chemnitz, 1426, mit dem Begriff  
„hirtelon“  
© Stadtarchiv Chemnitz



- 46 Wolfgang Jacobeit: Von West nach Ost – und zurück. Autobiographisches eines Grenzgängers zwischen Tradition und Novation, Münster 2000. Vgl auch: Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexikon, Bd. 13, Graz 1994, Sp. 259-261; Hirte; Rainer G. Schöller: Hut und Hirten in Mitteleuropa. Ein soziotypischer Abriss. In: Maximilian Böhm (Hrsg. u. a.): Auf der Hut. Hirtenleben und Weide-Wirtschaft, Bezirk Oberpfalz 2003, S. 11-58; Rainer Schöller: Art. Hirte. In: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 5, Stuttgart-Weimar, S. 463-466; Sebastian Schott: Guts- und Gemeindegirten in der Oberpfalz in der frühen Neuzeit. In: Böhm, S. 59-83; Peter Martin (u. a.): Hirten, Schäfer und Arme Leute. Die Schäferei aus Hambühl und ihre Bewohner, Bad Windsheim 1948; Wolfgang Jacobeit: Schafhaltung und Schäfer in Zentraleuropa bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, 2., Berlin 1987; Otto Beneke: Von unehrlichen Leuten. Kulturhistorische Studien und Geschichte aus vergangenen Tagen deutscher Gewerbe und Dienste. Mit einem Vorwort von Norina Kroll, Hamburg 2011; Heinrich Maul: Hirtenleben zwischen Idylle und Wirklichkeit. Die Geschichte der Gemeindegirten im Allgäu, Bad Schussenried 2013; Albert Hauser: Was für ein Leben. Schweizer Alltag vom 15. bis 18. Jahrhundert, Zürich 1987, S. 24, 26f., 87, 96, 175, 207f., 239; Wolfgang von Hippel: Armut, Unterschichten, Randgruppen in der frühen Neuzeit (= Enzyklopädie deutscher Geschichte 34), München 2013.
- 47 Schirmer: Grimma 1485-1548.
- 48 Walther Rachel: Verwaltungsorganisation und Ämterwesen der Stadt Leipzig bis 1627, Leipzig 1902, S. 129-131.
- 49 Markus Cottin: Die Dörfer im Leipziger Umland. In: Bünz (Hrsg.): Leipzig 2015, S. 715-752, v.a. 722.
- 50 Helmut Bräuer: Im Dienste des Rates. Ordnung und Machtrealisierung durch Ratsbedienstete in einigen Städten Obersachsens und der Lausitz zwischen 1500 und 1800, Leipzig 2013, S. 33-46.
- 51 Otto Paul Happach: Beiträge zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Stadt Chemnitz bis 1831/32, Bd. 2, masch., Bl. 14.
- 52 Stadtarchiv Chemnitz, III II 53aI, Bd. 1, Einnahmehandbuch 1426-1438, Bl. 3b, 10, 12, 12b, 16, 18 etc.
- 53 Ebd., Bl. 4b, 24b, 34 36b.
- 54 HStA Dresden, Loc. 9831, Register Aller Eynwonner der stat kempnitz (1526); Stadtarchiv Chemnitz, Reg. 11, Bl. 19 und 31. Stadtarchiv Chemnitz, III II 53ee (5, 10), Gemeyn Handelbuch, jeweils unpag. bzw. (20) Bl. 12.

te. Die sich 1675 samt 19-jährigem Sohn bewerbende Witwe Christina Müglic, deren Ehemann Jacob Müglic bereits seit 13 Jahren Stadthirte war und die ihre besondere „Armut und dürfftigkeit“ sowie ihren von Jugend an erfolgten Umgang mit Vieh betonte, wurde 1679 nach vier Jahren vom Hirtenamt suspendiert. Die Frau bat freilich, sie „noch Eine Zeitlang bey solchen dienste zu schützen und zu erhalten“, da sie unerzogene Kinder habe, doch wurde das vom Rat abgelehnt.<sup>58</sup> Vielmehr erfolgte 1679 die Einstellung des Christof Haselbach aus Marienberg.<sup>59</sup> Er hat den Dienst 25 Jahre, also bis 1704, begleitet.<sup>60</sup> Seine Bitte, eine zweite Kuh halten zu dürfen, „weil er viele Kinder“ habe, wies der Rat zurück.<sup>61</sup> 1742 wurde Andreas Otto als Amtsinhaber erwähnt, den der Rat wegen einer Sechs-Gulden-Schuld mit dem gewesenen Hirten und jetzigen Bier-schröter Johann Uhle verglich.<sup>62</sup> Offenbar blieb Otto nicht lange auf seiner Stelle, denn 1743 wurde eine neuerliche Bewerbungsrunde eingeleitet. Im Januar 1743 legte Johann George Mincklig seine Schrift vor, der neun Jahre Militärdienst hinter sich hatte. In seiner Bewerbung betonte er, dass er von „Kindsbeinen [an] bey denen Vieh gedienet“ habe. Auch seine Frau sei als „Vieh Magd auf den Forbergcken in Diensten“ gewesen. Damit waren aus Ratssicht wichtige Dinge klargestellt. Am 1. April 1743 wurde ihm per Handschlag vor dem Rat das Hirtenamt übertragen.<sup>63</sup> Neben Mincklig hatte sich auch Martin Uhlmann beworben, der angab, 20 Jahre bei verschiedenen „Herrschaften“ „Vieh Pachtere“ getrieben zu haben, war aber nicht berücksichtigt worden.<sup>64</sup> Unklar ist der Zeitpunkt der Aufnahme des Zeug- und Leinewebens und späteren Pächter der Schenke „Linde“,<sup>65</sup> Georg Hinkler, der zwar angab, zwölf Jahre im Hirtenhaus gewohnt und viele Tierkenntnisse gewonnen zu

haben, der aber in seiner Bewerbung besonders die „ietzigen kümmerlichen Zeiten“ des Handwerks betont hatte und meinte, aus der „Handwerkergemeinschaft“ ausscheiden zu müssen.<sup>66</sup>

Wie bei anderen Ratsbediensteten, waren die Hirtenaufnahmen und -ablösungen Ratssachen. Die Stellenbesetzung von Christoph Funke 1762 gibt dabei einige Anhaltspunkte: Nach der Kenntnisnahme der Kündigung des Kuhhirten Georg Hinkler am 1. Februar 1762 nahm der Rat die Bewerbungen der Interessenten entgegen.<sup>67</sup> Dann entschied er sich für den Handarbeiter Christoph Funke. Dass die Herren diese Entscheidung nicht beiläufig abhandelten, demonstriert die Anwesenheit des Consul regens Dr. Wendt, des Bürgermeisters Dr. Garmann, des Bürgermeisters Mathesius sowie der Herren Stößel, Dr. Rockbusch und Plänkner, die für Funke gestimmt hätten. Es belegt zugleich das stadtbedeutsame Gewicht der entsprechenden Stelle für das Stadt- und Privatvieh. Der Gewählte sei danach am 26. Februar 1762 vor dem Rat erschienen und habe den Eid abgelegt.<sup>68</sup> Da sich eine Unterschriftsleistung nicht nachweisen lässt, hat er offenbar ein Gelübde per Handschlag gegenüber dem Rat vollzogen.

Schließlich hatten sich 1762 Johann Lohse aus Gablenz, der seine Erfahrungen als Viehknecht auf den Vorwerken betonte, und der Tuchmacher Christian Friedrich Philipp, wegen der Armut im Handwerk, erfolglos beworben.<sup>69</sup> Funke war bis 1775 im Dienst.<sup>70</sup> Nach seiner Kündigung trat Christoph Grosser aus Lichtenwalde an, der aber 1779 vom Rat gekündigt wurde und offenbar kurz darauf starb, denn am 11. November 1779 befahl der Rat der verwitweten Großerin, sie habe bis 15. November d.l.J. die Wohnung im Häuslein am Anger zu räumen.<sup>71</sup> Barmherzigkeitsdenken von höherer Art! Dort zog nun der neue Stadthirte Gottfried Gepfert aus Oederan ein, der 1790 seinen Abschied

nahm und Platz für Gottfried Eichhorn aus Furth machte, dem schließlich der Chemnitzer Bürger Christoph Köhler folgte.<sup>72</sup>

### Übersicht zu den Chemnitzer Stadthirten

In den spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Jahren lassen sich demnach die folgenden Stadthirten nachweisen:

1426 – 1438	Anonymi
1526	Peter Reichel
1528 – 1555	Anonymi
vor 1636 – 1652	Anonymi/zeitweise mit Hans Uhle
1652 – [1662]	Hans Uhle
[1662 – 1675]	Jacob Müglich
1675 – 1679	Christina Müglich + Sohn
1679 – [1704]	Christof Haselbach
1704 – ?	Johan Uhle
[1742] – 1743	David Otto
1743 – ?	George Mincklich
? – 1762	Georg Hinkler
1762 – 1775	Christoph Funke
1775 – 1779	Christoph Grosser
1779 – 1790	Gottfried Gepfert
1790 – 1795	Gottfried Eichhorn
1795 – 1813	Christoph Köhler, dann Witwe und Sohn

bach vom 8. Februar 1706 eine relativ ausführliche Darstellung der persönlichen Lebensumstände des Bewerbers enthält, sei sie etwas näher betrachtet.<sup>73</sup> Haselbach betont zunächst seine Armut, wie das wohl bei den meisten Hirten als zutreffend gelten kann, die Bewerber ein solches Vorgehen aber auch als „bewerbungsstrategisch“ sinnvoll erachteten. Zugleich deutet er dem Rat an, dass er gehört habe, der vorige Hutmann habe sich nach anderen Diensten umgesehen, da ihm diese Aufgabe zu gering sei. Offenbar betraf das die Bezahlung des Dienstes. Nach seinen, also Haselbachs, absolvierten 25 Jahren Hüte-Dienst wolle er keineswegs eine solche Haltung beziehen. Verschiedene Bürger hätten ihn gedrängt, sich doch wieder zu bewerben, weil er „nun mehr ein Alter mann [sei und] keine schwere tagelöhner Arbeit verrichten“ könne. Daher möge der Rat seine Bewerbung

annehmen. Sein Gesuch habe auch noch einen zweiten Grund: Sein Weib habe in ihrem Dienst solchen Schaden erlitten, dass sie seit zehn Jahren „krank und Bettlägerig worden“; sie könne „ihm“ nichts mehr verdienen. Dies ist ein in Bewerbungsschreiben aus der „Unterschicht“ häufig gebrauchtes Argument, das die eigene Notlage unterstreichen und den Ansprechpartner „mild“ und „bereitwilliger“ stimmen soll und das überdies des Hirten „ehepartnerschaftliches“ wie auch männlich-dominantes Denken zugleich demonstriert.<sup>74</sup> Und nach der Treue- und Fleißbetonung seinerseits „verspreche und gelobe [ich] auch, die so genannte Mühlwiese und den Graben zu heben, auch in baulichen Wesen zu halten..., das Häu und Krummet will ich ... machen und auf meine Kosten an seinen gehörigen orth schaffen“ lassen. Und schließlich setzt er als Sahnehäubchen der Bewerbung drauf: Ich werde außerdem „denen Herren des Raths ihr Geldt-Vieh frey und umbsonst hütten.“<sup>75</sup>

Auch in anderen Bewerbungen werden die sozialstatustypischen Argumente gebraucht: Stadtkind oder aus regionaler Umgebung stammend und damit „überprüfbar“, bei den Eltern bereits in das Leben mit Tieren eingewiesen, Frau und Kinder gleichfalls an den Umgang mit Tieren gewöhnt, Erfahrung auf den Vorwerken, absolvierten Militärdienst, fleißig und treu zu sein etc. Als bisherige Tätigkeiten wurden angegeben: Kuhhirte, Tagelöhner oder Handarbeiter, Magd auf Vorwerken, Pächter, Zeug- und Leineweber und Tuchmacher, der über die „jetzigen nahrlosen Zeiten“<sup>76</sup> klagte.<sup>77</sup>

Eine direkte „Berufsausbildung“ als Hirte, vergleichbar einer Handwerkerlehre, ist nicht nachweisbar, doch enthielt die häufig vorgebrachte Formel von dörflich-bäuerlicher Herkunft oder die Kenntnis vom „Viehherdenmieu“ eine Betonung der Funktionsvertrautheit und entsprechender Tauglichkeit. Auch Knecht des Hirten oder Wohnung beim Hirten spielten eine Rolle. Der Bewerber legte dem einen „Hirtenbezug“ unter und hoffte, dass der Angesprochene das in gleicher Weise sah bzw. diesen Gedanken akzeptierte.

Generell unterstreichen die Hirten-Bewerbungen die in den Arbeits-Gesuchen überwiegend auftretenden Äußerungen der Demut und Untertänigkeit gegenüber den entsprechenden Räten oder Ratsorganen als Organen der Obrigkeit, der Darstellung der eigenen ärmlichen Lebensumstände, Krankheiten und (unverschuldeten) Belastungen sowie der Betonung des persönlichen Geeignetseins für das jeweils

- 55 Stadtarchiv Chemnitz, III II 53ee (5, 10), Gemeyn Handlungsbuch, jeweils unpag. bzw. (20) Bl. 12.
- 56 Stadtarchiv Chemnitz, II III 3, Stadt-Hirten-Dienst, 1625-1743.
- 57 Ebd., Bl. 3.
- 58 Ebd., Bl. 4-8.
- 59 Ebd., Bl. 5-7.
- 60 Ebd., Bl. 6f., 9f.
- 61 Ebd., Bl. 5f.
- 62 Ebd., Bl. 14ff.
- 63 Ebd., Bl. 19-20, 21-22b.
- 64 Ebd., Bl. 21f.
- 65 Die Schenke „Linde“ am Anger bei den Lindenteichen, nahe der Ziegelscheune, vgl. Stadtarchiv Chemnitz, Plansammlung 1/190, Grund-Riß des Weichbildes der Stadt Chemnitz (1761), dazu: II 1d 113, Beschreibung des Weichbildes der Stadt Chemnitz 1761, Nr.97.
- 66 Ebd., Bl. 17, 17b.
- 67 Stadtarchiv Chemnitz, II III 37, Stadt-Hirten allhier betr., 1762-1831, Bl. 9.
- 68 Ebd., Bl. 9; Bräuer: Ratsdiener, S. 41-46; Stadtarchiv Chemnitz, II III 37, Stadt-Hirten allhier betr., 1762-1831, Bl. 3f., 9.
- 69 Ebd., Bl. 5f. und 7f.
- 70 Ebd., Bl. 11.
- 71 Ebd., Bl. 16b.
- 72 Ebd., Bl. 23-35.
- 73 Stadtarchiv Chemnitz, II III 3, Stadt-Hirten-Dienst, 1625-1743, Bl. 9f.
- 74 Helmut Bräuer: Zur Mentalität armer Leute in Obersachsen 1500 bis 1800, Leipzig 2008, v.a. S. 189-237.
- 75 Stadtarchiv Chemnitz, II III 3, Stadt-Hirten-Dienst, 1625-1743, Bl. 9b.
- 76 Über die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse um 1700 vgl. Katrin Keller: Landesgeschichte Sachsen, Stuttgart 2002, S. 178-201; Elke Schlenkrich, Helmut Bräuer: Armut, Verarmung und ihre öffentliche Wahrnehmung. Das sächsische Handwerk des ausgehenden 17. und 18. Jahrhunderts. In: Karl Heinrich Kaufhold (Hrsg. u. a.): Stadt und Handwerk in Mittelalter und früher Neuzeit (= Städteforschung 54), Köln-Weimar-Wien 2000, S. 93-117.
- 77 Stadtarchiv Chemnitz, II III 37, Stadt-Hirten allhier betr., 1762-1831., Bl. 3f., 5f., 7f., 9.



- 78 Neu-verfaßte Gesinde-Ordnung vor die Städte und das platte Land in der Alten Marck, Berlin 1735, S. 26ff; „Dieweilen wegen des Uebermuths der Schäfer und Hirten grosse Klagen geführt werden...“; Zum Gesinde generell Rainer Schröder: Das Gesinde war immer frech und unverschämt. Gesinde und Gesinderecht vornehmlich im 18. Jahrhundert, Frankfurt/M 1992.
- 79 Bräuer: Ratsdiener, S. 47-75.
- 80 Das Leipziger Eidbuch von 1590, Hrsg. und bearb. von Horst Thieme unter Mitarb. von Sigrid Gerlach, mit einer historischen Einführung von Bernd Rüdiger, Leipzig 1986, S. 90-92 und 154.
- 81 Stadtarchiv Chemnitz, II IV 1e, Eidbuch, 1600-[1679], II IV 1b, Eidbuch 1666-1749, II IV 1d, Eidbuch 1750-[1827].
- 82 Stadtarchiv Chemnitz, II IV 1e, Bl. 52 und II IV 1b, Bl. 216-216b.
- 83 Schöller: Hut und Hirten, S. 19-50.

angestrebte „Amt“ oder den entsprechenden Dienst. Stets wird das mit der Versicherung der Diensttreue, des Gehorsams und individuellen Einsatzbereitschaft verbunden.

### Eid und Instruktion der Hirten

Ratsbedienstete hatten vor Antritt ihrer Aufgaben einen Dienst- oder Amtseid zu schwören. Wie die Gesinde-Ordnungen jener Zeit betonten, war das eine dringende „Notwendigkeit“.<sup>78</sup> Der Eid stellte die Anerkennung des Gehorsams gegenüber der städtischen Obrigkeit und die Akzeptanz von erteilter dienstlicher Aufgabe samt Einverständnis über die Leistungsverpflichtung sowie die Entlohnungsbedingungen dar.<sup>79</sup>

Die Eidesleistung und Amtspraxis machten den Hirten zu einer „öffentlichen Person“, deren Arbeitskraft gemeindlich und privat genutzt werden konnte. Der Hirte stand zwar persönlich auf einer der untersten Stufen der Gesellschaftshierarchie, wurde aber als zeitweiliger Verwalter fremden Eigentums aufmerksam von der Stadtgesellschaft im Blick behalten und kontrolliert. Diese Kontrolle war nur bedingt auf die Person des Hirten, vor allem aber auf das Unbeschadetsein des Besitzes bzw. Eigentums orientiert.

In Leipzig, wo Bernd Rüdiger einen Hirten 1476 ausgemacht hat, war der Schwur dieses Ratsbediensteten im 16. Jahrhundert mit in die Eide-Sammlung des Rates der Stadt aufgenommen worden. Er hatte das Vieh der Bürger auf die städtischen Weiden, u. a. vor dem Ranstädter Tor, zu treiben und auf „Schadensbegrenzung“ bei Vieh und Gelände zu achten, wofür er das Kuh- oder Weidegeld bezog. Beschäftigt wurde im 15./16. Jahrhundert nur ein Stadthirte.<sup>80</sup>

Für Chemnitz gibt es überlieferte Hirten-Eide aus den Jahren 1679, um 1720, 1750, 1762, 1775 und 1779. Es sind jeweils Formular-Texte, die von den angenommenen Hirten zu unterschreiben waren oder nach deren Verlesen die Hirten zu versichern hatten, dass sie sich weisungsgemäß verhalten wollten. Der Handschlag mit einem Bürgermeister oder Ratsherrn entsprach der Unterschrift.<sup>81</sup> Inhaltlich liegen die Texte sehr dicht beieinander. Das relativ ausführliche Formular aus der Zeit um 1720 sei nachfolgend referiert: Zunächst schwor man Gott und dem städtischen Rat, treu, fleißig und ehrlich allen Ge- und Verboten gehorsam nachzukommen. Das war die eidliche Auskunft des Hirten, die göttliche Ordnung anzuerkennen und die gesellschaftlichen Umstände in der Stadt respektieren zu wollen – zwei Grundbedingungen für die Ausübung eines lokalen Amtes. Ohne sie hätte die Besitzgesellschaft niemandem das kostbare Vieh anvertraut. De facto enthielt dieser Schwur die gänzliche per-

sönliche Unterwerfung unter die Macht des Rates. Sodann wurde die Versicherung ausgedrückt, die „angewiesene Wohnung und Gebäude pfleglich brauchen und weder darinnen noch an den Inventarien etwas ruinieren“ zu wollen, denn es handelte sich nicht um das Eigentum des Hirten, sondern das der Gemeinde resp. des Rates.

Der zweite Teil des Eides richtete sich auf das Vieh. Der Hirte bekräftigte, die übergebene Gemeinde-Herde und die übrigen Rinder der Privaten genau zu beaufsichtigen, damit den Tieren kein Schaden geschehe und die Tiere an Feldern und landwirtschaftlichem Gerät keine Beschädigungen anrichten. Zugleich sagten die Schwörenden zu, das für die Fütterung der Gemeindetiere bestimmte Futter nicht zu persönlichem Nutzen zu verwenden. Eigene Tiere, sofern der Rat solche zu halten erlauben würde, wolle man „unter der ganzen Herde mit treiben“ und kein Federvieh (Tauben, Gänse oder Enten) auffüttern. Auch fremde Gänse möge man von den Weideflächen fernhalten. Das Gras der Weide sollte fressbar bleiben! Mit dem erteilten Lohn werde man sich begnügen, und insbesondere ohne Wissen des Bürgermeisters keine fremden Gäste beherbergen, wovon allerdings „nahe Anverwandte“ ausgenommen wurden, wie es 1679 hieß.<sup>82</sup> All das war deshalb von besonderem Gewicht, weil der Chemnitzer Hirte keine separate Aufsicht, etwa in Gestalt einer Zunft, besaß, sondern direkt dem Rat unterstand. Entnimmt man diesen Eiden die Funktionspalette der städtischen Hirten in Chemnitz, so stimmt sie weitgehend mit den Hüte-Verpflichtungen der dörflichen Hirten in Franken, Bayern und der Schweiz überein.<sup>83</sup>

Nichts wird indessen gesagt über mögliche männliche bzw. weibliche „Beihirten“ oder Hirtenknechte resp. Hirtenmägde, die bei der beträchtlichen Anzahl von Tieren und deren notwendiger Trennung erforderlich gewesen wären. Mitunter klingt das Thema an, anderswo schien es selbstverständlich und nicht erwähnenswert. Allerdings stellte auch das Anger-Gelände in Chemnitz keineswegs solche Anforderungen an Hirten und Vieh, wie sie in den hohen Gebirgslagen der Almen oder Alpen üblich waren. Der Beruf und seine Arbeitsfelder waren überschaubarer. Das brachte der Hirten-Eid durchaus auch zum Ausdruck.

### Tägliche Arbeit eines Hirten in Chemnitz

Der hauptsächliche Arbeitsort war der Anger (auch Plan, Allmende), ein gemeindlich-kollektiv genutztes Wiesenareal unterhalb des Schlossberges am Chemnitzfluss. Nach festgelegtem Hüteplan blies der Hirt während der Hütezeit vom Frühjahr bis Spätherbst täglich das Vieh aus den

Ställen und trieb es auf den Küh-Anger. Ob zugleich auch die Waldungen (v. a. für Schweine, Schafe und Ziegen) genutzt wurden, ist nicht zu belegen, kann jedoch angenommen werden.

1685 war aber offenbar den Bürgern das laute Blasen zu viel der Störungen. So beschloss der Rat unter Bürgermeister Theodorus Neefe, „daß der Viehhirte das blasen aus dem horn von Stund an unterlaßen und denen burgern, so Vieh halten, ansagen soll, das Vieh früh um 5 Uhr, nachmittags aber um 2 Uhr aus denen Ställen zu schaffen.“<sup>84</sup>

Lange Zeit hatte diese Regelung Bestand, doch waren schrittweise einige Unregelmäßigkeiten eingerissen, so dass sich der Rat 1794 wiederum an die Viehhalter wenden musste: Sie würden ihre Kühe und Kalben zu früh oder zu spät aus den Ställen lassen, so dass der Hirte die Tiere noch nicht oder nicht mehr erreichen und auf den Anger treiben könne. Sie würden dann herrenlos in der Stadt umherirren.

Und dass das Problem ernst und dem Rat an einer Einhaltung der Regelung gelegen war, lässt die Strafbestimmung erkennen: Die Viehhalter sollten ein neues Schock Groschen Strafgeld zahlen und das Vieh selbst oder durch eigene Knechte auf den Anger führen. Das Eintreiben, also die Rückführung des Viehs, wolle man wie bisher halten.<sup>85</sup>

Auf dem Anger musste das Vieh beaufsichtigt und im Bedarfsfalle „leiblich“ versorgt werden. Dazu waren begrenzte tiermedizinische Kenntnisse nötig. Ob dabei entsprechende Literatur benutzt wurde, ist nicht eindeutig zu eruieren. Ein gedrucktes kurfürstliches Mandat von 1780 und einschlägige Ratsanordnungen befinden sich jedoch in den Akten.<sup>86</sup> Hirtenhunde halfen beim Beieinanderhalten bzw. Treiben der Tiere. Dass Familienangehörige in die Hütearbeit eingebunden waren, kann mehrfach belegt werden.

### Materielle Situation und Lebenslage des Hirten

Die soziale Herkunft der Hirten klang bereits in den Bewerbungen an; diese Informationen waren zwar Selbstbewertungen, können aber – mit den vorgetragenen Bedenken – weitgehend real angesehen werden und zumindest einen Anhaltspunkt bieten. Grundsätzlich wurden das Sozialprestige des Hirten und damit auch oft sein Lohn von der Größe der zu betreuenden Herde und von der Viehmart mitbestimmt. Hier stand der Kuhhirt obenan, der Schweinehirt nahm einen der letzten Ränge ein.<sup>87</sup>

Die Kämmererei der Stadt Chemnitz zahlte 1427 an „hirtelon“ insgesamt 6 Schock 50 Groschen, d. h. bei 240 Hütetagen = 1,7 Groschen pro Tag oder ca. 12 Groschen pro Woche. Ob der zusätzliche

Lohn für die Hut des oder der Ochsen ebenfalls dem „hirtelon“ zugerechnet werden kann, muss offen bleiben.<sup>88</sup> Wenn man die Löhnungen aus dem Jahr 1555 als Basis nimmt, ergibt sich für die Hüteperiode vom März (Judica) bis November (Omnium Sanctorum) das folgende Bild: Ausgezahlt wurden in dieser Arbeitszeit ca. 1 Schock Groschen pro etwa monatlichem Zeitabschnitt, also summa summarum 760 gr. Bei 240 Hütetagen brachte das einen Tagelohn von ca. 3,1 gr. Dazu kamen im Oktober (Galli) 1 ſo oder 60 gr. Holzgeld.<sup>89</sup> 1529, als die Lohnsumme von 1528 mit 10 Schock und etwas Korn nur knapp ausfiel, musste der Hirte zweimal 30 Groschen Kredit aufnehmen.<sup>90</sup>

Eine wöchentliche Entlohnung wurde 1563 gezahlt, wo der Hutmann mit 20 gr. in der Kämmererei geführt wurde.<sup>91</sup> Das waren samt und sonders gewisse „Pauschalen“, also Summen, unabhängig von der Anzahl der zu versorgenden Tiere. Aus dem 18. Jahrhundert ist jedoch auch ein Wochenlohn von vier Pfennigen pro Kuh bekannt.<sup>92</sup> Nimmt man 100 Tiere pro Hutung an, erhielt der Hirt rund 33 Groschen pro Woche oder ca. 4,7 gr. pro Tag. Um 1800 war der Lohn auf acht Pfennige pro Kuh und pro Woche gestiegen.<sup>93</sup>

Zum Vergleich: Der Zwickauer Viehbesitzer zahlte als Hirtenlohn einen jährlichen Betrag, der 1536 festgeschrieben worden und nach Tierarten differenziert war: „Von einer kuhe odder ochsen“ – 4 Pfennige (Kalb- 2 Pfennige), „von einer ziege“ – 6 Pfennige, „von einem schwein“ – 4 Pfennige.<sup>94</sup> Der (gemeine) Tagelöhner bezog um jene Zeit etwa 2-3 gr. (14-21gr/Woche), abhängig von der jeweils anfallenden Tätigkeit. Eine Lohnpreis-Aufstellung bietet entsprechende Möglichkeiten zur Einordnung.<sup>95</sup> Der Hirte lag mit seiner Besoldung folglich nahe beim Tagelöhner, wo er von mehreren Autoren auch anderenorts eingeordnet wird.

An Hirtengeld erhob der Rat im Jahre 1625 von den Viehhaltern, eingeschlossen drei Restantenbeträge in Höhe von 1 fl. 17 gr. insgesamt 33 fl. 14 gr. Hütegeld (707 gr.), d.h. eine Summe, die nicht ganz die Lohnkosten für den Hirten abdeckte. Der Rat musste aus der Stadtkasse zulegen. Wie schwer aber das Hütegeld zu kassieren war, demonstriert die Passage in der Abrechnung: Dem Kassierer Hans Gierschen zahlte der Rat 9 Groschen, „weill er viel mall darnach lauffen“ musste.<sup>96</sup> Die leicht günstigere materielle Situation des Hirten gegenüber den Tagelöhnern wurde noch dadurch positiv beeinflusst, dass er mietfrei im ratseigenen Hirtenhaus wohnte und eine Kuh halten durfte.<sup>97</sup> Dazu bekam er Stroh- und Streulieferungen. Außerdem waren ihm Zusatzarbeiten erlaubt (Heu- und Grummethauen und -einfahren sowie den Kot von der Kühgasse räumen).<sup>98</sup>

84 Stadtarchiv Chemnitz, II III 1a, Ratsangestellte betr., 16.-19. Jahrhundert, Nr. 17 (1685).

85 Stadtarchiv Chemnitz, II III 37, Stadt-Hirten betr., 1762-1831, Bl. 33.

86 Stadtarchiv Chemnitz, V Va 11, Viehseuche betr. ab 1765.

87 Schöller: Hut und Hirten, S. 19.

88 Stadtarchiv Chemnitz, III II 53aI, Bd. 1, Bl. 10 und 12, Bl. 4b, 24b, 34, 43 etc.

89 Stadtarchiv Chemnitz, III II 53ee (20), Gemeyn Handelbuch 1555, Bl. 12.

90 Ebd., unpag., „dem hutmann vffs Neuhe geligen“.

91 Stadtarchiv Chemnitz, III II 53a II, Bd. 3, Ausgaben der Kämmererei, Bl. 21b; Bräuer: Chemnitz 1450-1650, S. 163.

92 Stadtarchiv Chemnitz, II III 37, Stadt-Hirten, 1762-1837 allhier, Bl. 11.

93 Ebd., Bl. 47.

94 Stadtarchiv Zwickau, III x1 130, Lehnbuch 2. Ediert von Karl Steinmüller: Die Zwickauer Stadtschreiberei von 1526 bis 1546. In: WZ des Päd. Instituts Zwickau, Gesellschafts- und sprachwiss. Reihe 4 (1968)1, S. 58-84, hier: S. 83.

95 Bräuer: Chemnitz 1450-1650, S. 162-167.

96 Stadtarchiv Chemnitz, II III 3, Stadt-Hirten-Dienst, 1625-1743, Bl.

97 In Leipzig wurde dem Hirten um 1540 erlaubt, winters bis zu sechs Kühe bzw. drei Ochsen zu halten. Auch er bekam vom Rat 3 Fuder Heu; Rachel: Verwaltungsorganisation, S. 194, Anm. 1.

98 Stadtarchiv Chemnitz, III II 7, Rechnungen / Einnahme, Ausgabe 1679/80-1696/97, Bl. 35b, 37f., 39, 43.

99 Maul: Hirtenleben, S. 34-44.



- 100 Beneke: Von unehrlichen Leuten, Vorwort S. 7f. und von Hippel: Armut, S. 37-39; Paul Münch: Lebensformen in der frühen Neuzeit 1500 bis 1800, Frankfurt/-Berlin 1996, S. 282.
- 101 Jacobeit: Schafhaltung, S. 352.
- 102 Schölller: Art. Hirte, Sp. 464.
- 103 Stadtarchiv Chemnitz, Plansammlung 1/190, Weichbild Chemnitz (1761), Nr. 61; Zum Trenckmann-Plan vgl. Andrea Kramarczyk: 18. Agricola-Gespräch (2009) zum Stück des Schosbergmuseums Chemnitz, Inv.-Nr. II4 3544/S <https://www-user.tu-chemnitz.de/~fna/18kramarczyk.pdf> (Zugriff: 10. 4. 2017).
- 104 Stadtarchiv Chemnitz, VII IV 137, Schock-Steuer-Catastrum 1717, Nr. 1000-1043.
- 105 Emil Herzog: Beschreibung der Kreisstadt Zwickau, Zwickau 1839, S. 224 und beiliegende Karte vom Ende des 18. Jahrhunderts sowie Th. 2, Zwickau 1845, S. 437, 541 und 617; Vgl. auch: Stadtarchiv Zwickau, III n1 10, Acta, das Hirtenhaus, aufm Frauen Anger betr., 1743.
- 106 Stadtarchiv Chemnitz, V XI 1b, Marckbuch 1710, Bl. 165b, 166, unter Nr. 1007.
- 107 Ebd., Bl. 166, Nr. 1007b, 1007c, 1008a.
- 108 Stadtarchiv Chemnitz, II III 3, Stadt-Hirten-Dienst 1625-1743, Bl. 14.

Für eventuelle Schäden an Vieh und Flur war der Hirte zuständig. Das musste er im Eid bekennen. Diese potentielle Belastung, deren Umfang nur im konkreten Fall erfassbar ist, reduzierte das „Einkommen“ ebenso wie die Beschaffung und Haltung des Hüte- oder Hirtenhundes und der (wahrscheinliche) Erwerb der Hirtenausrüstung. Eine lange Reihe von dörflichen Selbstverständlichkeiten, beispielsweise die persönliche Hirtenausrüstung mit Hirtentasche, Stab, Trinkgefäß und spezieller Kleidung, der Behandlung von Tierkrankheiten, die Tierkadaver-Entsorgung etc., die u. a. Heinrich Maul im Allgäu beschreibt,<sup>99</sup> sind in Chemnitz – bis auf das Hirtenhorn – nicht überliefert. Das „Umschlafen“ des Hirten (also der Schlafstellenwechsel von Hof zu Hof) war angesichts des Vorhandenseins eines Hirtenhauses nicht erforderlich.

Auch die „Unehrllichkeit“/Infamie, also etwa die von Ausgrenzung und Verachtung zeugende öffentliche Einstellung zu Henkern, Schindern und Abdeckern, kann am Ort bei den Hirten nicht direkt belegt werden.<sup>100</sup> Es ist aber anzunehmen, dass die anderswo dem Hirten obliegende Aufgabe des Abtransports gefallenen/toten Viehs in der Öffentlichkeit als „nachhaltiger Wesenszug“ vom Hirtenamt behandelt wurde. Außerdem arbeitete der Viehhüter weitgehend allein, war also der Kontrolle der Stadtgemeinde entzogen, und bereits dieser Umstand machte verdächtig. Fragen, Verdächtigungen, Vermutungen, Zweifel oder Unterstellungen und „Deutungen“ – allein, weil man wenig oder nichts wusste!

De facto ist dieser abwertenden Haltung ohnehin mit „Vorsicht“ zu begegnen, war doch der Widerspruch offenkundig: Die Bürger bzw. Tierhalter übergaben dieser Hüte-Person, die sie persönlich möglicherweise für „unehrlich“ hielten, tagtäglich ihr Vieh, also einen relativ hohen materiellen Wert. Andererseits klagten die Schäfer des Meißnischen und Erzgebirgischen Kreises 1723 dem Landesherrn, die Bürger und Bauern würden sie „verspotten und verachten, sonderlich aber, wenn wir zu Ehren Gelacken, Hochzeiten und Kindtauffen geladen werden, oder auch nur zuweilen in einer Schenck uns blicken lassen, Niemand mit uns weder eßen noch trincken will ...“<sup>101</sup>

Im Zusammenhang mit dem Hirtenhaus wird nochmals auf die Infamie einzugehen sein.

Als offene Frage muss gelten, ob der (vereidete) Hirte auch zur Anstellung und Besoldung von „Beihirten“ bzw. Hüteknechten verpflichtet war, wie in Schwaben üblich.<sup>102</sup> Dass Familienangehörige, auch Kinder für „kleineres“ Vieh (Gänse, Ziegen etc.) eingesetzt wurden, kann angenommen werden und hätte den Lohn realiter gesenkt. Es hätte die Hirtenbesoldung zur „Familienbe-

soldung“ werden lassen, ist aber nicht oder kaum berechenbar.

## Das städtische Hirtenhaus

Auf dem Druckstück des Planes von Johann Paul Trenckmann (1676–1747), einen Geringswalder Kartografen, aus dem Jahre 1761, ist das Hirtenhaus mit Garten unter Nummer 61 beim Kuh-Gäßchen/Kuh-Anger verzeichnet.<sup>103</sup> Es lag „unterhalb“ des Schlosses (ehemals des Benediktinerklosters) an einer Stelle, an der der Gablenz-Bach das Areal des Angers, also der Gemeindeweide, durchfloss, nahe der Ratsziegelei einerseits und mehrerer Bleichanlagen andererseits sowie nahe beim Fußweg nach Frankenberg. Dieses gesamte vorstädtische Gebiet enthielt eine Mischung von Scheunen, Acker- und Wiesenflächen, die dem Gemeinen Kasten, dem Rat und partiell dem St. Georgshospital zu steuern hatten.<sup>104</sup> Das Hirten-Objekt selbst war ratseigen, und der Hirte wohnte mit seiner Familie hier miet- und steuerfrei. In Zwickau lag das Hirtenhaus, ein „ewiges“ Streitobjekt zwischen Rat und Schmiedezunft, am Moritzbach zwischen Frauen- und Niederer Vorstadt an der Stelle des vormaligen Siechhauses der Schmiede.<sup>105</sup>

Dieses Hirtenhaus an der Angergasse ist im Chemnitzer Marckbuch von 1710 als Objekt eingetragen und führt keinen Besitzernamen.<sup>106</sup> Im Gefolge der Einträge zwischen 1784 und 1800 kann der Eindruck entstehen, dass die auf den Hirten lautenden „Haus und Gärtgen“ stückweise zugunsten einer Privatisierung geschrumpft sind.<sup>107</sup>

In dieser Wohnlage vor der Mauer der Stadt, also außerhalb des direkten Informationszugriffs der Innenstadtbevölkerung, äußern sich gewisse Momente der Marginalisierung der Chemnitzer Hirten, aber es ist fraglich, ob eine solche „Randseitigkeit“ ausreicht, um generell von „Unehrllichkeit“/Infamie des Hirten zu sprechen. Unter Mit-Berücksichtigung seines sozialen Prestiges ändert sich die Situation freilich leicht. Die Tradition einer „minderen Beachtung“ aber dürfte eine Rolle gespielt haben.

Sachlich ist die Lage dieses Hauses mit der Nähe zum Anger, also dem eigentlichen Arbeitsplatz des Hirten, leicht zu begründen. Als diese Wohnung 1742 „am Anger, dem neuen Hirten, David Otten, übergeben“ wurde, hatte der Kammer-schreiber Klimper ein Inventar gefertigt, das einige Einblicke erlaubt, freilich nur jene Stücke nennt, die außerhalb des jeweiligen Eigentums der Hirten lagen, also ratseigen waren.<sup>108</sup>

Das Haus bestand aus Hausflur mit Doppeltür, Schloss und zwei Riegeln, Küche samt Küchentür und einem steinernen Wassertrog, einer Stube

mit Tür, vier Glasfenstern samt Läden und einem Kämmerchen mit Fenster. In der Stube befand sich ein Tisch nebst Bänken und ein alter Kachelofen. Zur Hirtenwohnung gehörte ein Stall mit zwei Türen. Dort existierten (offenbar für Kühe oder Ziegen) drei eiserne Halteketten und drei Tröge sowie zwei alte Raufen. Außerdem stand eine eiserne Mistgabel zur Verfügung. Auf dem Boden befanden sich (für Knechte oder Gäste?) zwei Kammern mit jeweils zwei Türen und fünf Fensterläden. Ein separates Milchhaus mit Doppeltür und ein Holzschuppen komplettierten die Anlage. Als 1780 erneut ein Inventar des Hirtenhauses geschrieben wurde, musste man feststellen, dass das alte Tischgestell unbrauchbar geworden war, die Bänke an der Wand aber noch immer Dienst taten.<sup>109</sup> Der Ofen in der Küche wurde mit einer „kupfferen Offen Blaße“ und einer „blechernen Röhre“ erwähnt. Neben Stube und Stubenkammer wurden nun aber zwei Fenster im oberen Schlafraum und ebensolche in einer weiteren Kammer aufgeführt. Im Stall existierten zwei Gemeinde-Rinder-Plätze an zwei Ketten. Die Tröge von 1742 waren noch vorhanden, der Schuppen war mit Streu und Stroh gefüllt. Neu war eine „Plumpe“, der ein guter Zustand bescheinigt wurde.

Dass das Stadtbauamt bereits Jahrzehnte vor dieser Zeit Bauarbeiten besorgen ließ, belegen die Rechnungen der Jahre 1693 bis 1694.<sup>110</sup> Ein alter Kessel wurde dort demontiert und gegen zwei eiserne Ofentöpfe ausgetauscht und Maurerarbeit ausgeführt, wofür Kalk, Sand, Ziegel, Leim und Fuhrlohn nötig waren. Auch Bund- und Schüttstroh mussten mehrfach angefahren werden. Die Baulichkeit repräsentierte im Grunde den sozialen Status des Stadthirten, verdeutlicht aber zugleich auch den Widerspruch, der zwischen der allgemeinen gesellschaftlichen Stellung des Hirten in der Stadt und seiner Funktion bestand.

## Konflikte

Die Geschichte der Chemnitzer Hirten ist keine „Konfliktgeschichte“ – zumindest gibt es nur wenig Anhaltspunkte dafür. Es gibt jedoch in der sächsischen Stadtgeschichte der frühen Neuzeit kaum eine gesellschaftliche Gruppierung, die ohne Spannungen oder Gegensätze ausgekommen wäre. Dazu sorgte schon allein die vorhandene soziale Hierarchie mit ihren krassen Ungleichheiten. Auch Nachbarschaften waren oft spannungsgeladene Lebensregionen, und innerfamiliären Zwist gab es inner- und außerhalb der Mauern.

Ein erster Konfliktbereich eröffnete sich bereits mit dem „Ansehen“ des Hirten und seiner vielfach unterstellten „Unehrllichkeit“. Da es im

Chemnitzer Fall keine entsprechenden Quellen gibt, sei er für die folgenden Überlegungen ad acta gelegt.

Ein zweites Problem stellten natürlich die Stellenbewerbungen mit ihren vielfachen Ablehnungen dar. Mit den Bewerbungen waren stets Hoffnungen verbunden; bei ihren Ablehnungen entstanden Enttäuschungen, die sich äußern konnten. Auch hier mangelt es an Quellen, was nicht bedeutet, dass es keine Differenzen gegeben habe. Bestimmte Verbitterungen, die aus Entlassungen resultierten, führten offenbar nicht zu offenen Kontroversen.

Das dritte Problem boten Ungereimtheiten zwischen Hirten und Viehhaltern. Nach 1800 klagten die Bürger beim Rat über die Hirten Köhler – Mutter und Sohn. Letzterer behandle das Vieh schlecht. Als einige Bürger ihr Vieh nicht mehr weiden ließen bzw. weiden lassen wollten, befahl der Rat die Witwe Köhler, deren Sohn sowie die Viehhalter aufs Rathaus. Vermittelnd meinte der Rat die „Parteien“ trennen zu können, indem er anbot, einen neuen Hirten anzustellen, während die Köhlerin ein Zuchttier versorgen sollte. Dem schlossen sich die Bürger nicht an. Der Köhler-Sohn sei ein „böser“ Mensch, der auch Gemeinfutter für seine Privatkuh verwende, er sei „grob“ und „rachgierig“, „der die Rache an unserem Vieh schon ausgeübt hat und noch mehr ausüben würde.“ Während die Hirten für weniger als acht Pfennige arbeiten wollten, verlangten die 16 Viehhalter deren Entlassung. Eine Liste mit den eigenhändigen Unterschriften aller unterstreicht die Entschlossenheit der Viehhalter. Der Rat stellte Andreas Holler als neuen Chemnitzer Stadthirten an.<sup>111</sup>

## Fazit

Ein Blick auf den Hirten einer Stadt unterstreicht dessen soziale Position innerhalb der stadtbürgerlichen Gesellschaft: Der Hirte hatte eine Diener- oder Knechtsstellung einzunehmen und gehorsam zu sein. Er gehörte stets zu jener Schicht, die weitgehend ohne Rechte, keinen Mangel an Armut litt. Die meisten Hirten richteten sich in dieser Position ein. Sie lebten in relativer (nicht selten auch mentaler) Abgeschiedenheit von der Kommune, besaßen allerdings oft größeres Erfahrungswissen über Tier und Pflanzenwelt. Die Stadtgesellschaft sah den Hüter lediglich als marginales Glied, obgleich er oft als (an den Rand gedrängter) Teil aus ihr selbst stammte. Für die Besitzbürger, insbesondere für die Viehhalter, hatte er verantwortungsvolle Aufgaben zu erfüllen und deren Platz oder deren „Fortkommen“ in der Kommune zu sichern, und nur in diesem Zusammenhang gewann er ihr Interesse.

- 109 Stadtarchiv Chemnitz, II III 37, Stadt-Hirten allhier, betr., 1762-1831, Bl. 22.  
110 Stadtarchiv Chemnitz, III II 7, Rechnungen 1679/80-1696/97, Bl. 29-43.  
111 Stadtarchiv Chemnitz, II III 37, Bl. 46-49 und 51-52b.

## Autor

Prof. Dr. Helmut Bräuer  
Leipzig

# Traugott Leberecht Pochmann und seine Kinderbildnisse

Harald Marx

- 1 Hans Wolfgang Singer: Allgemeiner Bildniskatalog, 13 Bde., Leipzig 1930–1936, Bd. 1, Nr. 4059. – Bildindex der Kunst und Architektur. Bildarchiv Foto Marburg; Digitaler Porträtindex.
- 2 Vgl. Harald Marx: Sehnsucht und Wirklichkeit, Malerei für Dresden im 18. Jahrhundert. Ausstellungskatalog. Dresden/Köln 2009, S. 134 und S. 468–491, Nr. 215.
- 3 Anton Karcher, nach einer Zeichnung von Traugott Leberecht Pochmann, die ihrerseits als Kopie nach einem Gemälde oder Pastell (?) von Johann Heinrich Schmidt entstanden ist: Bildnis der Emilie. Bezeichnet unten links, dem Oval angepasst: „Nach Schmidt v. L. Pochmann Gez.“/Unten rechts, dem Oval angepasst: „Gest. v. Ant. Karcher Manh“ / Inscript/Titel mittig darunter: „Emilie/Radierung/Punktiermanier“, 125 x 85 mm (Platte); 216 x 133 mm Blatt; Exemplar in Münster, Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Porträtarchiv Diepenbroik, Inventar-Nr. C-515114 PAD./Lit.: Bildindex der Kunst und Architektur. Digitaler Porträtindex. Die Radierung ist, wie die Signatur bestätigt, in Mannheim entstanden.
- 4 Vgl. u. a. Max Sauerland: Kinderbildnisse aus fünf Jahrhunderten der europäischen Malerei von etwa 1450 bis etwa 1850. Königstein im Taunus und Leipzig 1921.
- 5 Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen, Heft 24, Dresden 1904, S. 90. Nach 1945 zu den Dresdner Kunstsammlungen; Dresden, SKD, Gemäldegalerie Alte Meister, Inv.-Nr. 52/142; Gal.-Nr. 3985; rückübergeben 2000.
- 6 Vgl. Harald Marx: Sehnsucht und Wirklichkeit, 2009, S. 450–453.
- 7 Johann Christian Hasche: Magazin der Sächsischen Geschichte, Dresden 1784–1791, Bd. 4, 1787, S. 735.

Anton Karcher (um 1760–nach 1814) nach einer Zeichnung von Traugott Leberecht Pochmann, die ihrerseits als Kopie nach einem Gemälde oder Pastell von Johann Heinrich Schmidt entstanden ist: Bildnis der Prinzessin Maria Augusta von Sachsen, um 1787, Radierung/Punktiermanier, 126 x 84 mm (Plattenrand); Darstellung oval, 67 x 52 mm Dresden, SKD, Kupferstich-Kabinett

Der zu Lebzeiten anfangs gelobte, dann umstrittene, später beinahe ganz vergessene Historien- und Bildnismaler Traugott Leberecht Pochmann (1762–1830) lehrte ab 1816 als ordentlicher Professor an der Kunstakademie in Dresden. Schon als junger Mann trat er im Alter von etwa 25 Jahren mit Kinderbildnissen hervor – allerdings mit Zeichnungen, die Kopien nach Bildnissen von Johann Heinrich Schmidt (1749–1829) waren.<sup>1</sup> Auf einem dieser Blätter ist Prinzessin Maria Augusta Nepomucena Antonia Franciska Xaveria Aloysia dargestellt, geboren am 21. Juni 1782 in Dresden und dort gestorben am 14. März 1863. Sie war die Tochter des sächsischen Kurfürsten Friedrich August III. (1750–1827), des späteren sächsischen Königs Friedrich August I. (König seit 1806), genannt der Gerechte, und seiner Gemahlin Maria Amalie Auguste (1752–1828), Pfalzgräfin und Prinzessin von Pfalz-Zweibrücken. Das Bildnis dürfte die Prinzessin Maria Augusta etwa im Alter von fünf Jahren zeigen und wäre demnach um 1787 entstanden. Als Vorlage diente vermutlich ein Pastell des Hofmalers Johann Heinrich Schmidt,

das gegenwärtig nicht nachgewiesen werden kann. Schmidt war schon im März 1783 mit einem Pastell-Porträt der Prinzessin im Alter von etwa neun Monaten hervorgetreten; dieses Pastell von Schmidt befindet sich noch heute in der Dresdner Gemäldegalerie.<sup>2</sup>

Der Stecher Anton Karcher (um 1760–nach 1814) stammte aus Colmar und hatte auf der Mannheimer Zeichnungsakademie studiert, wo er 1782 den dritten Preis gewinnen konnte. Er war bis zuletzt in Mannheim tätig und arbeitete hauptsächlich in Punktiermanier, schuf viele Bildnisse und verfügte über gute Beziehungen zum Hof von Pfalz-Zweibrücken. Daraus ergibt sich die Beziehung zu Maria Amalia Augusta von Pfalz-Zweibrücken, der Mutter der dargestellten Prinzessin. Die Kurfürstin gehörte in Dresden zu Pochmanns Förderern, und der Maler wird demnach die Zeichnung nach dem Pastell von Schmidt in ihrem Auftrag angefertigt haben, damit sie nach Mannheim geschickt und dort von Karcher gestochen werden konnte. Dieses und ein zweites Blatt von Karcher, wieder gestochen nach dem Bildnis von Schmidt und als Vorzeichnung für den Stich kopiert von Pochmann,<sup>3</sup> sagen allerdings nichts über den eigenen Bildnisstil von Pochmann aus.

## Kinderporträts in der europäischen Kunsttradition

Solche Porträts standen in einer langen Tradition, denn Kinderbildnisse hat es in der europäischen Malerei zumindest seit der Renaissance gegeben.<sup>4</sup> Auf Gruppenporträts ganzer Familien kommen sie genauso oft wie Geschwisterbilder oder einzeln vor. Im 18. Jahrhundert seien für Dresden Louis de Silvestre (1675–1760) und Andreas Möller (1683–1762) als Schöpfer solcher Auftragswerke genannt, in der zweiten Jahrhunderthälfte besonders Charles Hutin (1715–1776) und Christian Leberecht Vogel (1759–1860).

Johann Georg Ziesenis (1716–1776) malte 1757 beispielsweise in Mannheim ein Bildnis von Maria Amalia, der späteren Gemahlin von Kurfürst Friedrich August dem Gerechten als Kind in einer Parklandschaft sitzend.<sup>5</sup> In den Ausstellungen der 1764 neu gegründeten Kunst-





akademie in Dresden waren schon bald vermehrt Bilder mit der Porträt-Darstellung von Kindern zu sehen, und einige Maler hatten sich regelrecht spezialisiert auf solche Arbeiten. Adam Friedrich Oeser (1717–1799), der Direktor der Leipziger Außenstelle der 1764 neu gegründeten Kurfürstlich Sächsischen Kunstakademie, nannte das 1766 ausgestellte und als Rezeptionsbild für die Akademie eingereichte Gruppenbild seiner vier Kinder eine „Allegorie auf die Bildenden Künste.“<sup>6</sup>

Auch vom ersten Direktor der Kunstakademie, Charles François Hutin (1715–1776), wurden Kinderbilder ausgestellt und bewundert. Im „Magazin der Sächsischen Geschichte“ stand dazu: „Er [Hutin] hatte [1769] ausgestellt [...] ein Mädchen, die bei zwei niedergesetzten Wassereymern ruht; einen Knaben mit einem Kanarienvogel auf der linken Hand.“<sup>7</sup> Stilistische Vergleiche machen wahrscheinlich, dass der erwähnte „Knabe mit einem Kanarienvogel“ sich in einem Gemälde erhalten hat, das dem Lindenau-Museum in Altenburg gehört und das früher Christian Leberecht Vogel zugeschrieben wurde.<sup>8</sup> Auch der „Knabe mit Vogel im Käfig“ aus der gleichen Sammlung ist nach Meinung des Verfassers keine Arbeit von Christian Leberecht Vogel, sondern ein Werk Hutins.<sup>9</sup>

Für die Beliebtheit solcher oft symbolisch überfrachteter Bilder gab es nach der Mitte des 18. Jahrhunderts besonders in Frankreich viele Beispiele.<sup>10</sup> In Dresden hat sich auch Johann Eleazar Zeisig (1737–1806), genannt Schenau, damit beschäftigt.<sup>11</sup> Er brachte die Anregung zur Beschäftigung mit solchen Themen offensichtlich aus Paris mit nach Sachsen.

### Traugott Leberecht Pochmann und Christian Leberecht Vogel

Besonderen Ruhm erlangte auf dem Gebiet der Kinderbildnisse der schon erwähnte Christian Leberecht Vogel. Im Heft 5 vom „Magazin der Sächsischen Geschichte“ 1784 gab es am „Schluß der Revision ausgestellter Kunstakademie Werke“ ein ausführliches Lob: „Im Scholarenzimmer [...] verdienen Herrn Vogels vier Gemählde: eine Vestale und ein Mädgen nach der Natur, beide in Pastell, dann zwei jugendliche Portraits in Oel den vorzüglichsten Rang, besonders die Vestale, die ausnehmend schön war. Der laute öffentliche Beifall des Kenners und Nichtkenners war Beweis von der Schönheit seiner Werke, die in sanfter Verbindung von Tönen und Farben in so reichhaltigen Übergänge bestund, daß deren Verschmelzung nur Vogels Gefühl verarbeiten konnte.“<sup>12</sup> Der Lobeshymnus gipfelte in der Bemerkung, dass in

diesen Werken Seele zu finden sei, „die man freilich nicht sehen, aber doch fühlen“ könne.

In diesem Zeitalter begeisterte man sich für Erziehung. Namen wie Jean-Jacques Rousseau (mit seinem Erziehungsroman „Emile“), Johann Heinrich Pestalozzi, Johann Bernhard Basedow und der Pietist August Hermann Francke können hier genannt werden. Nach Ansicht der Philosophen dieser Epoche war die Gesellschaft verpflichtet, die Begabung eines jeden Kindes zu entwickeln, auch die Armen nicht zu vergessen und vor allem die geistige Bildung mit der des Herzens zu verbinden. Von einem Pastell Vogels, „Zwei Pastellkinder in schwesterlicher Führung, Kniestück“, hatte Johann Christian Hasche 1786 bemerkt: „Eine Beschreibung von vielen Bogen würde ihnen das doch nicht sagen, was ein einziger Blick aufs Bild vermöchte, das eigene Reize, tief verstandene Schönheit, Gefühl und Seele der Kunst oder der Natur, in navivster Unschuld erhascht, hatte.“<sup>13</sup>

Auf die Gemälde von Christian Leberecht Vogel wird hier solche Aufmerksamkeit gelenkt, weil Vogel und Pochmann beinahe im gleichen Alter gewesen sind, sich gut kannten und weil sie in den Akten der Kunstakademie an einigen Stellen sogar gemeinsam auftauchen. Auch waren sie beide zuerst Schüler und später dann Professoren an der Dresdner Akademie gewesen. Ein Rescript von König Friedrich August I. beispielsweise macht das deutlich: „Allerhöchstes Rescript d. d. 27. Febr. 1816, wodurch bestimmt wird, dass [...] die außerordentlichen Professoren Vogel, Pochmann und Roessler zu ordentlichen Professoren ernannt werden, wonach sie im Gypssaal Unterricht zu ertheilen und im Actsaale zu subleviren haben [...]“<sup>14</sup> Diese gleichzeitige Ernennung und Aufnahme in den Lehrkörper der Akademie mit gleichen Aufgaben, brachte die Gemeinsamkeit ihrer Anliegen mit sich, vielleicht sogar Freundschaft, lässt aber auch eine gewisse Konkurrenz möglich erscheinen: Pochmann musste sich bei Kinderbildnissen immer dessen bewusst sein, dass der Professoren-Kollege Vogel auf diesem Gebiet der eigentlich berühmtere Maler war.

Doch auch Pochmanns Kinderbildnisse wurden von den Kritikern gelobt. Vom Porträt eines Knaben, das er im Jahre 1819 ausgestellt hatte,<sup>15</sup> konnte man im „Kunst-Blatt“, das im Rahmen der Zeitschrift „Morgenblatt für gebildete Stände“ erschienen ist, lesen: „Auch Pochmanns beyde Porträts, Nro. 551 und 552, besonders das weibliche, machten dem Künstler Ehre.“<sup>16</sup>

Schon sieben Jahre früher, 1812, hat Johann Traugott Beyer (1780–nach 1835) ein Kinderbildnis gestochen, das den Sohn seines Lehrers, des Kupferstechers Christian Gottfried Schulze,

8 Altenburg, Lindenau-Museum, Inv.-Nr. 332. Vgl. u. a. Julia M. Nauhaus: In Szene gesetzt. Aus Porträts werden Kleider. Bildnisse aus dem Lindenau-Museum Altenburg von der Renaissance bis in die Gegenwart. Lindenau-Museum Altenburg, S. 118 ff.

9 Vgl. Harald Marx: „... den guten Geschmack einzuführen.“ Persönlichkeiten und Richtungen der Dresdener Malerei im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, in: Dresdner Hefte 6 (1988), Heft 17, S. 29-58 (zu den Bildern von Hutin S. 46-48). Vgl. auch: Harald Marx: Sehnsucht und Wirklichkeit, 2009, S. 114.

10 Paris 1984/85, Diderot et l'art de Boucher à David. Les Salons, 1759-1781, Ausstellungskatalog, Hôtel de la Monnaie Paris 1984/85, Paris 1984, Nrn. 63, 159.

11 Vgl. u. a. Harald Marx: Zu einem Gemälde von Johann Eleazar Zeisig, genannt Schenau (Der doppelte Verlust), in: Dresdener Kunstblätter 17 (1973), Heft 2, S. 42-46.

12 Johann Christian Hasche: Magazin der Sächsischen Geschichte auf das Jahr 1784. Dresden 1784, Fünftes Stück, S. 209-218, Zitat S. 209.

13 Johann Christian Hasche: Magazin der Sächsischen Geschichte auf das Jahr 1786. Dresden 1786, S. 176.

14 Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, Akten der Kunstakademie, Nr. 11 (Signatur 0011, Film K II 220), Fol. 40; eingegangen den 1ten März 1816.

15 Marianne Prause: Die Kataloge der Dresdner Akademie-Ausstellungen 1801-1850, Berlin 1975; Katalog der Akademie-Ausstellung 1819, Kat. Nr. 552.

16 Morgenblatt für gebildete Stände. Dreyzehnter Jahrgang. 1819. Tübingen 1819, S. 77-78.

17 Marianne Prause: Die Kataloge der Dresdner Akademie-Ausstellungen 1801-1850, Berlin 1975; Katalog der Akademie-Ausstellung 1812, Nr. 377.

18 Vgl. F. Hinneburg, in: Allgemeines Künstler-Lexikon, Bd. 10, München/Leipzig 1995, S. 339.

19 Gerd-Helge Vogel, Hermann Vogel von Vogelstein: Christian Leberecht Vogel. Leipzig 2006, S. 90, Abb. S. 92.

20 Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, hrsg. von Johann Schickh, Sonnabend, den 25. October 1823, Heft 128, S. 1055.

21 Marianne Prause: Die Kataloge der Dresdner Akademie-Ausstellungen 1801-1850, Berlin 1975; Katalog der Akademie-Ausstellung 1823, Kat. Nr. 636, 637.

22 Das Foto befindet sich in der SLUB in Dresden, Deutsche Fotothek, Negativ-Nr. 106 717.

23 Chemnitz, Auktionshaus Heickmann, Zwickauer Str. 108.

24 Eine gute Übersicht bietet Hubert Göbels: Hundert alte Kinderbücher aus Barock und Aufklärung. Dortmund 1980.

**Johann Traugott Beyer (1780–nach 1835): Bildnis des Sohnes des Kupferstechers Christian Gottfried Schulze nach einer Bildnis-Zeichnung von Traugott Leberecht Pochmann, 1812, Kupferstich, Darstellung oval, 218 x 173 mm Dresden, SKD, Kupferstich-Kabinett, Inv.-Nr. A135803**



darstellte. Im Katalog der Dresdner Akademie-Ausstellung heißt es: „Ein Portrait, gezeichnet von Pochmann, gestochen von J. E. Beyer, Schüler des Prof. Schulze (Probedruck).“<sup>17</sup> Bei dem hier abgebildeten Portrait handelt es sich offensichtlich um diesen im Katalog verzeichneten Stich, wie die alte handschriftliche Notiz auf dem Exemplar im Dresdner Kupferstich-Kabinett mitteilt. Tatsächlich ist das Blatt unvollendet; es scheint kein anderes, weiter voran getriebenes Exemplar zu geben. Der 1780 geborene Johann Traugott Beyer hatte in Dresden seit 1795 an der Kunstakademie studiert und war bis 1819 als selbständiger Kupferstecher in Dresden tätig; danach wurde er Aufseher bei der Gemäldegalerie.<sup>18</sup>



- 25 Publiziert im Bertuchschen Verlag in Weimar und in einer vorzüglichen Auswahl aus allen 237 Lieferungen erschienen im Lambert Schneider Verlag, Darmstadt 2012. Man vergleiche auch eine Anzeige im Journal des Luxus und der Moden, 1791, Intelligenzblatt, Februar, S. XXI: „Bilderbuch für Kinder, enthaltend eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Insecten, Mineralien, Trachten und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, der Künste und Wissenschaften; alle nach den besten Originalien gewählt, gestochen und mit einer kurzen wissenschaftlichen und den Verstandes-Kräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet; III. und IV. Heft, / mit ausgemahlten Kupfern 16 Ggr./mit schwarzen Kupfern 8 Ggr./Der unerwartete und schmeichelhafte Beifall [...]“ Unterzeichnet war die Anzeige von F. J. Bertuch.
- 26 Vgl. Die Kunst der Aufklärung. Eine Ausstellung der Staatlichen Museen zu Berlin, der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen München und des National Museum of China. Peking 2011, S. 234, Nr. 137.
- 27 Ebenda, S. 236, 237, Nr. 139, 140 (Cordula Bischoff).
- 28 Dresden, Kunsthandlung Kühne.
- 29 Marianne Prause: Die Kataloge der Dresdner Akademie-Ausstellungen 1801-1850, Berlin 1975; Katalog der Akademie-Ausstellung 1827, Kat. Nr. 594. Vgl. auch Harald Marx: Die jährlichen Ausstellungen der Kunstakademie in Dresden. Teil III, 2, in: Sächsische Heimatblätter. Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Denkmalpflege, Natur und Umwelt. 60. Jg., Dresden 2014, Heft 4, S. 468, 469.
- 30 Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig, Brockhaus, Donnerstag, 4. Oktober 1827, Nr. 229, S. 916.
- 31 Dresden, SKD, Gemäldegalerie Alte Meister, Gal.-Nr. 1033. Es handelt sich um eine Werkstattwiederholung des Originals in Windsor Castle.
- 32 Vgl. Harald Marx: „Hier fand er so viel Beschäftigung [...]“ – Traugott Leberecht Pochmann als Porträtist in Leipzig. In: Sächsische Heimatblätter, 58. Jg., Heft 2, 2012, S. 114-135.

**Traugott Leberecht Pochmann (1762–1830): Ein Knabe im roten Kleid mit Flöte, um 1820, Öl auf Leinwand, 72 x 56 cm, Privatbesitz, Abb. nach Vogel 2006, S. 92**

In seiner Publikation zu Christian Leberecht Vogel aus dem Jahre 2006 hat Gerd-Helge Vogel ein Knabenbildnis vorgestellt, das ihm unzweifelhaft als eine Arbeit Vogels erschienen ist, das aber in seiner festeren Körperlichkeit weit eher ein Werk von Traugott Leberecht Pochmann sein könnte: „Einfach und schlicht mit feinem Gespür für die innere Würde des Kindes hat hier der Meister den etwa vier- bis fünfjährigen Buben ohne alles erzählende Beiwerk als Kniestück monumental vor eine schmucklose Wand gestellt, um sein Konterfei beim Flötenspieler festzuhalten. Vorübergehend hat der Junge sein Musikstück unterbrochen, um mit freundlich offenem Blick auf den Betrachter zu schauen, der ihn beim Musizieren störte.“<sup>19</sup>

### Pochmann als Maler von Kinderporträts

Aus den Akten der Kunstakademie, aus der Literatur und den Ausstellungskatalogen seit 1800 kennen wir eine Reihe von Kinderbildnissen von Pochmann – und seit neuestem sind im Handel drei solche Porträts aufgetaucht, die jetzt ein Urteil über Pochmann als Maler auf diesem Gebiet zulassen. Doch beginnen wir mit dem Text eines Kritikers vom Jahre 1823, der in der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“ im Oktober 1823 in einem „Brief über die Dresdner Kunstaussstellung“ stand: „Ein Paar allerliebste Porträts sind die beyden Kinder vom Professor Pochmann gemalt. Möchte der wackere Künstler sich doch öfter in diesem Fach, welches ihm so vorzüglich gelingt, versuchen! Der warme, blühende und doch keineswegs bunte Farbenton ist ganz der Natur gemäß; das Mädchen, das mit zarter Innigkeit ein Täubchen an sich drückt, und der Knabe, der bey der mühsamen Ausarbeitung mit gespitzter Feder sitzt und so gern auf das Geräusch von außen lauscht, als solle ihm von daher der Aufschluß kommen über seine Schulaufgabe, sind ganz aus dem Leben gegriffen und machen, selbst wenn man die Porträtähnlichkeit abrechnet, ein paar reizende Bilder.“<sup>20</sup> Die beiden erwähnten Gemälde finden sich verzeichnet im Katalog der Akademieausstellung von 1823.<sup>21</sup> Seit dem Dezember des vergangenen Jahres 2017 befindet sich das hier so sehr gelobte Knaben-Bildnis in der Kunsthandlung Frank Kühne in Dresden, Weißer Hirsch. Die Abbildung zeigt, wie treffend die Beschreibung formuliert ist, die das jetzt aufgetauchte Gemälde eindeutig erkennen lässt.

Dem Wunsch des zitierten Kritikers, sich doch „öfter in diesem Fach, welches ihm so vorzüglich gelingt“ zu versuchen, hat Pochmann allerdings nur selten und gleichsam nur nebenbei entspro-





Links: Traugott Leberecht Pochmann (1762–1830): Ein aufblickender Knabe mit Schreibfeder in der Hand, 1823, Öl auf Leinwand, 71 x 56, 5 cm, rückseitig alter Klebezettel: Traugott L. Pochmann, Dresden–Weißer Hirsch, Kunsthandlung Kühne



Rechts: Traugott Leberecht Pochmann (1762–1830): Ein Mädchen mit Bilderbuch, um 1820, Öl auf Leinwand, 71 x 57 cm (rückseitig alter Aufkleber: Kunstaussstellung Kühl, Dresden, mit Verweis auf Künstler und Lebensdaten). 2016 wurde das Gemälde in Chemnitz beim Auktionshaus Heickmann angeboten.

chen. Sein Bestreben galt hauptsächlich der Historienmalerei – und so ist es ein schöner Zufall, dass wir jetzt eine genauere Vorstellung von seinem Vermögen auf diesem Gebiet erhalten.

Von dem „Mädchen mit Bilderbuch“ kannte man bisher nur das schwarz-weiße Foto von Walter Möbius aus dem Jahre 1951.<sup>22</sup> Dieses Gemälde, das sich nach 1945 in der Kunstaussstellung Kühl in Dresden befunden hat, wurde 2016 in Chemnitz angeboten.<sup>23</sup> Dargestellt ist ein etwa fünfjähriges Mädchen in Dreiviertelfigur neben einem Tisch links, auf dem hinten eine Obstschale steht; vorn liegt ein aufgeschlagenes Bilderbuch, in dem das Mädchen mit der rechten Hand blättert, während sie den Betrachter verhalten lächelnd anschaut. Den linken Arm hält sie angewinkelt vor dem Körper. Ihr relativ kurzes, blond-bräunliches und lockiges Haar ist in der Mitte gescheitelt. Das helle Chemisenkleid entspricht der Damenmode der Zeit: Es ist hoch gegürtet, mit großem Ausschnitt und hat kleine Puffärmel. Man fühlt sich tatsächlich erinnert an die Kinderbildnisse von Christian Leberecht Vogel, der auf diesem Gebiet in Sachsen großes Ansehen genoss.

Bebilderte Kinderbücher, wie eines hier gezeigt wird, waren damals als Erziehungs- und Lehrmittel sehr verbreitet.<sup>24</sup> Schon das berühmte Doppelbildnis der Söhne von Christian Leberecht Vogel in der Dresdner Gemäldegalerie aus den Jahren 1792/93 zeigt ein solches aufgeschlagenes Bilderbuch, wie es beispielsweise Friedrich Justin Bertuch (1747–1822) verfasst hat und wie es zwischen 1790 und 1830 in 237 Lieferungen im Bertuchschens Verlag in Weimar herausgegeben worden ist, noch über den Tod von Friedrich Justin Bertuch hinaus.<sup>25</sup> Bilderbücher spielen auf vielen Kinder-Bildnissen im

späten 18. und im frühen 19. Jahrhundert eine Rolle, so beispielsweise auf einem Geschwisterbild von Carl Gottlieb Peschel (1798–1879), einem Schüler von Traugott Leberecht Pochmann.<sup>26</sup> Es gab nicht nur das Buch von Friedrich Justin Bertuch: „Zu den zentralen Errungenschaften der Aufklärung gehörte die Reformierung des Erziehungs- und Schulwesens. [...] Lesefibeln und ABC-Bücher erleichterten das Erlernen des Alphabets, indem jeder Buchstabe durch Gegenstände mit diesem Anfangsbuchstaben illustriert wurde. Das 1777 gegründete renommierte Dresdner Druck- und Verlagsunternehmen Meinhold spezialisierte sich auf Kinder- und Jugendliteratur.“<sup>27</sup>

Nach Format und Auffassung zusammengehörig mit dem vorigen Bild ist das Gemälde „Mäd-

Christian Leberecht Vogel (1759–1816): Die Söhne des Künstlers, 1792/93, Öl auf Leinwand, 75,5 x 95,5 cm Dresden, SKD, Gemäldegalerie Alte Meister, Galerie-Nr. 2189





- 33 Amor und Bacchus, 1824. Öl auf Leinwand, 40 x 32 cm; 2016 im Fine Art Online Shop Auctionata.
- 34 Literarisches Conversations-Blatt für das Jahr 1824. Zweiter Band. Juli–December. Leipzig 1824, Nr. 245, 23. October 1824, S. 977.
- 35 Amor beschleicht den Bacchus. Angeblich bezeichnet rechts unten und datiert 1827; Öl auf Leinwand, 128 x 104 cm; Dresdner Akademie-Ausstellung 1827. Aus dem Vermächtnis Carl Adolf Pochmanns 1873 an Kaiser Wilhelm I. in das Berliner Schloss (Journal 1402) gegeben und dort inventarisiert, GK I, 2274; 1926 an das Haus Hohenzollern abgegeben; vor 1945 zuletzt in Königsberg nachweisbar; nach 1945 anscheinend zweimal versteigert: zuerst am 18. Oktober 1991 bei Van Ham Versteigerungen und 1996 bei Neumeister in Dresden. Dresden, Privatbesitz. Vgl. Marianne Prause: Die Kataloge der Dresdner Akademie-Ausstellungen 1801–1850, Berlin 1975; Neuer Nekrolog der Deutschen. Achter Jahrgang, 1830. Erster Theil. Ilmenau 1832, S. 370; Auktionskatalog Van Ham Kunstauktionen, 18. Oktober 1991, Auktion 137 Alte Kunst, Lot 1322; Auktionskatalog Auktion 27, Neumeister, Dresdener Kunstauktionshaus, 7. Dezember 1996, Lot 66, Abbildung Tafel 3.

**Traugott Leberecht Pochmann (1762–1830): Ein Mädchen mit Blumen, um 1820, Öl auf Leinwand, 71 x 57 cm (rückseitig beschriftet: gemalt von Pochmann / Professor bei der Königl. Sächs. Akademie der bildenden Künste in Dresden) Dresden-Weißer Hirsch, Kunsthandlung Kühne**

chen mit Blumen“, welches rückseitig beschriftet ist: „gemalt von Pochmann/Professor bei der Königl. Sächs. Akademie der bildenden Künste in Dresden.“ Es befand sich 2016 im Dresdner Kunsthandel.<sup>28</sup> Die Darstellung zeigt aber keinen Innenraum, sondern eine Parklandschaft vor hellem Himmel, und das Bilderbuch ist durch Blumen ersetzt. Auffällig wiederum erscheint das hoch gegürtete Chemisenkleid „à la grècque“, das mit seiner Betonung der Figur und mit dem breiten Ausschnitt für ein Mädchenbildnis (in diesem wie schon im vorigen Falle) völlig unpassend erscheint: Das freundlich und entspannt wirkende Mädchen könnte 5 bis 8 Jahre alt sein, vielleicht sogar jünger.



Noch drei Jahre vor Pochmanns Tod wurde ein Knabenbildnis von ihm überschwänglich gelobt.<sup>29</sup> Das Gemälde wurde in einer Besprechung der Akademie-Ausstellung des Jahres 1827 erwähnt: „Seine beiden kleinen Stücke [Bilder von Caspar David Friedrich] sind in demselben Geist gedichtet und mahnen an ähnliche kurze Episoden in Ossian's Gesängen. Können wir, um den Vergleich fortzuführen, wohl behaupten, daß diesmal Matthäi's [Friedrich Matthäi, 1777–1845] Werk wie eine klare homerische Dichtung dem düstern Bardenlied gegenüber steht; erkennen wir in Näckes [Gustav Heinrich Naeke, 1786–1835] Elisabeth eine Sage in Fouqué's Styl und Geist gedichtet; wer dürfte es dann tadeln, daß Pochmann's eigne Erfindungen auch ebenso ihre Freunde und Bewunderer finden wie Schilling's und Clauren's Schriften ihre zahlreichen Leser? Freundlich und warm ist sein Pinsel; sein Portrait eines Knaben ist sprechend und im blühenden Ton gemalt.“<sup>30</sup>

Fasst man zusammen, was sich aus der Anschauung der hier vorgestellten Kinderbildnisse ergibt, so ist es die charmante Naivität, der die Darstellungen ihren Reiz verdanken, und Pochmann macht aus den Mädchen kleine Damen. Er greift damit ein Darstellungsmuster auf, das er bei seinem verehrten Vorbild, bei Anton van Dyck (1599–1641) und dessen Gruppenbildnis der drei ältesten Kinder von König Karl I. von England in der Dresdner Gemäldegalerie<sup>31</sup> hatte studieren können, nur dass er den Anspruch, kleine Erwachsene zu zeigen, in die klassizistische Mode seiner Zeit hüllte. Dies wird auch in einem Vergleich mit einem Damenbildnis gleichen Formats von Pochmann deutlich, das eine verblüffende Übereinstimmung der künstlerischen Auffassung mit dem Bildnis des Mädchens mit Blumen erkennen lässt.<sup>32</sup>

### Darstellung von Kindern in mythologischen Szenen

Nicht jedes Bild eines Kindes ist ein Kinderbildnis, und darum sei schließlich noch darauf hingewiesen, dass Pochmann auch in mythologische Gemälde die Darstellung von Kindern aufgenommen hat. Dazu gehört die Komposition „Amor und Bacchus“, die in zwei Fassungen unterschiedlichen Formats von 1824 und 1827 vorliegt. Zu dem kleinen Bild von 1824 hatte man in einer Ausstellungsbesprechung ein angeblich vom Kritiker belauschtes Gespräch nachlesen können.<sup>33</sup> Die einzelnen Mitglieder einer Familie äußerten sich unterschiedlich und die Tante meinte: „Seht doch dafür lieber das charmante Bild hier daneben, der kleine Bacchus, der dem lieblichen Amor Wein in die Schale gießt; dies gefällt mir im ganzen Saale am besten./Edwin: So große Auszeichnung verdient es kaum. Man erkennt gleich am Colorit, daß es vom Prof. Pochmann ist. Sehen Sie nicht, Tantchen, daß das rechte Beinchen des Bacchus gar nicht zurückweichen will, und die Trauben sind doch auch recht trüb und undurchsichtig./Fedor: Sei nicht zu hart, Bruder! das Bildchen ist ganz Anakreontisch; es verlangt nicht sich für mehr zu geben als es ist; dies ist heutzutage schon ein seltnes Verdienst, und der Ausdruck lieblicher Schalkhaftigkeit in dem Köpfchen ist doch wahrlich sehr hübsch, wenn auch eine bestimmte Manier durchleuchtet.“<sup>34</sup> Diese Besprechung des Bildes zeigt sehr deutlich, wie Pochmann damals beurteilt wurde; schlichten Gemütern, wie der Tante, hat das Bild „im ganzen Saale am besten“ gefallen, denen, die anscheinend mehr von Kunst verstanden

haben, wie Edwin, erschien es weniger gut – und andere, wie Fedor, haben versucht, doch noch etwas gutes daran zu finden, ohne wirklich loben zu können.

Auf der Akademie-Ausstellung des Jahres 1827 stellte Pochmann das Bild aus: „Amor beschleicht den Bacchus“.<sup>35</sup> Dieses Gemälde ist unter dem Titel „Amor und Bacchus“ neben „einer antikisierenden Vase“ am 18. Oktober 1991 bei Van Ham Kunstauktionen versteigert worden. Im Auktionskatalog, Nr. 1322, wurde es als signiert bezeichnet und auf das Jahr 1822 datiert.<sup>36</sup> Erneut ist es 1996 bei Neumeister in Dresden zur Versteigerung gekommen und befindet sich gegenwärtig in Dresdner Privatbesitz.<sup>37</sup>

### Kinder in Familiendarstellungen

Natürlich hat Pochmann auch auf Familienbildern Kinder dargestellt. Das Porträt der Friederike Schirmer, geborene Christ, mit ihrem Söhnchen auf dem Arm beispielsweise, das um 1815 entstanden sein dürfte, zeigt, wie er sich bei einem solchen bürgerlichen Auftrag ganz in die Darstellungstradition der Madonna mit dem Kind gestellt hat und so dem Bildnis zusätzliche Würde gegeben hat.

Beim Betrachten derartiger Porträts kommt man nicht umhin, sich mit Johann Friedrich August Tischbein (1750–1812) zu beschäftigen, dem so genannten Leipziger Tischbein, der den Winter 1799/1800 in Dresden verbracht hatte und nach dem Tode von Adam Friedrich Oeser im Jahre 1800 zum Akademie-Direktor in Leipzig berufen worden war. Dieser international erfahrene, weltläufige Maler hatte einen klassi-



Links: Traugott Leberecht Pochmann (1762–1830): Amor beschleicht den Bacchus, 1827, Öl auf Leinwand, 128 x 104 cm, Dresden, Privatbesitz

Rechts: Traugott Leberecht Pochmann (1762–1830): Amor und Bacchus, 1824, Öl auf Leinwand, 40 x 32 cm, Fine Art Online Shop Auctionata

zistischen und empfindsamen Bildnisstil entwickelt, der englische und französische Einflüsse verband und daraus seine eigene, unverwechselbare Art entwickelt. Zum Vergleich mit den Arbeiten von Pochmann lässt sich beispielsweise Tischbeins Gemälde „Bildnis des Leipziger Kramermeisters Christian Peter Wilhelm Kraft mit Tochter und Enkel“ aus dem Jahre 1809 heranziehen, das sich nach 1945 in der Dresdner Gemäldegalerie Alte Meister befunden hat.<sup>38</sup> Es



Links: Traugott Leberecht Pochmann (1762–1830): Friederike Schirmer, geborene Christ, mit ihrem Söhnchen auf dem Arm, um 1815, Öl auf Leinwand, Maße unbekannt. 1912 im Besitz von Rudolf Schirmer; gegenwärtiger Aufbewahrungsort unbekannt  
Abbildung nach: Rudolf Schirmer, Schauspielerleben im achtzehnten Jahrhundert, Erinnerungen von Joseph Anton Christ, Leipzig 1912, S. 320

Rechts: Traugott Leberecht Pochmann (1762–1830): Gruppenbildnis der Caroline Hentschel geborene Pinckert mit ihren Kindern, um 1823, Öl auf Leinwand, 165,3 x 105,8 cm. 1912 bei Woldemar Bretschneider, Rittergut Seelingstädt bei Grimma; gegenwärtiger Aufbewahrungsort unbekannt  
Abbildung nach: Albrecht Kurzweily, Das Bildnis in Leipzig, vom Ende des 17. Jahrhunderts bis zur Biedermeierzeit, Stadtgeschichtliches Museum zu Leipzig, Leipzig 1912, Tafelband S. 50, Tafel 132

**Traugott Leberecht Pochmann (1762–1830): Angebliches Doppelbildnis der Frau von Wegener mit ihrer Tochter, um 1820, Öl auf Leinwand, 128 x 102 cm. Nach 1945 als so genannte „Schlossbergung“ aus dem Kreis Grimma (Thammenhain?) in die Kunstsammlungen in Dresden Dresden, SKD, Galerie Neue Meister, Inv.-Nr. Mo 1713**

- 40 Das Bildnis, auf das der Verfasser von Frau Professor Marlies Giebe, Chefrestauratorin der beiden Dresdner Galerien Alte Meister und Neue Meister, aufmerksam gemacht worden ist, befindet sich im Depot. Es ist im Zuge der so genannten „Schlossbergung“ aus dem Kreis Grimma, vielleicht aus Thammenhain (wie im Inventar vermutet wird) nach Dresden gekommen. In der Schlossbergungsliste wurde 1949 notiert: „Nr. 77.) 1 Ölgemälde: Frau von Wegener mit Tochter, Familie Schönberg, unbekannter Meister (wahrscheinlich Pochmann), Lwd. 127 x 103 cm, in altem Dresdner Goldrahmen.“ Vor der Eintragung steht wie bei vielen anderen Bildern ein x und in der Auflösung dieses Kürzels heißt es am Schluss der Seite: „x) Diese Bilder wünscht Prof. Balzer für Pillnitz resp. Radebeul.“ Aus dieser Eintragung geht hervor, dass es offensichtlich der damalige Generaldirektor der Dresdner Kunstsammlungen Wolfgang Balzer war, der in dem Gemälde ein Werk von Traugott Leberecht Pochmann vermutet hat; er ließ es für Pillnitz oder Radebeul reservieren. Der Rahmen ist nicht erhalten.
- 41 Albrecht Kurzwelly: Das Bildnis in Leipzig vom Ende des 17. Jahrhunderts bis zur Biedermeierzeit, Leipzig 1912, S. 50, Tafel 132; Katalog der Leipziger Porträt-Ausstellung 1912, Nr. 607; Harald Marx: „Hier fand er so viel Beschäftigung [...] Traugott Leberecht Pochmann als Porträtist in Leipzig. In: Sächsische Heimatblätter, 58. Jahrgang, Dresden 2012, Heft 2, S. 126, 132.
- 42 Abend-Zeitung auf das Jahr 1830. Nr. 155. Mittwoch, am 30. Junius 1830, Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung, verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hell), Beilage: Artistisches Notizenblatt, Nr. 12. Im Juni. 1830, hrsg. von E. A. Böttiger. S. 48, III. Nekrolog, Traugott Leberecht Pochmann.

**Autor**

Prof. Dr. Harald Marx  
Dresden

zeigt Großvater, Tochter und Enkel als ganze Figuren in einer Parklandschaft und könnte in seiner Auffassung durchaus vorbildlich für das um 1823 entstandene „Gruppenbildnis der Caroline Hentschel, geborene Pinckert, mit ihren Kindern“ von Traugott Leberecht Pochmann gewesen sein, der den künstlerischen Tendenzen seiner Zeit durchaus entsprochen hat.

Ein weiteres interessantes Beispiel für Pochmanns Umgang mit Kinderbildnissen ist das um 1820 entstandene angebliche „Doppelbildnis der Frau von Wegener mit ihrer Tochter“. Auf der Rückseite des doublierten Bildes voller sichtbarer Beschädigungen und Retuschen befindet sich ein Klebezettel, der folgende Angaben enthält: „Bild aus Nachlass Wegener = L yncker)/mutmasslich: Frau von Wegener, geb. Freiin von L yncker mit Kind/Tochter der Caroline Freifrau v. L yncker u./Lützenwick, geb. von Schönberg a. d. H. Börnichen (Bild in der Art des Vogel v. Vogelstein).“<sup>39</sup> Es ist schwer aus den Angaben auf dem relativ neuen rückseitigen Klebezettel einen Rückschluss auf die Dargestellten zu ziehen. Zwei Richtungen der Nachforschung sind angezeigt, aber bisher bleibt unbekannt, wie die Angaben zusammen gehören könnten: Ein Weg führt nach Densstedt bei Weimar zur Familie von Lyncker (oder Linker) und Lützenwick, der andere nach Börnichen bei Oederan und zur Familie von Schönberg. Auch einen Hinweis auf das etwaige Entstehungsdatum des Bildes gibt es, einen „terminus ante“, nämlich „vor 1830“ – das war das Todesjahr des Malers Traugott Leberecht Pochmann, dem das Bild hier zugeschrieben wird.

Dargestellt ist eine junge Frau; sie sitzt in offener Landschaft unter wolkigem Himmel und vor eigenwillig geformten Bergen in der Ferne, die entfernt an die Tafelberge der Sächsischen Schweiz erinnern. Hinter ihr steht ein Mädchen, das sich lächelnd an sie schmiegt und den Kopf auf ihre Schulter legt. Offensichtlich handelt es sich dabei um Mutter und Tochter – und dadurch gehört das Bild in den Zusammenhang von Pochmanns Kinderbildnissen.<sup>40</sup> Da es bisher keine anderen als stilistische Merkmale gibt, um das Bild zu datieren, fehlen sichere Anhaltspunkte. Das vorher besprochene Gruppenbildnis der „Caroline Hentschel geborene Pinckert mit ihren Kindern“,<sup>41</sup> das für die Zuschreibung zum Vergleich herangezogen werden kann, lässt sich in die frühen 1820er Jahre datieren; wahrscheinlich sollte man auch bei dem hier vorgestellten Gemälde an die Jahre um 1820 denken.

Abschließend lässt sich sagen, dass Pochmann mit seinen Kinderbildnissen durchaus dem Ge-



schmack der Zeit entsprochen hat. Karl August Böttiger (1760–1835) würdigte ihn in seinem Nachruf 1830 u. a. mit folgenden Worten: „Es entwickelte sich früh in ihm ein entschiedenes Talent zur Malerei, worin ihm Director Casanova und Professor Graff auch außer dem academischen Unterrichte sehr nützlich wurden. Ersterm verdankte er Fertigkeit im Figurenzeichnen und Bekanntschaft mit dem geschichtlichen Gebiete der Kunst, letzterm das Auffassen von Porträtähnlichkeit und einen saftigen Pinsel, welches er von Casanova schwerlich gelernt haben würde. [...] Es wurde ihm freilich sehr schwer, aus seiner Manier, in der er alt geworden war, herauszugehen und man tadelte ihn oft wegen Einseitigkeit in seinen eigenen Kunstausbildungen und im Unterrichte. Aber musterhaft war sein Fleiß. Nie ließ er die bei uns jährlich zurückkehrenden Kunstausstellungen ohne Beiträge von seiner Seite und seine zahlreichen Schüler fanden ihn stets bereit, ihnen mit Rath und That beizustehn. Denn er war durch Geradheit im Urtheile und Freimüthigkeit im Gespräche, die ihn oft in das Geschrei brachte, er sey abstoßend und schroff. Allen, die den Kern von der Schale zu unterscheiden wussten, stets ein willkommener Gesellschafter und in jedem Verhältnis des Lebens ein Biederermann.“<sup>42</sup>

In dieser wohlwollenden Beurteilung durch einen Kenner nicht nur der Dresdner Kunst werden Pochmanns Kinderbildnisse nicht erwähnt – sie waren sicher nur ein Nebenzweig seines Schaffens, aber die drei jetzt im Kunsthandel aufgetauchten Kinderbildnisse bieten einen überzeugenden Anlass, diese Seite seines Schaffens zu beleuchten.





# Zum 200. Todestag des Geologen und Mineralogen Abraham Gottlob Werner

Gerd Grabow

Der Geologe und Mineraloge Abraham Gottlob Werner (1749–1817) lehrte über 40 Jahre an der Bergakademie Freiberg und begründete den internationalen Ruf dieser weltberühmten Technischen Universität in hohem Maße mit. Seine wissenschaftlichen Leistungen liegen in theoretischer und praktischer Hinsicht vor allem auf den Gebieten der Geologie, Mineralogie, Bergbau- und Eisenhüttenkunde.

Abraham Gottlob Werner wurde am 25. September 1749 in Wehrau (heute Osiecznica) am Queis geboren – in jenem östlichsten Teil der Oberlausitz, der 1815 an Preußen fiel und seit 1945 zu Polen gehört. Nach seinem Schulabschluss im nahen Bunzlau (heute Bolesławiec) wurde er 1764 als Hüttenschreiber und Assistent seines Vaters Abraham David Werner angestellt, der Inspektor des Gräfllich Solms'schen Eisenhüttenwerks in Wehrau und Lorenzkirch war. Früh schon bekundete

er seine große Liebe zu Mineralien und Gesteinen. Das veranlasste ihn, sich im Jahre 1769 als Student an der neu gegründeten Bergakademie in Freiberg einschreiben zu lassen, wo er vor allem Mineralogie bei Professor Christian Hieronymus Lommer (1741–1787) hörte. Mit Interesse betrieb er auch seine anderen Studien und praktischen Arbeiten im Bergbau. Hier legte er bereits den Grundstein für seine später so berühmt gewordene Mineraliensammlung. 1771 ging er an die Universität Leipzig, wo er bis 1774 Vorlesungen über Rechtswissenschaften, Philosophie, neuere Sprache, vor allem aber über Mineralogie hörte.

Schon als Bergstudent hatte Werner die Aufmerksamkeit des Kurators der Bergakademie Freiberg, des Berghauptmanns Carl Eugenius Robertus Pabst von Ohain (1718–1784) auf sich gezogen, der ihm schon damals eine Anstellung im sächsischen Bergwerksdienst in

Geburts-  
haus von Abraham Gottlob  
Werner in Wehrau (Oberlausitz)  
mit Gedenktafel  
© Wikimedia (Antosh)

Denkmal für Abraham Gottlob Werner in der Wallstraße in Freiberg  
© Wikimedia (Dr. Bernd Gross)



Aussicht gestellt hatte. Im Jahre 1775 berief er den 26-Jährigen als Inspektor und Lehrer für Mineralogie und Bergbaukunde an die Bergakademie. 42 Jahre lehrte Werner als Professor an dieser Hochschule, der er, trotz mehrfacher verlockender Berufungen, unter anderem nach Mexiko, treu blieb.

Werners umfassende Kenntnisse auf allen möglichen Gebieten der Wissenschaft, sein Talent für Sprachen, seine große Belesenheit, sein vorzügliches Gedächtnis und eine lebhaft Phantasie befähigten ihn, seine Vorlesungen lebendig zu gestalten. Zahlreich sind seine Schüler, die nach ihm berühmt geworden sind: Friedrich August Leopold Graf von Beust, Friedrich August Breithaupt, Johann Karl Freiesleben, Friedrich Freiherr von Hardenberg (Novalis), Wolfgang Freiherr von Herder, Alexander von Humboldt, Theodor Körner, Ferdinand Reich, Friedrich Mohs und Ernst Friedrich von Schlotheim. Die Studenten, die Werners Vorlesungen hörten, kamen nicht nur aus den deutschen Bundesstaaten, sondern gleichwohl aus anderen europäischen Ländern sowie aus den USA, Brasilien und Asien. Vielfältige Ehrungen wurden Werner zu Lebzeiten und nach dem Tode zuteil. Er war Mitglied oder Ehrenmitglied von etwa 20 wissenschaftlichen Gesellschaften und Akademien im In- und Ausland.

Am 30. Juni 1817 schloss Werner seine Augen im Gasthaus „Zum goldenen Engel“ in Dresden, Wilsdruffer Straße. Seine Bestattung erfolgte auf königlichem Befehl auf Staatskosten. 1851 wurde für Abraham Gottlob Werner im Albert-Park zu Freiberg ein von Professor Johann Eduard Heuchler (1801–1879) entworfenes Denkmal errichtet. Die Mineralogische Gesellschaft zu Dresden setzte ihm 1848 ein Denkmal neben dem Annenfriedhof in Dresden-Löbtau und benannte die Wernerstraße nach ihm. Eine von Werners Schwester gestiftete Gedenktafel befindet sich an der Außenmauer des Freiburger Doms im sogenannten „Grünen Friedhof“. An Werners Geburtshaus in Wehrau befindet sich seit 1999 eine Gedenktafel mit seinem Bildnis sowie Beschriftungen in deutscher und polnischer Sprache.

Der wissenschaftliche Nachlass von Abraham Gottlob Werner wird an der TU Bergakademie Freiberg aufbewahrt. Im Institut für Mineralogie und Geologie sind die Werner'schen naturhistorischen Sammlungen Teil der dortigen Geowissenschaftlichen Sammlungen. Im wissenschaftlichen Altbestand der Universitätsbibliothek Freiberg sind Werners handschriftlicher Nachlass, unter anderem sechs Brief-



bände, seine Privatbibliothek, seine Riss- und Kartensammlung sowie seine Münzsammlung zugänglich. Ein Gebäudekomplex am Campus der TU Bergakademie Freiberg trägt seinen Namen. Werner blieb unverheiratet und hatte keine Nachkommen.

Der Mineraloge Abraham Gottlob Werner (1749–1817) nach einem Porträt von Christian Leberecht Vogel, um 1801  
© Wikimedia

**Autor**

Prof. Dr. Gerd Grabow  
Freiberg

# Kaufmann – Sammler – Autodidakt

## Ludwig Wilhelm Schaufuß und sein „Museum Ludwig Salvator“

Thorsten Heese

Unter den Dresdner Sammlern des 19. Jahrhunderts ist eine durchaus interessante Persönlichkeit nahezu vergessen: Ludwig Wilhelm Schaufuß. In Dresden erinnert noch die Schaufußstraße am Johannisfriedhof an ihn. Schaufuß wurde am 24. August 1833 in Greiz geboren und starb am 16. Juli 1890 in Dresden. Er stammte aus einer Fabrikantenfamilie, war Reisender und Naturalienhändler, Forscher und Entdecker, Erfinder und Kunstliebhaber, Entomologe und Pädagoge. Heute würde man ihn vielleicht als so etwas wie einen „Selfmademan“ bezeichnen.

Schaufuß lernte zunächst Drogist in der Dresdner Farben- und Drogenhandlung von Christian Abecken. Diese lag in der Moritzstraße, in der sich auch die Naturalienhandlung des Präparators Otto Klocke befand, die von dessen Schwester Elisabeth Klocke gegründet worden war. Ende 1855 machte sich Schaufuß selbstständig. 1857 wurde er zudem gegen eine Zahlung von 1.600 Talern Teilhaber bei Klockes. Als die Geschwister Klocke noch in demselben Jahr verstarben, übernahm Schaufuß deren Betrieb ganz und führte seine Geschäfte unter der Firma „L. W. Schaufuß sonst E. Klocke“ zusammen.

Durch seine Mitgliedschaft in der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden erhielt der Kaufmann Schaufuß offensichtlich Ende der 1850er Jahre den Impuls, sein privates naturwissenschaftliches Interesse zu einer fundierteren Beschäftigung weiterzuentwickeln. Dabei spezialisierte er sich auf Schaltiere. 1866 wurde dem Konchyliologen Schaufuß aufgrund seiner Veröffentlichungen in Leipzig die Doktorwürde verliehen. Unter den internationalen wissenschaftlichen Gesellschaften, denen er angehörte, ragt die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina heraus. 1865 wurde er in die Sektion Zoologie gewählt. Von ihm stammen verschiedene naturwissenschaftliche und kunsthistorische Veröffentlichungen.<sup>1</sup> Auf seine Forschungen gehen eine Reihe neu entdeckter Insektenarten zurück. Er soll 125 Käfer, 36 Spinnen, vier Krebse, drei Weichtiere, eine Ameise und eine Schabe ent-

deckt haben. Nach ihm sind verschiedene Arten benannt, so die beiden Ameisen „Aphaenogaster schaufussi“ und „Crematogaster schaufussi“, die Spinne „Meta schaufussi“ sowie die Schnecken „Helix schaufussi“ und „Zospeum schaufussi“. Nach seiner Ehefrau Clara Isidore Kämmel benannte er die beiden Käferarten „Machaerites clarae“ und „Bryaxis isidorae“.

Die Person Ludwig Wilhelm Schaufuß ist deshalb von historischem Interesse, weil sich in ihr auf besondere Weise die auf Wirtschaft und Wissenschaft basierende Aufbruchstimmung des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die fortschrittsgläubige gründerzeitliche Moderne mit ihrem ökonomischen Aufbruch und ihrer naturwissenschaftlichen Euphorie widerspiegeln. Die vielfältigen Stränge des Kaufmannes, Sammlers und Forschers fließen in dem – selbst ernannten – Museumsdirektor zu einem besonderen Lebenswerk zusammen. Den Grundstock für seine umfangreichen Sammlungen, die dafür die Basis liefern sollten, legte Schaufuß auf mehreren Reisen, die er durch seinen gut gehenden Naturalienhandel finanzieren konnte. Vier Reisen sind dabei von besonderer Bedeutung. 1860 unternahm Schaufuß zunächst eine Forschungsreise nach

Vollständig überarbeitete Fassung des Kapitels „Das ‚Ludwig-Salvator-Museum‘ – Die Sammlungen des Camillo Schaufuß“, in: Heese, Museumsgeschichte 2004, S. 466–470. Eine um einen wissenschaftlichen Apparat erweiterte Fassung des Beitrags wird bei Interesse per E-Mail zugesandt: heese@osnabrueck.de.

<sup>1</sup> Siehe mein Beitrag „Ludwig Wilhelm Schaufuß“, in: Sächsische Biografie; <http://saebi.isgv.de>.



Ludwig Wilhelm Schaufuß (1833–1890) als „Grönlandfahrer“, Fotografie von Hermann Krone (1827–1916), Kollodiumverfahren, 1853/55

© Technische Universität Dresden, Hermann-Krone-Archiv, KAD T 013/02



- 2 Dresdner Nachrichten, 1858; zit. nach: [Camillo Schaufuß,] Promemoria über ein zu errichtendes Landes- bz. Provinzial-Museum, Meissen 1892, in: AKMO, A.11003, Museumsverein (1879–1925), 22.1.1893, Anlage.
- 3 Vermutlich handelte es sich um das obere Schloss, da das untere Greizer Schloss zu diesem Zeitpunkt als Residenz genutzt wurde.
- 4 SLUBD, Hist. Sax. H.153, 39.a, Museum Ludwig Salvator 1879, S. III.
- 5 Zit. nach: Schaufuß, Promemoria 1892.
- 6 Ebd.
- 7 SLUBD, Hist. Sax. H.153, 39.a, Museum Ludwig Salvator 1879, S. IV.
- 8 Ebd. – Mit seiner „Monographie der Scydmaeniden Central- und Südamerika's“ (Nova Acta Academiae Caesareae Leopoldino Carolinae Germanicae Naturae Curiosum; Bd. 33, Nr. 6; Dresden 1866) führte sich Schaufuß in die Leopoldina ein.
- 9 SLUBD, Hist. Sax. H.153, 39.a, Museum Ludwig Salvator 1879, 1879.

Spanien und erkundete dabei unter anderem das Baskenland. 1866 reiste er erneut nach Spanien sowie auf die Balearen, insbesondere um zu sammeln. 1867 führte ihn eine dritte Reise nach Portugal. Auf die Balearen kehrte er schließlich noch einmal 1872 zurück, und zwar auf Einladung des Erzherzogs Ludwig Salvator von Österreich-Toskana (1847–1915). Auf diese Lebensphase des reisefreudigen Forschers verweist eine auf 1853/55 datierte Porträtfotografie von Hermann Krone, auf der er in einem Fotostudio als „Grönlandfahrer“ fotografiert wird, auch wenn er persönlich wohl nie in Grönland gewesen ist (Abb. S. 39).

### Von der Sammlung zur Ausstellung

Durch seine Reisen war im Laufe mehrerer Jahre eine nicht nur umfangreiche, sondern insbesondere breit gefächerte Sammlung entstanden, die offenbar seit 1857 öffentlich zugänglich war. 1858 wurde sie in den Dresdener Nachrichten besonders hervorgehoben: „Wohl in keiner deutschen Stadt befindet sich ein derartiges Museum in Privathänden.“<sup>2</sup> Im Unterschied zu den meisten anderen Privatsammlern der Zeit hatte sich Schaufuß nicht auf ein eng begrenztes Spezialgebiet beschränkt, sondern enzyklopädisch gesammelt.

Zur Krönung seiner persönlichen Leidenschaft bemühte sich der passionierte Sammler Schaufuß schon frühzeitig um eine feste institutionelle Anbindung seiner Sammlung. 1861, als diese bereits an die 60.000 bis 80.000 Objekte umfasste (darunter ca. 50.000 bis 70.000 Insekten, 2.000 Vögel sowie Skelette, Schädel und Spirituspräparate), wandte er sich an die

Fürstin-Regentin von Reuß ältere Linie, um jene in seiner Geburtsstadt Greiz in einem der beiden dortigen Schlösser als Museum zu installieren.<sup>3</sup> Im Gegenzug erwartete Schaufuß, dass die Sammlung unter seiner Direktion verbleiben sollte. Zu seiner Unterstützung sollte ein Konservator eingestellt werden. Zur Sicherung des Auskommens wünschte Schaufuß zudem für sich und seine Ehefrau eine lebenslange Jahresverzinsung von 800 bis 1.000 Reichstalern. Seine Idee fand in Greiz jedoch nicht die erhoffte Resonanz. Nachdem sich offensichtlich auch der Plan, das Museum gemeinsam mit seinem aus Kalifornien stammenden Reisebegleiter Samuel H. Brannan in den USA zu errichten, zerschlug, entschloss sich Schaufuß dazu, in Dresden ein eigenes Museumsgebäude zu errichten. Aufgrund seines wirtschaftlichen Erfolges hatte er im Laufe der Jahre ein Vermögen aufbauen können, das ihm diesen Schritt erlaubte. Erste Anstrengungen dazu unternahm er bereits seit 1874, als er auf seinem Grundstück am Tatzberg in Dresden zu bauen beabsichtigte. Wegen der Nähe zum Trinitatisfriedhof erhielt er dort allerdings keine Baugenehmigung. Er verkaufte daraufhin das Gelände und erwarb etwas weiter östlich in Oberblasewitz ein neues Grundstück. Als Architekten beauftragte er Ernst Friedrich Giese (1832–1903), der seit 1878 Professor für Baukunst am Polytechnikum in Dresden war und für Schaufuß eine Villa im Stil der Florentiner Renaissance entwarf (Abb. S. 41). Die Arbeiten führte der ortsansässige Baumeister Emil Wägner zwischen September 1878 und Juni 1879 aus.

Nicht zuletzt aufgrund des naturwissenschaftlichen Schwerpunktes der Sammlung benannte Schaufuß sein „Museum Ludwig Salvator“ programmatisch nach Erzherzog Ludwig Salvator (1847–1915), der durch seine natur- und landeskundlichen Forschungen zum Mittelmeerraum bekannt geworden ist. Der Erzherzog gehörte zudem zu den prominenten Förderern des Museums, die im Vestibül auf einer Ehrentafel gewürdigt wurden. Unter diesen befand sich auch Kaiser Peter II. von Brasilien (1825–1891), der seinerzeit in Brasilien als „Oberlehrer der Nation“ bezeichnet wurde und wegen seiner Förderung der Wissenschaften Ehrenmitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften wurde.

Die öffentliche Einweihung des „Museums Ludwig Salvator“ fand am 29. Juni 1879 in großem Stil statt. Als offizielle Repräsentanten entsandten die umliegenden Ortschaften Deputationen, die von ihren jeweiligen Vorständen angeführt wurden, ferner, „die königl[i-“



Ludwig Wilhelm Schaufuß (1833–1890), Lichtdruck von Römmler & Jonas, Dresden, vor 1890  
Abbildung aus:  
Berliner Entomologische Zeitschrift  
36, 1891, Frontispiz

che] Amtshauptmannschaft, sowie das könig[lich] sächs[ische] Ministerium des Cultus und öffent[lichen] Unterrichts“.<sup>4</sup> Die Bekundungen in der Presse waren, wie bei einem solchen Ereignis kaum anders zu erwarten, entsprechend wohlwollend. Den Dresdner Nachrichten zufolge gab das „Schaufuss'sche Museum [...] der zukunftsreichen Gegend von Blasewitz eine kaum geahnte Bedeutung.“ Dresden sei „dem Schöpfer dieser Stätte der Wissenschaft mit grossem Danke verpflichtet“. Die Teplitzer Zeitung schwärmte von den „unendlich reichen und grossartigen Sammlungen“, durch die „das Sachsenland um eine neue Zierde bereichert worden“ sei. Der Elbthalbote legte noch nach und vermeldete, auf das Museum dürfe „nicht nur das Elbthal, sondern ganz Sachsen mit Stolz blicken“; es habe gar „einen Weltruf, soweit man das Studium der Naturwissenschaften kennt“. Und auch von offizieller Seite erhielt das Museum Lob: Im Regierungsblatt, dem „Dresdner Journal“, lobte der Geheime Regierungsrat Königsheim vom königlich-sächsischen Innenministerium die „im Museum aufgespeicherten Naturschätze [...], in denen die Fauna aller Welttheile in hervorragender Weise, grossentheils durch vorzügliche Exemplare vertreten“ sei.<sup>5</sup>

Auch die Fachwelt reagierte positiv auf die neue Einrichtung. 1881 ließ die Zeitschrift „Natur“ verlauten: „Wir haben es hier einmal mit einer ganz besonders entwickelten Anstalt Deutschlands zu thun.“<sup>6</sup> Worauf bezog sich diese Feststellung konkret?

Schaufuß ging es in seinem Museumskonzept um die Förderung der allgemeinen Bildung, insbesondere der naturwissenschaftlichen Bildung im Unterricht. Seiner Überzeugung nach war „ein guter naturwissenschaftlicher Unterricht den moralischen Halt des Volkes zu heben im Stande“ und konnte „mindestens in der Verehrung für das Allerhöchste und der Demuth gegen den für Menschen unfassbaren Begriff Gottheit gleichwerthig oder gleichnützlich verwendet werden“.<sup>7</sup> Dazu bot er in seinem Museum eine für die Zeit äußerst moderne und pragmatische, an Anschaulichkeit und Handlungsorientierung ausgerichtete Präsentationsform an. Seine pädagogische Sichtweise gab nicht zuletzt den Ausschlag dafür, dass ihn die Leopoldinisch-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher aufnahm. Sein Aufnahmediplom lobte ihn als „de zoologiae universae studio propagando meritissimus“.<sup>8</sup> Schaufuß' im wahrsten Sinne des Wortes ‚museumspädagogisches‘ Ausstellungskonzept von 1879 ist auch im heutigen Sinne als fortschrittlich zu bezeichnen, da es die „Pädagogik“ nicht in einen eigenen Bereich separierte, sondern in den Mittelpunkt der gesamten Präsentation stellte. Die genaue Aufstellung seiner Sammlungen, die in einem eigenen Katalog erläutert wurde, beginnt dementsprechend mit speziell eingerichteten Abteilungen für Schulklassen.<sup>9</sup> Diese hatte Schaufuß nach dem selbst entwickelten Modell der „sächsischen Normsammlungen“ zusammengestellt. Auf der Wiener Weltausstellung wurde er dafür 1873 mit der

#### Literatur

- [Anonym]: „Dr. L[udwig] W[ilhelm] Schaufuss“, in: Berliner Entomologische Zeitschrift 36, 1891, S. 213-217.  
 Hantzsch, Adolf: Namenbuch der Straßen und Plätze Dresdens, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte Dresdens 17/18, 1905, S. 125f.  
 Heese, Thorsten: „... ein eigenes Local für Kunst und Alterthum“. Die Institutionalisierung des Sammelns am Beispiel der Osnabrücker Museumsgeschichte (Osnabrücker Kulturdenkmäler; Bd. 12), Bramsche 2004, S. 466-470.  
 Horn, W. (u.a.): Collectiones entomologicae. Ein Kompendium über den Verbleib entomologischer Sammlungen der Welt bis 1960, Teil 2: L bis Z, Berlin: Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR 1990, S. 345.  
 Mey, E.: Nur eine Idee geblieben. Ein Landesmuseum im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt, in: Jahrbuch Saalfeld-Rudolstadt 16, 2006/07, S. 119-125.  
 Otto, A.: Zwei Coleopterologen – Vater und Sohn: Sr. L. W. Schaufuß und Direktor Camillo Schaufuß, in: Abhandlungen und Berichte des Vereins für Naturgeschichte Greiz 7, 1926, S. 77-88.  
 Reiling, Henri/Spunarová, Tat'jana: Václav Frič (1839–1916) and his Influence on Collecting Natural History, in: Journal of the History of Collections 17, 2005, 1, S. 23-43.  
 Steinecke, Gerhard: Meißen so wie es war, Düsseldorf 1994.



Das „Museum Ludwig Salvator“ in Dresden-Blasewitz nach seiner Renovierung, Fotografie, 2017  
 Foto: Thorsten Heese, Osnabrück

Verdienstmedaille ausgezeichnet. Zudem hatte das sächsische Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts entsprechende Sammlungen für den Schulunterricht angekauft. Schaufuß' „sächsische Normsammlungen“ waren nach Schul- bzw. Altersstufen gestaffelt: Im Museum folgte auf die „Naturaliensammlung für einfache Volksschulen“ und die „Naturaliensammlung für mittlere Volksschulen (Bürger- und gehobene Landschulen)“ die „Naturaliensammlung für höhere Lehranstalten (Realschulen, Gymnasien)“.

Bei den Sammlungen handelt es sich um eine Mischung aus Naturalien, Präparaten, Nachbildungen bzw. Modellen und Erläuterungstafeln. Schaufuß nutzte seinen Naturalienhandel dazu, Sammlungen dieser Art zusammenzustellen und zu vermarkten. So wurde beispielsweise die Sammlung für höhere Schulen im Unterricht des Königlichen Gymnasiums Neustadt-Dresden eingesetzt. Sie umfasste „Anatomische Präparate in Papier-mâché“, ein „Menschenskelett mit beweglichen Gliedern“, „Schädel-Längs- und Querschnitt; div. Racenschädel in Gyps“, vergrößerte „Blutkügelchen-Modelle“, mikroskopische Präparate, Tierschädel, Skelette, ausgestopfte Tiere, Vögel, Fische etc.

Die „systemische Auswahl der Objecte“ seiner Normsammlungen richtete Schaufuß weitestgehend an „den in den Anstalten eingeführten Lehrbüchern“ aus. Selbstbewusst, ja schon beinahe marktschreierisch hob er dabei seine „sachverständige Behandlung“ hervor, die nicht „durch Kunst-, Buch- und Lehrmittel-Handlungen, deren Leitern wissenschaftliche Bildung für dieses Fach abgeht“, geleistet werden könne. Hier wird gleichsam Schaufuß' ökonomisches Interesse deutlich: In dem er sein Konzept im Museum wie in einem Geschäft in der Praxis vorführen konnte, warb er auf ideale Weise für sein prämiertes Produkt: die „sächsischen Normsammlungen“.

Naturalienhändler wie Schaufuß konnten in dieser Zeit von einem wachsenden naturwissenschaftlichen und naturgeschichtlichen Interesse profitieren. Bekannte Händler wie der weltweit agierende Prager Naturalienhändler Václav Frič (1839–1916) lieferten nicht nur Naturalien zur Vervollständigung von Sammlungen. Vielmehr bot ihnen gerade auch das wachsende Bildungsinteresse einen lukrativen Markt, für den sie entsprechende praktische Lehrmitteleangebote entwickelten. Der Trend zur Pädagogisierung betraf dabei neben den Lehranstalten auch die als Bildungsstätten verstandenen Museen. Letztere erlebten gegen Ende des 19. Jahrhunderts in zweifacher Hinsicht einen enormen Aufschwung. Neben den zahlreichen

Neugründungen ist eine erste Modernisierungsphase zu beobachten, die unter anderem dazu führte, dass die Sammlungen aufgeteilt wurden, und zwar in spezialisierte Studiensammlungen für die Forschenden und in didaktisierte Schau-sammlungen für das normale Publikum.

Dieses Ringen um verbesserte, anschauliche Wissensvermittlung wird im „Museum Ludwig Salvator“ ebenfalls deutlich. Neben dem Bemühen, pädagogisch sinnvolle Gruppen zusammenzustellen – z. B. in Form mehrerer systematisch geordneter „Übersichtssammlungen von Käfern, Schmetterlingen und divers[en] Insekten“ oder bei Themengruppen wie „die Seiden-spinner in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen in mehreren Glaskästen“ –, fallen bei Schaufuß' Konzept gerade auch die praktischen, handlungsorientierten Ansätze auf. So war die „Mineraliensammlung für mittlere Schulen“ mit einem „Löthrohr“ ausgestattet, um an verschiedenen Mineralien Lötversuche vornehmen zu können. Auch durften „Lupe, Microscop, Wasserwaage, Flüssigkeitsmesser, als die Dinge, welche am häufigsten gebraucht werden“, nicht fehlen. Eine „Anzahl Reiseutensilien für Naturforscher älteren und neueren Zuschnittes“ mochte außerdem beim Publikum des Museums etwas Abenteuer-Flair aufkommen lassen und die Forscherlust wecken.

Die Naturaliensammlungen umfassten nur einen – wenn auch beträchtlichen – Teil des Museums. In Schaufuß' musealem Universum gelangte der Besucher bei seinem Rundgang als nächstes in die ethnologische Sammlung, die von Objekten aus Grönland angeführt wurde, gefolgt von Gegenständen aus Surinam, Cuba, Afrika, Russland, Indien, Afghanistan, China/Japan und Neuseeland. Schaufuß' Autografensammlung bekannter Naturforscher und Persönlichkeiten, die vermutlich aus seiner persönlich Korrespondenz entstanden ist, folgte eine „eigenthümliche Sammlung“ von „Haararbeiten in Form von Arabesken, Blumen und Kronen“ unter Glas, die Schaufuß 1875 von Ludowika C. von Schultzewaska, verwitwete von Ehrenberg, erworben hatte. Deren Familie hatte seit 1758 Haarlocken berühmter Persönlichkeiten von Napoleon und Josephine über Friedrich den Großen, den „Alten Dessauer“, Gneisenau und Blücher bis hin zu Garibaldi gesammelt.

Zum zweiten Schwerpunkt neben der Naturaliensammlung gelangte das Publikum, wenn es das Obergeschoss des Gebäudes betrat. Dort befand sich der zentrale Gemäldesaal mit einer beachtlichen Kunstsammlung Alter Meister. Die knapp 70 Gemälde umfassten der zeitgenössischen Zuschreibung zufolge wichtige Künstler aus Italien, den Niederlanden, Spani-



en, Frankreich und Deutschland – darunter Giorgione, Reni, Veronese, Corregio, Rembrandt, Rubens, van Dyck, Jordaens, Murillo, Boucher, van Loo, Holbein und Cranach. Hier war das Präsentationskonzept ebenfalls außergewöhnlich, sowohl, was die didaktische, als auch, was ihre ökonomische Ausrichtung betrifft: Neben den gezeigten Originalgemälden waren den 14 Wandfeldern, die Orte und Länder mit einer „Blütezeit der Malerei“ repräsentierten, spezielle Mahagonikästen zugeordnet. Darin befanden sich die „den betreffenden sogenannten ‚Schulen‘ der Malerei eigenthümlichen, in Photographie, oder nur guten oder vorzüglichen Kupferstichen wiedergegebenen Meisterwerke [...]“. Man hat auf diese Weise die besten Gemälde der Galerie Pitti, der von Berlin und Dresden vereint. Wer also Vergleiche anstellen oder studieren will, hat dazu, ohne überflüssigen Ballast, Gelegenheit. 5 Arbeitstische sind vorhanden und das nöthige Material an Stichen, Photographien und Büchern wird gegen eine Vergütung von 2 Mark pro Tag geliehen.“

Den wissenschaftlichen Anspruch des Museums unterstrich die Bibliothek. Sie war deutlich naturwissenschaftlich ausgerichtet. Zu den Spezialwerken gehörte das von Erzherzog Ludwig Salvator verfasste und mit eigenen Illustrationen versehene Reisewerk „Die Balearen“. Schaufuß gab zudem eine eigene Zeitschrift heraus. Seine Zoologischen Mitteilungen, die zugleich das Organ der „Gesellschaft für Botanik und Zoologie zu Dresden“ darstellten, veröffentlichte er unter dem Titel „Nunquam otiosus“: Niemals müßig.<sup>10</sup> Das gleichzeitige Motto der Leopoldina verweist auf den Präsidenten der Leopoldina Geheimrat Carl Gustav Carus (1789–1869), einen der bedeutendsten Universalgelehrten der Zeit, der Schaufuß dazu angeregt hatte, seine bisherigen verstreut erschienenen Veröffentlichungen auf diese Weise zusammenzufassen und durch Anmerkungen zu aktualisieren. Zudem entstand zum Museum ein enger Bezug, indem „darin hauptsächlich Gegenstände meines Museums besprochen werden“ sollten.

Schließlich besaß Schaufuß' Einrichtung bereits etwas, was man heute als „Museumsshop“ bezeichnen würde: seine in das Museum integrierte Naturalienhandlung. Im Souterrain des Museumsgebäudes fand der Verkauf der zahlreichen Dubletten statt: „Conchylien, Eier [...], die Säugethiere, die Vögel und Vogelbälge, die Skelette und Schädel, die Reptilien, Fische, Würmer, Crustaceen, Polypen und Mineralien“. Der Dublettenverkauf sorgte nicht nur ganz praktisch für Platz im Museum. Er sollte zugleich die wirtschaftliche Basis des Museums

absichern und zur Finanzierung weiterer Projekte beitragen.

### Das „lebendige“ Museum bleibt unvollendet

So umfassend der Anspruch des Schaufuß'schen Universal Museums damit bereits gesteckt war, so weitreichend waren die in die Zukunft gerichteten Pläne seines Privatdirektors. Schaufuß liebäugelte beispielsweise mit der Einrichtung eines „See-Aquariums“, die seinem didaktischen Konzept eine weitere lebensnahe Komponente hinzugefügt hätte, wären doch hier die sonst nur als Präparate gezeigten Tiere wahrhaft ‚lebendig‘ geworden. Für eine mögliche Erweiterung des Museums hatte er deshalb bereits vorsorglich das gegenüberliegende Grundstück erworben.

Doch trotz seines großen Elans sollte Schaufuß' Museumsprojekt ins Stocken geraten. Wie konnte es dazu kommen, gerade in Anbetracht der frühen Anerkennung, die Ludwig Wilhelm Schaufuß in Dresden erfuhr? Immerhin war die Straße in Blasewitz, in der er seine Museumsvilla als erstes Haus errichtet hatte, schon 1882 nach ihm „Schaufußstraße“ benannt worden. Als sich die Stadt Dresden entschloss, in unmittelbarer Nähe der Schaufußstraße den Johannisfriedhof anzulegen, bangte Schaufuß, nachdem er bereits wegen eines angrenzenden Friedhofes sein ursprüngliches Grundstück verkauft hatte, um den Besuch seines Museums und damit sicher auch um den wirtschaftlichen Erfolg des Institutes. Es wurde aber nicht nur der Zugang zum Museum erschwert. Auch die Grundstücks- und Immobilienpreise sanken in unmittelbarer Nähe des Friedhofes offensichtlich deutlich. Schaufuß versuchte zwar, seine Rechte einzuklagen. Dabei war er aber nicht besonders zuversichtlich, weshalb er spätestens ab Mai 1887 die Option in Erwägung zog, „Dresden zu verlassen, wenn sich ein Asyl findet, in welchem die von mir angelegten reichen Sammlungen einen würdigen Platz finden.“<sup>11</sup>

### Umzug des Museums nach Meißen

Sein Blick richtete sich, wie schon 1861, wieder nach Greiz, wo aber eine Übernahme durch Fürst Heinrich XXII. von Reuß ältere Linie (1846–1902) nicht zustande kam. Stattdessen verlagerte Schaufuß sein Museum nach Meißen in der Hoffnung, es dort öffentlich institutionalisieren zu können. In der betreffenden Sitzung des Stadtrates und der Stadtverordnetenversammlung, in der zunächst über die Vermietung von städtischen Räumen an das Museum

10 Nunquam otiosus 1, 1870, Vorwort.

11 Ludwig Wilhelm Schaufuß, Die mir gewordene Geschäfts- und Vermögensschädigung durch Anlage des Johanniskirchhofes für Dresden betr., Dresden, im Mai 1887; abgedr. in: SLUBD, Hist. Sax. H.153, 39, Museum Ludwig Salvator 1887, S. XXXXVIII.

12 Zit. nach: Schaufuß, Promemoria 1892; s.a. im Folgenden ebd.

13 Meißner Tageblatt, 1888; zit. nach: Schaufuß, Promemoria 1892.

entschieden werden sollte, konnten Befürworter wie der Bürgermeister das „ausserordentlich anerkennende Gutachten“ des Kultusministeriums anführen. Man wünsche dort, so der Berichterstatter der Vorlage über das Museum, „dass es der Stadt Meissen erhalten bleibe.“<sup>12</sup> Am 31. März 1888 konnte Schaufuß sein Museum tatsächlich mit Zustimmung der Stadt in der zweiten Etage des Gewandhauses neu eröffnen. Zwar erhielt er, der sich aus Dresden vertrieben fühlte, nun in Meißen das schon aus Dresden gewohnte Lob, das die Reichhaltigkeit der Sammlungen betonte, die „in ganz Deutschland in Privatbesitz nicht

tung eines so ausgezeichneten Bildungsmittels, wie es das genannte Museum ist“, für die Stadt wünschte.<sup>15</sup> „Es heisst“, so schrieb das „Meißner Tageblatt“, „der Schule einen guten Dienst erweisen, wenn man ihr durch zweckentsprechende Einrichtung von Provinzialmuseen zu Hilfe kommt.“<sup>16</sup>

Über die Auseinandersetzungen verstarb Ludwig Wilhelm Schaufuß, der 1889 auch seinen Lebensmittelpunkt endgültig nach Meißen verlagert und in Oberspaar einen eigenen Weinberg erworben hatte, im Juli 1890 im Alter von knapp 57 Jahren im Krankenhaus in Dresden.<sup>17</sup>

### Erbe oder Bürde?

Als Nachfolger für die Direktion des Museums bestellte die Stadtverwaltung von Meißen seinen Sohn Camillo Festivus Christian Schaufuß (1862–1944), der mit dem Museum und der Arbeit seines Vaters vertraut war. Er war ebenfalls Naturalienhändler und hatte bereits 1884 im väterlichen Geschäft den Vertrieb der Lehrmittel übernommen. Die Fortführung des von C. Gustav Calwer begründeten Käferbuches gehört zu seinen wichtigsten Veröffentlichungen als Naturwissenschaftler.<sup>18</sup> Zudem führte er die 1884 von seinem Vater gegründete „Insektenbörse“ zwischen 1890 und 1910 als „Entomologisches Wochenblatt“ weiter.<sup>19</sup> Zudem tat er sich im Tierschutz hervor. Von 1900 bis etwa 1935 war er Vorsitzender des 1878 gegründeten Meißner Tierschutzvereins und zwischen 1910 und 1933 Vorstand bzw. Präsident des Reichsverbandes der Deutschen Tierschutzvereine. Für sein Engagement im Vogelschutz und sein Werben für eine artgerechte Haltung von Pferden und Hunden erhielt er die Pernermedaille. Dass Camillo Schaufuß nach 1933/35 den Vorsitz in den Tierschutzvereinen abgeben musste, könnte u.a. mit seiner Mitgliedschaft in der 1847 gegründeten Johannis-Loge „Zur Akazie“ in Meißen zu tun haben, da Freimaurerlogen und ihre Mitglieder während des Nationalsozialismus massiv unter Druck gerieten.

Als Nachlassverwalter des väterlichen Privatmuseums hatte Camillo Schaufuß ein schwieriges Erbe angetreten. Die in Aussicht gestellte Unterbringung in der Meißener Klosterkirche zerschlug sich. Zwar wurde die ehemalige Kirche 1891 als Museum eröffnet, allerdings ohne die Schaufuß'schen Sammlungen. Im „Meißner Tageblatt“ wurde in einem Nebensatz exakt beschrieben, was Schaufuß damit in Meißen für sein Privatmuseum versagt blieb: „die Hauptbedingung für seine Entfaltung und Weiterentwicklung: Ständigkeit.“<sup>20</sup> Schaufuß



Camillo Schaufuß (1862–1944),  
Fotografie, undatiert  
© Archiv Deutsches Entomologisches  
Institut Münchenberg

wieder zu finden“<sup>13</sup> sei. Die Sammlungen konnten im Gewandhaus allerdings nicht mehr vollständig gezeigt werden. Die vom Stadtrat diskutierte Unterbringung in der leer stehenden Kirche des Franziskanerklosters am Heinrichplatz blieb aus, da die Stadt die nötigen Umbauten zu diesem Zeitpunkt nicht finanzieren konnte.

Zudem stand das überregionale Sammlungskonzept des „Museums Ludwig Salvator“ offensichtlich im Widerspruch und in Konkurrenz zum örtlichen Verein für Geschichte der Stadt Meißen, der eine eigene stadthistorische Sammlung besaß. Fürsprecher hatte Schaufuß einerseits in Personen, die bereits in touristischen Kategorien dachten und in dem Privatmuseum, für das er zahlreiche Referenzen beibringen konnte, einen „neue[n] Anziehungspunkt der Fremden“<sup>14</sup> sahen. Andererseits von schulischer Seite, die sich „die Erhal-

14 Ebd.

15 Meißner Tageblatt, 1891, zit. nach: Schaufuß, Promemoria 1892; s. a. im Folgenden ebd.

16 Ebd.

17 Schaufuß erwähnt selbst, seine Gesundheit habe unter den Rechtsstreitigkeiten in Dresden gelitten; SLUB Dresden, Hist. Sax. H.153, 39, Museum Ludwig Salvator 1887, S. XXXXVIII.

18 Zu seinen weiteren Veröffentlichungen siehe meinen Beitrag „Camillo Schaufuß“, in: Sächsische Biografie; <http://saebi.isgv.de>.

19 Daraus entwickelte sich später die „Entomologische Rundschau“, die Adalbert Seitz weiterführte.

20 Meißner Tageblatt, 1891; zit. nach: Schaufuß, Promemoria 1892.

21 Zum Verbleib der Gemälde gibt es leider keine Hinweise. Über ihren Ankauf wurde Ende 1880 in den USA spekuliert; New York Times, 25. Dezember 1880; zit. nach: [http://dresden.stadtwiki.de/wiki/Ludwig\\_Wilhelm\\_SchauFu%C3%9F](http://dresden.stadtwiki.de/wiki/Ludwig_Wilhelm_SchauFu%C3%9F) (30. April 2013).

22 TStAR, Ministerium Rudolstadt, Abt. Kirchen- und Schulsachen, Nr. 2423, „Anerbieten d. Direktors Camillo Schaufuß in Cölln (Elbe) wegen schenkungsweiser Überlassung der ihm gehörigen wertvollen Sammlung von Naturalien in das Fürstl. Haus“, Oktober 1892; siehe auch im Folgenden ebd.

entschloss sich daher zu versuchen, das Privatmuseum anderweitig unterzubringen. Zu diesem Zeitpunkt war mit der Gemäldesammlung der wohl wertvollste Sammlungsbestand bereits aus dem Museum herausgelöst worden.<sup>21</sup> Mit sehr konkreten Vorstellungen wandte sich Camillo Schaufuß im Oktober 1892 an Fürst Günther Viktor von Schwarzburg-Rudolstadt (1852–1925) und bot ihm die Sammlungen „für das Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt oder die Hochfürstliche Familie“ als Geschenk zur Einrichtung eines Landesmuseums im Fürstentum an.<sup>22</sup> Als einzige Bedingung bat Schaufuß darum, ihm die „Leitung desselben, welche eine emsige, rastlose Thätigkeit, volle Hingabe, Kraft und Verständniß, ein Acquisitionstalent erfordert“, zu überlassen. Und er wurde noch konkreter: „Zu diesem Zwecke würde ich selbstverständlich in Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht Dienste (in der üblichen Rang- und Gehaltsklasse) zu treten haben.“ Da es in Rudolstadt bereits ein Naturalienkabinett und mit Julius Speerschnieder auch einen Direktor gab, bot Schaufuß an, „betreffs etwa erforderlicher Theilung des Museumsdirectoriats mich dem jetzigen Leiter des Fürstlichen Naturaliencabinetts, selbstverständlich gern zu unterwerfen.“ Offensichtlich war Schaufuß' wirtschaftliche Situation angespannt. Zumindest gelang es ihm nicht, das Museum in Meißen ohne finanzielle Unterstützung weiter zu führen, da der Vertrieb der Doubletten über die ebenfalls übernommene Naturalienhandlung nicht genügend Erträge

einbrachte: „Bisher habe ich, unter Zuschuß aus meinem Privatvermögen, das Museum durch den Doublettenhandel unterhalten; einer einzigen Arbeitskraft ist aber es für die Dauer unmöglich, ohne dem Institute zu schaden, leicht, die Doublettenabtheilung und das Museum zu leiten; erstere soll deshalb eingehen.“ Speerschnieder, der das Angebot von Camillo Schaufuß zu prüfen hatte und es – vielleicht auch aufgrund der absehbaren personellen Komplikationen – als „Danaer-Geschenk“<sup>23</sup> bezeichnete, monierte in seiner Stellungnahme vom 30. Oktober 1892, dass bei Annahme der Schenkung durch die Notwendigkeit eines neuen Museumsgebäudes sowie eine nötige Erhöhung der Verwaltungs- und Unterhaltskosten gewaltige Mehrausgaben auf das Fürstentum zukommen würden. Deshalb erhielt Schaufuß am 21. Dezember 1892 eine entsprechende Absage.

Nach dem abschlägigen Bescheid aus Rudolstadt bot Schaufuß sein Museum Anfang 1893 vertraulich einer Reihe weiterer potenzieller Interessenten an. Neben dem Oberpräsidium der Provinz Sachsen handelte es sich um mehrere Städte, darunter Osnabrück. „Da die mir gehörigen, weithin bekannten, unter dem Namen ‚Ludwig-Salvator-Museum‘ vereinigten Sammlungen einen Umfang erreicht haben, der es einem Privatmann unmöglich macht, sie auf die Dauer zu erhalten, wünsche ich, um ihre Zukunft für alle Zeiten zu sichern, sie einer Provinz oder Stadt als Schenkung zu übergeben.“<sup>24</sup> Zusammen mit dem jeweiligen Anschreiben versandte Schaufuß ein gedrucktes Promemoria, in dem er seine Sammlungen als Basis für ein städtisches Museum oder ein Provinzialmuseum anpries. Er gliederte die Sammlungen jetzt nach Abteilungen für Geschichte, Gewerbe und Handel, Naturwissenschaften, Erd- und Völkerkunde, verschiedene kleinere Bestände – darunter Münzen, Postwertzeichen und Autografen sowie eine Bibliothek (ca. 1.000 Bände), darüber hinaus „hunderttausende von Doubletten von Sammlungsobjekten“, die gegebenenfalls getauscht werden konnten.<sup>25</sup> Schaufuß setzte den pädagogischen Ansatz seines Vaters fort. Er verstand sein Privatmuseum als Landes- resp. Provinzialmuseum, und zwar in Abgrenzung zu den „Reichsmuseen“. Diese hätten „in erster Linie den Gelehrten, der strengen Wissenschaft“ zu dienen und müssten deshalb danach streben, „so viel als möglich Studien-Stoff anzuhäufen“ und diesen in systematischer Aufstellung zu präsentieren. Dagegen dienten Provinzialmuseen einerseits der „Volksaufklärung“ und andererseits der „Pflege der Heimatliebe“. Erstere bedeutete,

23 Ebd., Gutachten von Prof. Dr. Julius Speerschnieder, Kustos des Naturalienkabinetts, 30. Oktober 1892.

24 AKMO, A.11003, Museumsverein (1879–1925), 22.1.1893.

25 Die hohe Zahl ist auf den erheblichen Anteil der naturkundlichen Sammlung zurückzuführen; Schaufuß, Promemoria 1892; s.a. im Folgenden ebd.



Promemoria über ein zu errichtendes Landes- bzw. Provinzial-Museum  
Meißen: E.H. Krause 1892  
© Kulturgeschichtliches Museum  
Osnabrück, Archiv, A.11003



26 Nach Hantzsch, Namenbuch 1905, S. 126 wurde es bereits 1904 geschlossen.

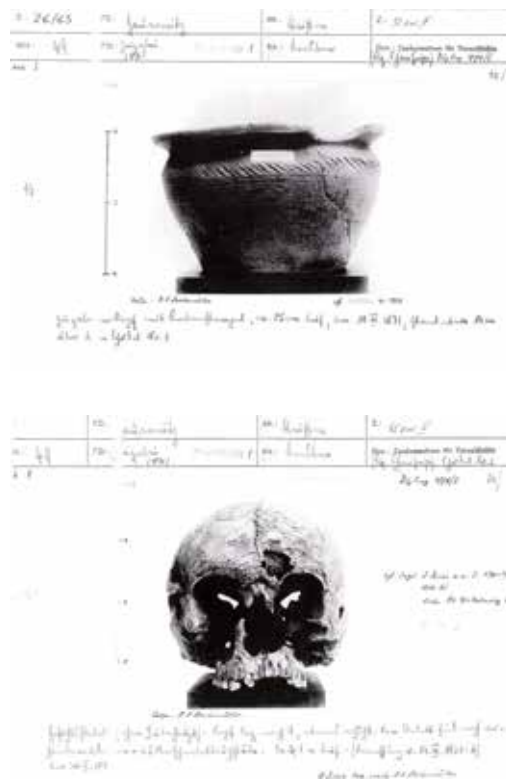
dass im Museum allgemeine naturwissenschaftliche Kenntnisse über Mensch und Natur überblicksartig vermittelt würden. Ein Provinzialmuseum müsse zudem über die heimische „Fauna, Flora und Gaea“ speziellere Informationen liefern. Die Hauptaufgabe der Provinzialmuseen sah Schaufuß schließlich in der „Herausbildung von Sammlungsabtheilungen, die sich dem Charakter des Landes, der Beschäftigung dessen Bewohner, anpassen. Je nachdem also Land- und Forstwirthschaft, Fischerei, Schifffahrt, Industrie oder Gewerbe als Nahrungsquellen der Bevölkerung des Landes hervortreten, hat sich das Museum mit diesen zu beschäftigen, um ebensowohl durch Belehrung der Unternehmer und Bildung der Arbeiter, wie durch Erschliessung neuer Absatzgebiete mittelst Vorführung der Landeserzeugnisse zur Hebung des Wohlstandes beizutragen.“ Während Schaufuß demnach im Sinne eines

bauenden Provinzialmuseums bilden sollten – kaum von Interesse sein. Insofern widersprach seine eigene Definition eines Provinzialmuseums, „ein Mittelpunkt für das geistige Leben, für die Volksbildung im Lande und für die Liebe zur Heimath“ zu sein, im Grunde seinem Vorhaben.

### Museum ohne Zukunft – die Zerstreuung der Sammlung

Es verwundert deshalb kaum, dass es Schaufuß auch jetzt nicht gelang, sein Museum in der gewünschten Form unterzubringen und damit zu verstetigen. Weder Osnabrück, noch die Städte Greiz, Plauen und Szegedin, mit denen ebenfalls Verhandlungen geführt wurden, zeigten Interesse an seinem Angebot. Schaufuß gab deshalb seine Bemühungen vermutlich bald auf, so dass es zur schrittweisen Auflösung des Museums und zur Zersplitterung seiner Sammlungen kam. In einigen Museen Sachsens lassen sich kleinere Objektgruppen nachweisen. 1894, also schon wenige Jahre nach Abfassung des Promemoria, wurden 20 paläontologische Objekte und ein Meteorit durch das Mineralogisch-geologische Museum in Dresden angekauft. Am 12. März 1894 verzeichnete das spätere Landesmuseum für Vorgeschichte den Eingang von ca. 50 prähistorischen Gegenständen von Gauernitz als Schenkung von Camillo Schaufuß; im „Museum Ludwig Salvator“ hatten die „Gauernitzer“ Funde – Reste eines Friedhofes aus dem 11. Jahrhundert – zu den Hauptbestandteilen der Abteilung Geschichte gehört. 1896 sind zudem einige prähistorische Objekte in den Berichten über die Verwaltung und Vermehrung der Königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft zu Dresden erwähnt. 1898 stiftete Schaufuß, der zu diesem Zeitpunkt weiterhin im Meißner Vorort Cölln lebte, Bücher für die Handbibliothek des Mineralogischen Museums in Dresden. Nachdem Schaufuß das Museum 1908 in Meissen endgültig schloss und bis 1915 auch seinen Naturalienhandel mitsamt dem Lehrmittelverkauf aufgab, gingen die verbliebenen wertvollsten naturwissenschaftlichen Sammlungsteile an unterschiedliche größere Naturkundemuseen und -institute in Berlin, Dresden, Eberswalde, Freiberg, Hamburg, Leipzig und Paris.<sup>26</sup> Die Zerstreuung der Sammlung gipfelte schließlich in der Verteilung vieler Tierpräparate als pädagogische Anschauungsobjekte an die umliegenden Landschulen. Die allerletzten Reste an Sammlungsstücken sollen auf dem Weinberggrundstück in Oberspaar bei Meissen vergraben worden sein, was den Biografen der bei-

Sogenannte Gauernitzer Funde aus der Sammlung Schaufuß, Schädel und Napf, Fundort: Gauernitz, 11. Jahrhundert  
© Landesmuseum für Vorgeschichte Dresden, Zugangsverzeichnis 1894/4 und 5



Gewerbemuseums ein unmittelbarer Nutzen des Museums für Handwerker, Landwirte usw. vorschwebte, lag hier zugleich das Hauptproblem für eine neue Verortung seines Museums. Da seine Sammlungen zu großen Teilen, insbesondere was die historische Abteilung anbelangte, aus Objekten bestand, die gerade den sächsischen Raum betrafen, konnte sein Privatmuseum für Städte außerhalb Sachsens – selbst unter Berücksichtigung der Tatsache, dass die Schaufuß-Sammlungen lediglich das Fundament eines daraus noch weiter aufzu-

den Käferspezialisten Ludwig Wilhelm und Camillo Schaufuß, A. Otto, 1926 zu der – sicher nicht ganz ernst gemeinten – Spekulation verleitete, einst würden Gelehrte „das Rätsel zu lösen haben, wie in die Endmoränen des Spaargebirges Tiger-, Löwen- und Affenknochen in friedlichem Verein mit den Ueberresten von Delphinen geraten sind.“<sup>27</sup>

### Zum Scheitern einer Museumsidee – Erklärungsversuche

Camillo Schaufuß konnte mithin das Ziel, das Museum dauerhaft zu verstetigen, ebenso wenig erreichen, wie sein Vater. Die „Ständigkeit“ hätte auf Dauer nur ein öffentlicher Träger wirklich garantieren können. Das museale Unterfangen des Ludwig Wilhelm Schaufuß hat insofern fast etwas Tragisches, als ihm die – auch bauliche – Etablierung seiner ganz speziellen Museumsidee ja bereits als gelungen erschienen sein musste. Das „Museum Ludwig Salvator“ kann gewissermaßen als Schaufuß' persönliche gelebte ‚Mission possible‘ interpretiert werden, diente die Villa doch zugleich Wohn- und musealen Zwecken – Schaufuß ‚lebte‘ sein Museum. Nachdem seine Privatsammlung in Dresden seit 1857 besichtigt werden konnte und 1879 als beeindruckende feste museale Institution für weite Anerkennung gesorgt hatte, fühlte sich Schaufuß durch die Anlage des Johannisfriedhofs unmittelbar vor seinem Museum dazu genötigt, sich unter wirtschaftlichen Einbußen nach einer anderen Unterbringungsform umzuschauen. Nach gerade acht Jahren zog das Museum nach Meißen um, konnte dort aber nie wieder an seine vorherige Bedeutung anknüpfen. Aus der ‚Mission possible‘ wurde eine ‚Mission impossible‘. Zwar konnte das Museum unter weitaus schlechteren Bedingungen noch weitere 20 Jahre fort dauern; allerdings spätestens ab 1894 in immer reduzierterer Form, nachdem der Versuch, die Sammlungen als Landes- oder Provinzialmuseum geschlossen abzugeben, sich endgültig nicht hatte verwirklichen lassen. So gelang es Camillo Schaufuß weder, mit dem ererbten Museum für sich eine wirtschaftlich fundierte Basis zu schaffen, noch, das Lebenswerk seines Vaters trotz der Bereitschaft zur Aufgabe des Eigentumsrechts zu verstetigen. Gründe für das Scheitern sind sicher vielfältig und schwer zu benennen. Es ist z.B. nicht zu rekonstruieren, ob der Wegzug aus Dresden tatsächlich nötig war, oder ob die Probleme des Museums nicht eventuell auch woanders zu suchen sind. Der Person Ludwig Wilhelm Schaufuß bescheinigten beispielsweise seine Kolle-

gen vom Berliner Entomologischen Verein in ihrem Nachruf, dass er „viele Plänkereien und Feindschaften durch eine scharfe Schreibweise selbst verschuldet hat.“<sup>28</sup>

Ferner war der Versuch, ein Museum wie einen sich selbst tragenden Wirtschaftsbetrieb zu führen, ein – bis heute – äußerst ambitioniertes Unterfangen. Zudem gelang es Schaufuß nicht mehr, sein ökonomisches Museumskonzept nach Meißen zu übertragen. Während das „Museum Ludwig Salvator“ in der Schaufußstraße auf die Sammlungen unmittelbar zugeschnitten war, mussten diese in Meißen in andere Räume eingepasst werden. Mit der Gemäldesammlung fehlte dem Museum das – auch materielle – Herzstück. Das quasi am Reißbrett entworfene Landes- oder Provinzialmuseum aus dem Promemoria von Camillo Schaufuß wiederum war einerseits zu komplex, andererseits zu unspezifisch, als dass es leicht in eine andere Stadt hätte verlagert werden können. Die Reaktion in Osnabrück war beispielsweise ablehnend, weil die Vorschläge bzw. Absichten den Akteuren zu unklar waren, als dass man sich auf die Bedingung von Camillo Schaufuß, ihm die Aufgabe der Präsentation und Konservierung der Sammlungen zu übertragen, einlassen wollte.

Zudem versuchten Vater und Sohn Schaufuß das Museum zu einem Zeitpunkt unterzubringen, als die deutschen Staaten von einem wahren Museumsboom erfasst wurden. Das bedeutete, dass die meisten in Frage kommenden Orte bereits eigene Sammlungen besaßen, die mit einem von außen herangebrachten Universalmuseum nicht kompatibel waren. Hinzu kam die Masse von Dubletten, die zwar für einen Naturalienhändler sinnvoll sein mochte, aber für die potenziellen Häuser, die selbst aufgrund der eigenen Sammlungspolitik in der Regel auch ohne Dubletten schon keine räumlichen Kapazitäten mehr besaßen, nur als eine zusätzliche Belastung empfunden werden musste. Die Konkurrenzsituation und das Volumen der Schaufuß'schen Sammlungen könnten demnach das Fortbestehen des Museums verhindert haben. Nachdem die qualitativ wertvollen Bestände verteilt waren, blieb nur ein museal nicht mehr verwertbarer Rest übrig.

### Zwischen Markt und Pädagogik – Schaufuß' modernes Museumskonzept

Dessen ungeachtet spricht einiges für die außergewöhnliche Modernität des Museumskonzeptes im „Museum Ludwig Salvator“. Auf der einen Seite ist dabei seine private Trägerschaft zu nennen, die auf eine wirtschaftlich vollstän-

- 27 Otto, Coleopterologen 1926, S. 86.  
 28 Anonym, Schaufuss 1891, S. 213. – Im persönlichen Umgang wird Schaufuß als „liebenswertes und lustiges, ehrlichoffenes und einfaches Wesen“ beschrieben; ebd., S. 214f.  
 29 Schaufuß, L[udwig] W[ilhelm]: Dictator Schaum. Ein offener Brief an alle Entomologen, 2. Aufl., Dresden 1863, S. 2; siehe auch im Folgenden S. 2, 3 u. 9.  
 30 Gemeint sind hier die Schreibfedern.  
 31 Von der Leopoldina wurde Schaufuß' Fleiß, „mit welchem er den ihm inwohnenden, nie ruhenden Schaffensdrang nachhalf“, als besondere Eigenschaft ausdrücklich hervorgehoben; Anonym, Schaufuss 1891, S. 217.

## Quellen

Dresden, Landesmuseum für Vorgeschichte: Zugangskatalog 1867–1897, S. 63, Nr. 1894/5

Dresden, Sächsische Landes- und Universitätsbibliothek (SLUB Dresden): Bericht über die Verwaltung und Vermehrung der Königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft zu Dresden in den Jahren 1898 und 1899, [Dresden] o.J., S. 38; Hist. Sax. H.153, 39.a, Das Museum Ludwig Salvator in Ober-Blasewitz bei Dresden (Sonderdruck aus: Nunquam otiosus; Bd. 3), Dresden 1879; Hist. Sax. H.153, 39, Das Museum Ludwig Salvator in Ober-Blasewitz bei Dresden, 2. Aufl., Dresden 1887

Osnabrück, Archiv des Kulturgeschichtlichen Museums im Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Osnabrück (AKMO): [Schaufuß, Camillo:] Promemoria über ein zu errichtendes Landes- bzw. Provinzial-Museum, Meissen 1892, in: A.11003, Museumsverein (1879–1925), 22.1.1893, Anlage, A.11003, Museumsverein (1879–1925), 7. u. 8.2.1893

Rudolstadt, Thüringisches Staatsarchiv (TStAR): Ministerium Rudolstadt, Abt. Kirchen- und Schulsachen, Nr. 2423, „Anerbieten d. Direktors Camillo Schaufuß in Cölln (Elbe) wegen schenkungsweiser Überlassung der ihm gehörigen wertvollen Sammlung von Naturalien in das Fürstl. Haus“, Okt. 1892; Ministerium Rudolstadt, Abt. Kirchen- und Schulsachen, Nr. 2423, Gutachten von Prof. Dr. Julius Speerschneider, Kustos des Naturienkabinetts, vom 30.10.1892

dige Refinanzierung aus sich heraus angewiesen war. Dies wurde erstens versucht durch eine zugleich pädagogisch und ökonomisch ausgerichtete Aufstellung der Sammlungen, die neben dem Bildungseffekt auch Anschlussverkäufe entsprechender Normsammlungen fördern sollte. Zweitens sollte der Verkauf von Dubletten im ‚Museumsshop‘ das Museum finanzieren. Nur, dass sich das Konzept wirtschaftlich auf Dauer als nicht tragfähig erwies. Zudem zeigt das äußerst interessante pädagogisch-didaktische Konzept, dass Ludwig Wilhelm Schaufuß seiner Zeit voraus war. Er ließ sich in der Präsentation der Sammlungen von schulischen Lerninhalten leiten, setzte auf eine altersgerechte Differenzierung, auf Handlungsorientierung und Anschaulichkeit. Selbst das kostbare zentrale Stück seines Museums – die Gemäldesammlung Alter Meister – erschloss er durch zahlreiche Hilfsmittel, die an Arbeits-tischen unmittelbar vor den Originalen benutzt werden konnten. Bei allem vernachlässigte er nicht den musealen Reiz der Begegnung mit dem Original, dem eine eigene Kraft zur Ausbildung ästhetischer Kompetenz inne wohnt.

### „Käferpapst“ contra Autodidakt – Bildung als sozialer Faktor

Schaufuß agierte ganz im Sinne einer zeitgemäßen Förderung breiter gesellschaftlicher Schichten, im Zuge derer Museen als Bildungsstätten eine wichtige Aufgabe hatten. Die weite Öffnung seines eigenen Museums wird dabei auch ganz persönlich motiviert gewesen sein. Hier spielte mit großer Wahrscheinlichkeit seine Kontroverse mit dem Berliner Professor für Entomologie, Hermann Rudolph Schaum (1819–1865), eine wichtige Rolle. Schaum hatte Schaufuß offenbar als „Stümper“ bezeichnet.<sup>29</sup> Der Streit war 1863 eskaliert, als Schaufuß auf eine Veröffentlichung Schaums mit einem provozierenden offenen Brief an die Gemeinde der Insektenforscher reagierte. In seiner in zwei Auflagen erschienenen Veröffentlichung über den „Dictator Schaum“ ließ er seiner Empörung über den Berliner Professor freien Lauf, verwies dabei aber auch gerade auf das Wissen als freies Gut: „Seit Jahren ist die Wissenschaft Gemeingut aller Volksklassen geworden, eine Wahrheit, die so oft ausgesprochen wurde, dass sie selbst als Gemeinplatz verpönt ist, die aber trotzdem einer gewissen Klasse von Gelehrten heftige Schmerzen verursachte.“ Mit letzteren waren Schaum und seine Unterstützer gemeint.

Dieser Verweis auf das Wissen zeigt, dass sich hinter der von persönlichen Verletzungen be-

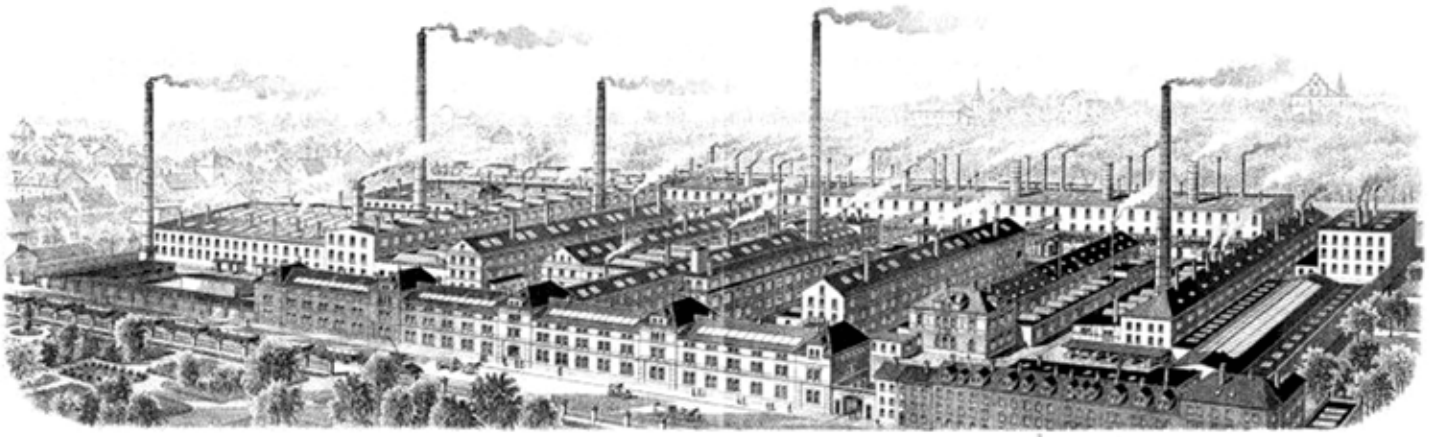
stimmten Auseinandersetzung der beiden Käferforscher weit mehr verbarg, als eine kleinliche Privatfehde. In einer stark hierarchisch geprägten Gesellschaft begegneten sich Schaum und Schaufuß hier auf unterschiedlichen Niveaus. Auf der einen Seite stand der angesehene „papa entomologicus“ – ein Universitätsprofessor als Repräsentant der Honoratiorenschaft. Auf der anderen befand sich der autodidaktische Privatsammler, der mit großem Enthusiasmus neues Wissen generierte, ein Kaufmann und aufstrebender Wirtschaftsbürger, der sich als Pionier einer neuen Zeit sah und in der Kontroverse fast revolutionär auftrat, wenn er gegenüber der Koryphäe verlauten ließ: „Wie emsig mögen entomologische Pioniere Stoff eingetragen haben, um die Federn<sup>30</sup> ihrer Professoren damit zu füttern. Allmählig hat diese patriarchalische Sitte abgenommen, die Bildung hat mehr um sich gegriffen, die Literatur sich gehäuft und ist zugänglicher geworden“.

Hier ist Wissen zu Macht geworden. Der ‚entomologische Pionier‘ muss sich vom ‚Käfer-Papst‘ nichts mehr sagen lassen, weil er sich selbstständig Wissen erwerben kann, das ihn gleichberechtigt. Mehr noch: Als Pionier steht er an ‚vorderster Front‘ und verdient für seine Beiträge in der Fachöffentlichkeit die gebührende Aufmerksamkeit. Hier geht es um gesellschaftliche Anerkennung, und der Konflikt mit Schaum könnte Schaufuß tatsächlich stärker geprägt haben, als ihm womöglich selbst bewusst gewesen ist. Einerseits entstand daraus das individuelle Bedürfnis des Kaufmanns Schaufuß, seine fachliche Reputation des Autodidakten, der sich über Jahrzehnte in sein Spezialgebiet eingearbeitet hatte, durch seine – getreu dem Leopoldina-Wahlspruch „nunquam otiosus“ – unermüdlich vorangetriebenen und publizierten Forschungen, durch die Mitgliedschaft in zahlreichen internationalen wissenschaftlichen Vereinen und Gesellschaften sowie nicht zuletzt durch seine Promotion im Jahre 1866 jedermann sichtbar zu machen.<sup>31</sup> Andererseits agierte er kollektiv, indem er mit seinem auf frühe und breite Wissensvermittlung angelegten Museumskonzept bewusst einen Bildungs-ort schaffen wollte, der jedermann die Möglichkeit bot, in einer sich im Aufbruch befindenden Gesellschaft über den Erwerb von Wissen neue Frei- und Handlungsräume zu entdecken und für die persönliche Entwicklung zu nutzen. Denn als solch individuellen Entwicklungsraum muss Schaufuß den Umgang mit Wissen und Forschung in seinem eigenen Lebensweg – trotz der erlittenen Rückschläge – empfunden haben.

#### Autor

Dr. Thorsten Heese  
Kurator für Stadt- und  
Kulturgeschichte  
Museumsquartier Osnabrück  
Lotter Straße 2  
49078 Osnabrück  
heese@osnabrueck.de





# Meissner Ofen- und Porzellanfabrik vorm. C. Teichert

Meissner  
Schamotte-Kachelöfen  
Porzellanwaren

FABRIK-  MARKE

★  
GIRO-CONTO:  
Reichsbank-Nebenstelle Meissen

MEISSEN i. S. a.



Älteste Fabrik am Platze  
FERNSPRECHER № 30 u. 60 • Telegr.-Adr: OFENFABRIK  
Bahnhofstation für Waggonladungen  
MEISSEN-TRIEBISCHTAL

Glasierte  
Hartsteingut-  
Wandplatten

Mattglasur -  
u. frostsichere Wandplatten

**Zweigfabrik Bitterfeld**

## Carl und Ernst Teichert und die keramische Industrie in Meißen

Karl B. Thomas

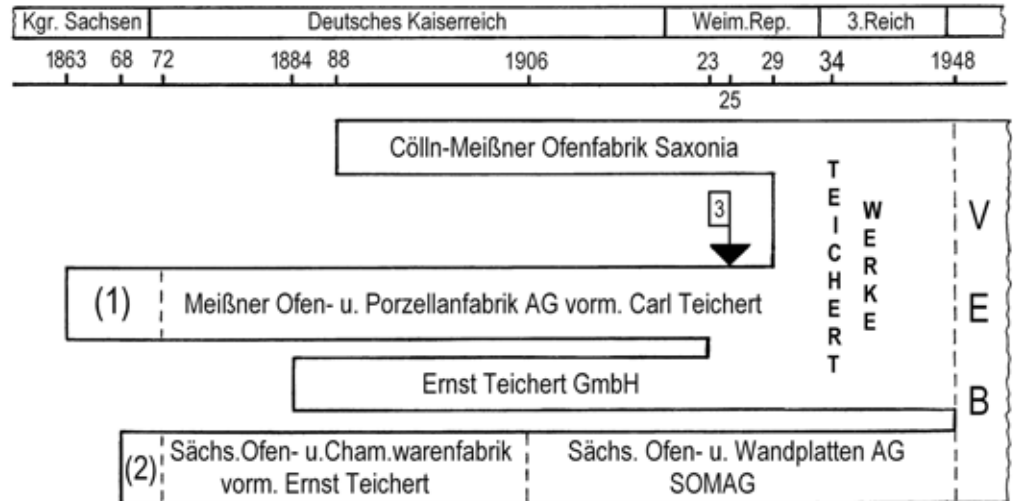
Meißen gilt seit 1710 als Wiege des europäischen Porzellans. Daneben gab es in der Stadt auch Handwerksbetriebe der Töpferei, in denen Geschirr für den einfachen Haushaltsgebrauch und Ofenkacheln hergestellt wurden. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurden die Produkte erweitert, da in Europa die industrielle Revolution und damit verbunden ein starkes Bevölkerungswachstum einsetzten. Die entstehende Industrie verlangte nach disziplinierter und zuverlässiger Arbeiterschaft, die wiederum angemessenen Wohnraum benötigte. Dadurch entwickelte sich die Trennung von Arbeits- und Wohnort. In den wachsenden städtischen Wohnquartieren brauchte man eine saubere und bequeme Lösung zur Raumbeheizung. Dafür boten sich Kachelöfen an, deren Bedarf man nicht durch die handwerkliche Fertigung decken konnte. So entstand eine entsprechende Industrie. In Meißen waren es die Brüder Carl und Ernst Teichert, deren Betriebe über ein knappes Jahrhundert hinweg diesen Industriezweig dominierten.

### Carl Teichert und die Meissner Ofen- und Porzellanfabrik AG

Carl Teichert wurde am 22. Juli 1830 in Schönreich (Kreis Freystadt) in Schlesien geboren. Nach dem frühen Tod seines Vaters erlernte er mit 13 Jahren, wie auch sein eineinhalb Jahre jüngerer Bruder Ernst, bei Verwandten in Bobsberg (Landkreis Crossen/Oder) das Töpferhandwerk. Wahrscheinlich kam er als 21-jähriger Töpfergeselle Anfang des Jahres 1851 aus dem Raum östlich der Neiße nach Meißen. Zu seiner Ankunft in Meißen heißt es in einer älteren handschriftlichen Familienüberlieferung: „Er erreichte die Stadt [...] über den Plossen und kehrte in einem Gasthaus in der Nähe des Hahnemannplatzes ein. Mit angeblich 50 Pfennigen in der Tasche trank er ein Bier und erkundigte sich nach Arbeitsgelegenheiten. Ihm wurde Bescheid gegeben, daß gleich eins der nächsten Häuser am Hahnemannplatz eine Töpferei sei und die Meisterswitwe sicher einen Häfner [Töpfer] brauche. Er ging hin, blieb [...]“.

Ansicht des Fabrikgeländes am Neumarkt in Meißen

Schema der Firmenzusammenhänge



- (1) Ofen- und Chamottewarenfabrik Carl Teichert
- (2) Ofen- und Thonwarenfabrik Ernst Teichert
- (3) Porzellanfabrik Stockhardt & Schmidt-Eckert

Der Geschäftsinhaber, Obermeister der Töpferinnung Carl Leberecht Voigt, war am 16. Oktober 1850 verstorben. Deshalb bestand Bedarf an einem neuen Mitarbeiter – und das wurde der Neankömmling. Carl Teichert ist offensichtlich in seinem Beruf sehr erfolgreich gewesen, denn bereits drei Jahre später wurde er 1854 im Kirchenbuch bei der Geburt seines ersten Sohnes als Bürger, Töpfermeister und Hausbesitzer genannt. Seine Ehefrau Amalie Voigt (geb. 1833), bei der Geburt des ersten Kindes fünf Wochen vor der Hochzeit noch seine Verlobte, war die Tochter des vormaligen Werkstatteinhabers Carl Leberecht Voigt. Die Hoch-

zeit fand am 17. September 1854 in Meißen statt. Sein Schwager Carl Leberecht Voigt jun., ebenfalls Töpfermeister, heiratete in einer Doppelhochzeit gleichzeitig.

Bereits 1857 gründete Carl Teichert seinen eigenen Handwerksbetrieb und fertigte Ofenkacheln. Er machte im selben Jahr die Bekanntheit von Gottfried Heinrich Melzer, einem bei der königlichen Porzellanmanufaktur beschäftigten Bossierer. Melzer hatte jahrelang an einer unter Hitzeeinwirkung rissfreien Keramikglasur experimentiert und dafür 1855 ein Patent erhalten. Die mit dieser Glasur versehenen Ofenkacheln wurden später als „Meißner Patentkachel“ bezeichnet. Carl Teichert nutzte gemeinsam mit Melzer diese Glasur für seine Ofenkacheln, denn bis dahin bekamen die aufgeheizten Kacheln regelmäßig Risse. Melzer konnte den wirtschaftlichen Erfolg seiner rissfreien Glasur nicht lange genießen, denn er verstarb 1867 an Typhus 47-jährig in Meißen.

Die Räumlichkeiten am Hahnemannplatz reichten bald nicht mehr aus. Carl Teichert erwarb in unmittelbarer Nähe am Neumarkt ein geeignetes Grundstück. Er errichtete dort 1863 eine moderne Fabrik mit einem Verwaltungsgebäude, einem Wohnhaus für seine Familie und mehreren Öfen. Diese wurden befeuert mit böhmischer Braunkohle, die auf der Elbe angelandet und auf kurzem Wege in die Fabrik transportiert werden konnte. Der einsetzende wirtschaftliche Erfolg schlug sich nieder in den zahlreichen Absatzgebieten, die 1867 bereits bis an den Rhein und nach Süddeutschland reichten. Auch bis ins österreichische Böhmen und Mähren wurden die Ofenkacheln geliefert. 1871 beschäftigte die Firma bereits 150 Arbeiter.



Porträt von Carl Teichert

Das Jahr 1871 war sowohl für Firma und Familie einschneidend, denn Carl Teichert verunglückte am 6. Februar 1871 im französischen Mitry nahe Paris tödlich. Dorthin hatte er sich in einem Sonderzug zu einem deutschen Truppenbesuch begeben und kehrte im Sarg zurück. Er hinterließ seine schwangere Witwe mit sechs noch unmündigen Kindern. Seine Familie hatte sich stetig vergrößert: 1854, 1855, 1857, 1859, 1860, 1862, 1864, 1866, 1868 und 1871 wurden insgesamt zehn Kinder geboren, von denen vier Säuglinge noch vor dem ersten Geburtstag verstarben. Auch das jüngste, nach dem Tod des Vaters geborene Kind starb 1872 mit noch nicht einem Jahr.

Die Gründerjahre nach 1871 führten auch in Meißen zur Einrichtung von Aktiengesellschaften, weil nur auf diesem Wege das notwendige Kapital zur Expansion beschafft werden konnte. Am 1. Oktober 1872 wurde die Ofen- und Schamottewarenfabrik Carl Teichert unter dem Namen „Meissner Ofen- und Chamottewaren-Fabrik vormals Carl Teichert AG“ ins Leben gerufen, nachdem die Witwe Marie Amalie, damals 39 Jahre alt, ihre geerbte Firma für 750.000 Goldmark an vier Personen verkauft hatte. Der älteste Sohn Carl Leberecht Teichert hatte wegen seiner Jugend mit sechszehneinhalb Jahren das väterliche Erbe nicht antreten können. Mit dem Verkauf war die Bedingung verbunden, in den nächsten drei Jahren keine Konkurrenzfirma zu gründen. An dem hohen Verkaufspreis kann man ermesen, welcher wirtschaftliche Erfolg in den noch nicht einmal 10 Jahren seit Eröffnung der Fabrik erreicht wurde. Mit der AG-Gründung schieden alle Teicherts aus der Firma aus und spielten in der weiteren Entwicklung keine Rolle mehr. Über den Betrieb des Bruders Ernst Teichert (siehe weiter unten) kam der Enkel Rudolf Teichert (1879–1956), Sohn von Carl Teichert jun. in die Firma zurück. Er war dort Prokurist sowie technischer Direktor. Carl Teichert jun. (1854–1890) konnte durch den frühen Tod seines Vaters beruflich nicht den Fuß fassen, der ihm sonst sicherlich beschieden worden wäre. Seine Mutter, die Witwe Marie Amalie, heiratete 1875 den Zauberkünstler und späteren Mitbegründer der freiwilligen Feuerwehr vom rechtselbischen Cölln und Vorbrücke Franz Sigismund Oeser (1841–1905). Sie starb 1895 fast 62-jährig. Der immense Verkaufserlös ist offensichtlich zu großen Teilen in die Feuerwehr geflossen. In einem Zeitungsbeitrag von 2007 zur Feuerwehrgründung heißt es: „Wo es finanzielle Schwierigkeiten gab, halfen Oeser und seine Gattin bereitwillig aus.“

Bei den weiteren überlebenden Teichert-Kindern gab es drei Söhne und zwei Töchter. Otto Teichert (1860–1941) war Rittergutspächter in Grauzig bei Leuben sowie Freimaurer und hatte vier Töchter. Paul Teichert (1862–1942) besaß eine Ziegelei in Straßgräbchen und hatte drei Kinder. Friedrich Georg Teichert (1868–1923), ansässig als Landwirt und Kaufmann in Radebeul, hatte einen Sohn. Marie Emilie Teichert (1857–1879) heiratete 1878 den Ziegeleibesitzer Ferdinand Hönecke (1849–1916) in Zschendorf, starb aber schon 1879 drei Monate nach der Geburt der einzigen Tochter. Anna Teichert (GEB. 1864) heiratete 1884 den Kaufmann Richard Barth (\*1857) in Zwickau und hatte mit ihm vier Töchter.

Die neue AG erweiterte ihr Geschäftsfeld seit 1880 mit der Herstellung von Haushaltsporzellan. Besonders das Zwiebelmuster erfreute sich in Konkurrenz zur königlichen Porzellanmanufaktur großer Beliebtheit. Es wurden auch Zierkeramik, Wand- und Bodenfliesen sowie Baukeramik hergestellt. Weiterhin vergrößerte sich die Firma beständig durch den Zukauf weiterer Keramikfirmen. Um 1934 bürgerte sich die Bezeichnung „Teichert-Werke“ für alle Werke und Tochterfirmen mit damals knapp 1.600 Beschäftigten ein.

### Ernst Teichert und seine zwei Firmen

Der eineinhalb Jahre jüngere Bruder von Carl Teicht, Ernst Teichert (geb. 1832) war ebenfalls Töpfergeselle und kam später auch nach Meißen. Er arbeitete bis 1868 in der Firma seines Bruders als Werkführer. Er hatte 1859 Friederike Lindner

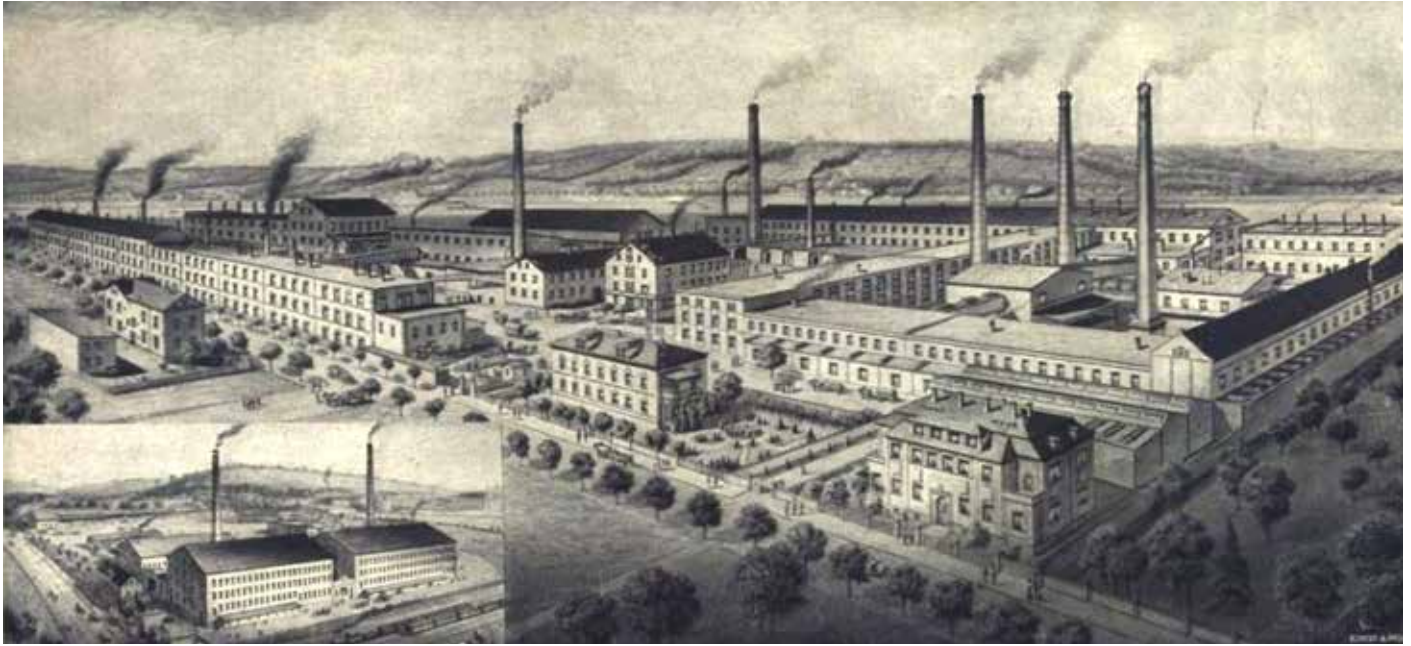
#### Literaturhinweise

- Teichert, Somag & Saxonia. Vor 135 Jahren wurde die erste Ofenfabrik in Meißen gegründet. Beiträge zur Geschichte der Keramikproduktion in Meißen und Ausstellungskatalog. Meißen 1998.
- Thomas, Karl B.: Neue Zwiebelmuster-Marke. Zur Markengeschichte der Meißener Porzellanfirma Ernst Teichert. In: Weltkunst. Aktuelle Zeitschrift für Kunst und Antiquitäten 70 (2000), Heft 5, S. 894-895.
- Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meissen. Neue Folge, 1. Band, 1. Heft. Meißen 2000.
- Thomas, Karl B.: Nachweis einer bisher nur vermuteten Porzellan-Marke der Firma Ernst Teichert in Meißen. In: Keramos. Zeitschrift der Gesellschaft der Keramikfreunde (2003), Heft 181, S. 120-122.
- Thomas, Karl B.: Vademecum der Meißener-Marken von Privatfirmen. Fabrikmarken der privaten keramischen Industrie in Meißen im 19. und 20. Jahrhundert. Zeuthen-Miersdorf 3. Auflage 2017.
- Stadtarchiv und Stadtmuseum Meißen, Kirchenbücher Meißen und Meißen-Cölln, Standesamt Dresden, Familienarchiv Teichert Wiesbaden.



Porträt von Ernst Teichert





Ansicht des Fabrikgeländes in Cölln

(geb. 1830) geheiratet, die ihm zwei Töchter und einen Sohn gebar, aber schon 1866 mit 35 Lebensjahren starb. Der Witwer brauchte für seine drei Kleinkinder eine neue Mutter und fand sie 1867 in Therese Richter (geb. 1840), einer Tochter des Arbeiters in der königlichen Porzellanmanufaktur Meißen Johann Gottlob Richter. In dieser zweiten Ehe wurden ihm nochmals sechs Kinder (fünf Töchter und ein Sohn) beschert, die alle das Kindesalter überlebten und eigene Familien gründeten.

Vermutlich durch den wirtschaftlichen Erfolg seines Bruders angeregt, eröffnete er 1868 auf der rechten Elbseite in der Landgemeinde Cölln eine neue Fabrik. Dort am Ortseingang elbbwärts standen ausreichende Flächen für Gewerbe zur Verfügung. Die Fabrik firmierte unter dem Namen „Ofen- und Thonwarenfabrik“. Sein Schwager, der spätere Stadtarchivar von Dresden, Prof. Dr. Otto Richter, hielt in seinen Erinnerungen unter dem Titel „Lebensfreuden eines Arbeiterkindes“, welches 1919 in Dresden erscheint,

auf Seite 87 fest: „[...] dann kam man an den Feldern vorbei, auf denen einige Jahre nachher Ernst Teichert, der Gatte meiner ältesten Schwester Therese, seine Ofenfabrik errichtete.“

Mit dem Aufbau der Fabrik ging auch der Bau einer Familienvilla an der Dresdner Straße neben der Firma sowie eines Verwaltungsgebäudes einher. Beide Häuser sind heute noch existent. Die Firma selbst bestand in dieser Form nur vier Jahre, denn 1872 wurde der Betrieb mit 74 Beschäftigten von einer neu gegründeten Aktiengesellschaft unter dem Namen „Sächsische Ofen- und Chamottewaren-Fabrik vormals Ernst Teichert“ übernommen. Er selbst gehörte der AG bis Ende 1873 als technischer Direktor sowie bis zu seinem Tode dem Aufsichtsrat an.

Die Geschäfte liefen offensichtlich gut an, denn Ende 1874 standen bereits 15 Brennöfen zur Verfügung, die in diesem Jahr ca. 5.500 Kachelöfen entstehen ließen. Ab 1880 wurde die Produktpalette um farbige und bemalte Majoliken (Figuren, Vasen, Krüge, Blumenschalen u. ä.) erweitert, die mit einer besonderen Fabrikmarke versehen waren. Es ist anzunehmen, dass diese Erzeugnisse mit ihren Farben und Glasuren als Testfabrikate für die farbigen Ofenkacheln dienten. In der AG bestanden für diese Zeit nicht alltägliche Sozialleistungen in Form von Lehrlingsausbildung, einer Werksküche, Schlafplätze für unverheiratete Gesellen, Werkwohnungen für Angestellte („Beamte“), Krankenunterstützungs- und Sterbekasse, Zahlung von Alterszulagen an längerbeschäftigte Arbeiter aus einem von der Firma finanzierten Arbeiter-Interessenfonds sowie Pensionszahlungen an „Comptoir- und Betriebsbeamte (Werkführer)“ und deren Witwen und Kinder bis zum 15. Lebensjahr.



Tafelaufsatz

Ab 1895 wurden in einer neuen Produktionsstätte Wand- und Bodenfliesen hergestellt, die besonders in Fleischereien, Bäckereien und verwandten Gewerken wegen der Anforderungen an die Hygiene gebraucht wurden. 1906 trennte man sich von dem Zusatz „vormals Ernst Teichert“ im Firmennamen und nannte sich „Sächsische Ofen- und Wandplattenwerke AG SO-MAG“ mit einer neuen Fabrikmarke für die Ofenkacheln und Fliesen.

Ernst Teichert musste bei AG-Gründung 1871 ein zehnjähriges Konkurrenzverbot eingehen. Nach dem Fristablauf erwarb er 1883 nahe dem Bahngelände an der heutigen Fabrikstraße ein geeignetes Grundstück und begann 1884 mit dem Fabrikbau und der Produktion von einem einfachen, porzellanähnlichen Sortiment. Im Dezember 1885 wurde dann die Firma „Ernst Teichert, Cölln-Meißen“ ins Handelsregister eingetragen. Man begann zu dieser Zeit mit der Herstellung von Porzellan-Haushaltsgeschirr in Konkurrenz zur auf der anderen Elbseite gelegenen AG seines verstorbenen Bruders Carl Teichert mit dem bekannten Zwiebelmusterdekor. Schon im Jahr 1886 musste der 24-jährige Sohn Christian Teichert die Nachfolge seines 1886 im Alter von fast 55 Jahren verstorbenen Vaters antreten. In diese Zeit fällt auch der Markenstreit mit der königlichen Porzellanmanufaktur, bei der es um eine Marke ging, die aus den gekreuzten Buchstaben E und T bestand (siehe Abb. S. 54, dritte Marke in der zweiten Zeile). Diese Marke sollte nach Ansicht der Königlichen Porzellanmanufaktur zur Verwechslung mit ihren gekreuzten Schwertern führen können. 1888 wurde der Rechtsstreit mit einem Vergleich beigelegt, bei dem sich Christian Teichert verpflichtete, diese Marke nicht mehr zu verwenden und sie aus den schon damit hergestellten Stücken ausschleifen zu lassen. So findet man heute noch Geschirrtteile mit einer ovalen Ausschleifung, bei der man noch blaue Reste der ehemaligen Marke erkennen kann. Die Herkunft ist aber dadurch eindeutig, weil es im Regelfall eine Blindpressung in der Masse mit den Worten „Cölln Meissen“ gibt.

Die Firma hat bei ihren Markenzeichen immer die beiden Buchstaben E und T in unterschiedlicher Anordnung benutzt, wobei die zeitliche Reihenfolge nicht eindeutig ist; möglicherweise wurden sie auch parallel verwendet. Nach dem Markenstreit führte die Firma ab 1889 die Pfeilmarke ein, bei der wiederum das T und bei Drehung um 90 Grad das E zu erkennen ist. Ab 1901 konnte die Firma nun endlich das Wort MEISSEN in Blauschrift unter den Pfeil setzen, denn in diesem Jahr wurde Cölln mit Meissen vereinigt.

Unter dem Direktorat von Christian Teichert erweiterte die Firma 1886 die Produktion um



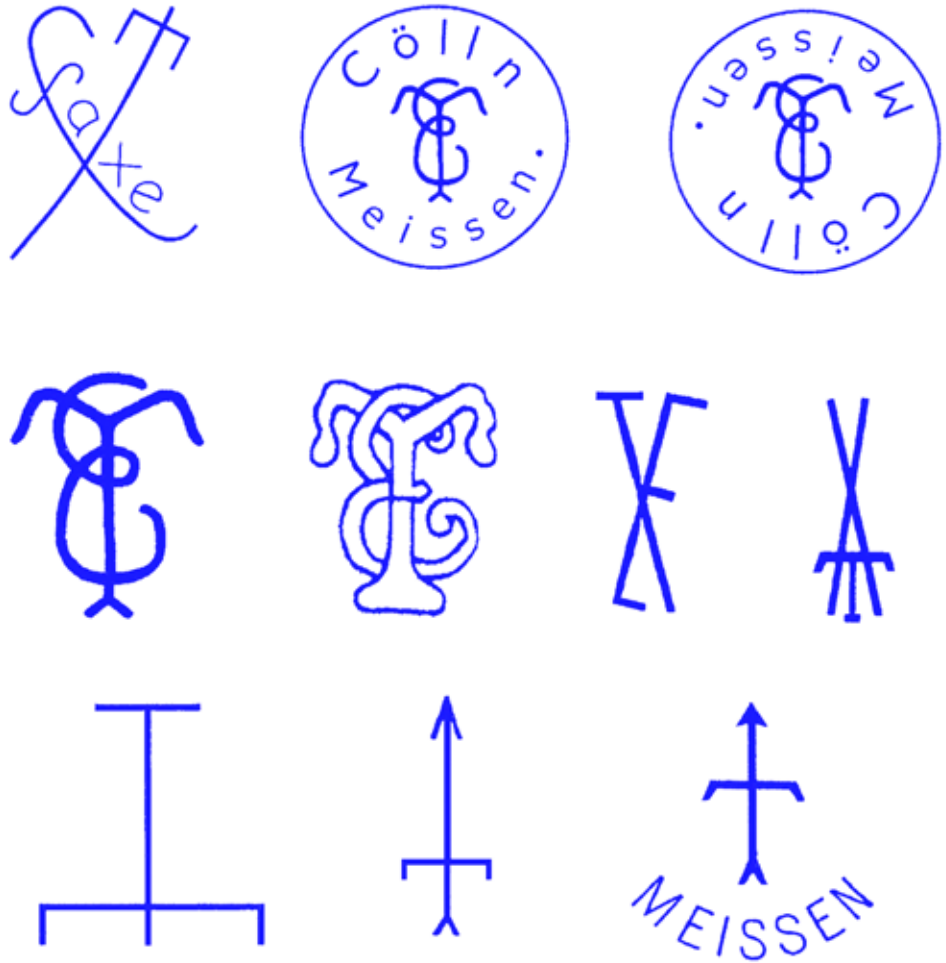
Oben: Die erste Fabrikmarke der Sächsische Ofen- und Chamottewaaren-Fabrik  
Links: Fabrikmarke Somag ab 1906



Ofenkacheln und nannte sich nun Ofen- und Porzellanfabrik. Ab 1910 kam dann noch die Baukeramik hinzu sowie ab 1900 eine künstlerische Abteilung, in der teilweise namhafte Künstler figürliche Keramik in Porzellan und Steingut entwarfen. Inzwischen war auch neben der Fabrik ein Wohnhaus für die Familie entstanden.

Leider war auch dem Firmenerben Christian Teichert kein langes Leben beschieden. Er starb 1904 mit 42 Jahren und konnte selbst in die von ihm gebaute neue Jugendstilvilla an der Gabelstraße nicht mehr einziehen. Das blieb seiner Witwe Elisabeth, geb. Bahrmann, und den vier noch unmündigen Kindern, die zwischen 1889 und 1901 geboren wurden, vorbehalten. Christian war in der Tradition seines Vaters offensichtlich ein erfolgreicher Unternehmer, der u. a. 1898 als Mitbegründer der Steingutfabrik AG Sörnowitz (bei Meißen) auftrat. Sein ältester Sohn Ernst (1891–1937) übernahm nach 1911 die Firma, die inzwischen sein Onkel Karl (1871–1911) von 1904 bis zu seinem Ableben geleitet hatte.

Die blauen Bodenmarken der Ernst Teichert GmbH

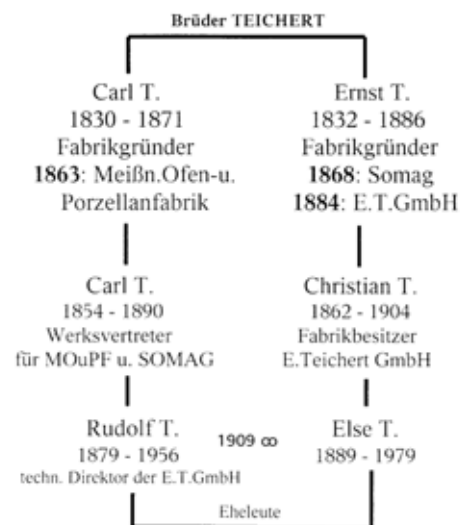


Der Erbe Ernst Teichert jun. hatte aber keine glückliche Hand bei der Firmenleitung. Nach dem 1923 erfolgten Verkauf an die linkselbische AG war er dann noch zehn Jahre lang Geschäftsführer. In tragischer Weise bewahrheitete sich, was bei vielen Familienbetrieben dieser Zeit fast zur Regel wurde: „Die erste Generation baut auf, die zweite Generation baut aus und die dritte Generation baut ab.“

Im Firmenverbund der Teichert-Werke war nach dem Ausscheiden von Ernst Teichert jun. nur noch sein Vetter Rudolf Teichert (1879-1956) aus dem anderen Familienzweig als technischer Direktor mit Prokura tätig. Er hatte 1909 seine Großcousine Else Teichert, die Schwester von Ernst Teichert jun. geheiratet, sodass in seinen vier Söhnen die Vereinigung der beiden Familienzweige stattfand, was durch den Firmenverbund seit 1923 auf wirtschaftlichem Felde bereits Realität war. Bis zu einem am 30. Juni 1946 durchgeführten Volksentscheid zur Überführung aller Teichert'schen Teilbetriebe in „Volkseigentum“ und der damit verbundenen Enteignung blieb Rudolf im Amt. So en-

dete nach fast 80 Jahren eine für Meißens Industriegeschichte bedeutende Ära, an die der aus den vier Teichert-Firmen gebildete Betrieb „VEB Plattenwerk“ nicht anknüpfen konnte bzw. durfte.

Darstellung der Verwandtschaftsbeziehungen der Familie Teichert



**Autor**

Karl B. Thomas  
Zeuthen





# Von der Wagenbauschule Meißen als erster technischer Lehranstalt für das Kraftfahrzeuggewerbe in Sachsen zur Ingenieurschule für Kraft- und Arbeitsmaschinen „Rudolf Diesel“ Meißen

Günter Naumann

## Die Technische Lehranstalt (Abendschule) Meißen

Am Anfang der Technischen Lehranstalt Meißen standen Weiterbildungslehrgänge, die auf Anregung lernbegieriger Abgänger der Städtischen Gewerbeschule Meißen von den Gewerbeoberlehrern Richard Krause und Kurt Scheffler eingerichtet wurden. Zunächst erteilten diese an zwei Abenden in der Woche Unterricht in Algebra, Projektionslehre und Planimetrie. Den Teilnehmern an diesen Kursen genügte dies aber nicht, und

sie regten an, diese Kurse zu einer Schule für die berufsbegleitende Weiterbildung auszubauen. Krause und Scheffler gingen darauf ein und eröffneten zusammen mit vier weiteren Lehrern der Städtischen Gewerbeschule am 1. April 1923 die „Technische Abendschule Meißen“ mit einer Klasse von 55 Schülern. Die Lehrer erteilten den Unterricht ehrenamtlich, was der Rektor der Gewerbeschule, Oberstudiendirektor Dr. Albert Bargmann, tolerierte. Die vier weiteren Lehrer waren Ing. Hahmann, Ing. Weigert, Studienassessor Werner und Gewerbelehrer Zehler.<sup>1</sup>

Schüler des Wintersemesters 1928/1929 der Wagenbauschule Meißen mit ihren Lehrern; Schulleiter Richard Krause hat mittig in der vorderen Reihe Platz genommen, ihm zur Rechten wohl Alfred Grötzschel und daneben Erich Busch.  
© Günter Naumann, Ansichtskarte R 5555 des Verlags Reinhard Rothe, Meißen

<sup>1</sup> Stadttarchiv Meißen, D 1520.

2 Stadtarchiv Meißen, D 1521.

3 Volkszeitung für Meißen, Riesa, Großenhain, Lommatzsch und Umgebung vom 23. März 1926.

4 Stadtarchiv Meißen, D 1520.

Weil diese sechs Lehrer nicht Träger der Abendschule sein konnten, veranlassten 17 führende Meißner Firmen aus Industrie und Handwerk die am 11. Juni 1923 erfolgte Gründung des Trägervereins „Technische Abendschule Meißen e. V.“. Zum Schulleiter wurde Richard Krause bestellt, zu seinem Stellvertreter Kurt Scheffler.

Die Abendschule stellte sich die Aufgaben, 1.) praktisch tätige Männer aus Industrie und Gewerbe berufswissenschaftlich so auszubilden, dass sie sowohl in der Maschinen-, der Elektro- und in der keramischen Industrie als auch in anderen heimischen Industrien als Werkmeister oder Techniker Verwendung finden konnten, 2.) junge Leute, wie Volontäre usw., für das Studium an einem Technikum vorzubereiten, um ihnen dort die Anfangssemester zu ersparen, und 3.) Werkmeistern und technischen Angestellten Gelegenheit zum Erwerb theoretischer Kenntnisse zu bieten.<sup>2</sup>

Der Unterricht wurde über vier bzw. sechs Semester erteilt und fand im Anschluss an die volle berufliche Tätigkeit an vier Abenden in der Woche statt. Derartige Abendschulen, die hinsichtlich der Anerkennung ihrer Ausbildung einen schweren Stand gegenüber den entsprechenden „Tagesschulen“ hatten, gab es innerhalb von Sachsen nur noch in Dresden, Leipzig, Plauen und Zittau.<sup>3</sup> Begonnen wurde 1923 in Meißen mit der Abteilung Maschinenbau. Weiterhin wurden ab dem 15. Oktober 1923 einsemestrige Werkmeisterkurse angeboten. Am 1. April 1924 kamen die Abteilungen Elektrotechnik und Keramik - einschließlich der Ausbildung von Porzellanmalern - und ab dem Schuljahr 1925/1926 die Abteilung Bauwesen hinzu. Weiterhin wurden zusätzlich zum Unterricht in den genannten Abteilungen Kurse sowie öffentliche Vorträge zu allgemeinen Themen angeboten und Exkursionen in Betriebe organisiert. Für die Durchführung des Unterrichts waren der Abendschule von der Stadtverwaltung Räume in der sogenannten „Roten Schule“ (Meißen, Schulplatz 5), dem Sitz der Städtischen Handels- und Gewerbeschule, kostenlos zur Verfügung gestellt worden, was auch die Übernahme der Betriebskosten beinhaltete. Weil an der Abendschule die ersten Semester einer an einem auswärtigen Technikum angestrebten Ausbildung am Heimatort Meißen (und damit kostensparend) absolviert werden konnten, war die Abendschule für ärmere, aber talentierte und strebsame junge Facharbeiter die einzige Möglichkeit, sich in einem technischen Beruf emporzuarbeiten. Wegen ihrer fundierten

Ausbildung erhielt die Technische Abendschule am 25. August 1926 die ministerielle Genehmigung zur Umbenennung in „Technische Lehranstalt (Abendschule) Meißen“ und am 1. Oktober 1926 konnte der Oberingenieur Ernst Busch, bisher Lehrer am Technikum in Hainichen, als erster hauptamtlicher Lehrer eingestellt werden.<sup>4</sup>

### Die Abteilung Automobil-, Karosserie- und Wagenbauschule Meißen der Technischen Lehranstalt

Im Winter 1926/1927 kam im Anschluss an einen Motorenkurs aus Stellmacherkreisen die Anregung, jungen Stellmachern in der Abendschule Gelegenheit zu geben, sich hier jene Kenntnisse anzueignen, die erforderlich sind, um im Kraftfahrzeug- und Karosseriebau tätig zu werden, denn der Werkstoff Holz spielte damals für Kraftfahrzeug-Karosserien noch eine dominierende Rolle. Außerdem wurde der Wunsch geäußert, diese Kurse auch Stellmachern aus ganz Sachsen zugänglich zu machen. Da es in Sachsen damals noch keine Wagenbauschule gab und sich auch Schmiede, Schlosser und Angehörige artverwandter Berufe auf den Kraftwagenbau umstellen wollten, beschloss der Verein „Technische Lehranstalt (Abendschule) Meißen“, der Technischen Lehranstalt eine Abteilung „Automobil-, Karosserie- und Wagenbauschule“ anzugliedern, diese allerdings als Tagesschule, denn im Rahmen einer Abendschule wäre das damit verbundene Unterrichtpensum nicht zu schaffen gewesen. Interessenten sollte die Möglichkeit gegeben werden, sich hier die für den Kraftwagenbau erforderlichen theoretischen und vor allem auch praktischen Kenntnisse anzueignen.<sup>5</sup>

Am 1. April 1927 wurde die Tagesabteilung „Automobil-, Karosserie- und Wagenbauschule Meißen“, im Folgenden als „Wagenbauschule Meißen“ bezeichnet, mit zwölf Schülern in den Räumlichkeiten der „Roten Schule“ eröffnet. Oberingenieur Erich Busch übernahm den größten Teil des theoretischen Unterrichts. Besonderer Wert wurde auf den Erwerb praktischer Fähigkeiten und Fertigkeiten gelegt. Zunächst fand der praktische Unterricht in der Auto-Reparaturwerkstatt von Heyde & Winkler (Meißen, Bahnhofstraße 7) sowie in den Werkstätten des Hillewerkes (Meißen, Jacobistr. 1), des Autohändlers Alfred Thomas (Meißen, Fischer-gasse 14) und des Stellmachermeisters Lehmann (Meißen, Zschendorfer Str. 3) statt. Schließlich gelang es, einen Gebäudeflügel in

der Metallwarenfabrik von Wachter & Schmidt an der Burggrafenstraße 3 zu mieten und dort bis Anfang Oktober 1927 drei Lehr- bzw. Zeichensäle sowie eine Lehrwerkstatt für Karosseriebau und eine Lehrwerkstatt für Metallbearbeitung/Autoreparaturen einzurichten, sodass jetzt sowohl der theoretische als auch der praktische Unterricht in die eigenen Räumlichkeiten an der Burggrafenstraße verlegt werden konnte.

Damit war die Wagenbauschule Meißen jetzt die einzige Wagenbauschule in Deutschland, die über eigene Werkstätten verfügte, sodass die 24 Schüler im Alter von 18 bis 26 Jahren, die im Wintersemester 1927/1928 an der Wagenbauschule Meißen ihre Ausbildung aufnahmen, aus ganz Deutschland kamen. Die Wagenbauschule Meißen fand auch in den folgenden Jahren guten Zuspruch. So lernten im Sommersemester 1928 an der Wagenbauschule im 1. Semester 37, im 2. Semester 16 und im 3. Semester 7 Schüler, im Sommersemester 1929 waren es im 1. Semester 29, im 2. Semester 21 und im 3. Semester 4 Schüler, im Wintersemester 1929/1930 im 1. Semester 43, im 2. Semester 12 und im 3. Semester 16 Schüler.<sup>6</sup>

Gleichzeitig mit der Fertigstellung der Unterrichtsräume und der Werkstätten hatte man am 1. Oktober 1927 als zweiten hauptamtlichen Fachlehrer Alfred Grötzschel eingestellt. Dieser war bisher als Lehrer an der Wagenbauschule in Köthen tätig und übernahm als gelernter Stellmacher und Fachmann für Karosseriebau den Fach-, Zeichen- und Konstruktionsunterricht im Karosseriebau. Am 1. Oktober 1928 wurden weitere drei hauptamtliche Lehrer eingestellt. Dies waren Ing. Bergmann für den Konstruktionsunterricht und die Leitung der Werkstatt für Metallbearbeitung, Paul Altnickel für den Zeichenunterricht im 1. Semester der Karosseriebauschule und die Leitung der Lehrwerkstatt für Karosseriebau sowie Ing. Martin Hertrampf für den praktischen Unterricht für die Autoreparatur. Am 1. April 1929 wurde Ernst Köhler als Assistent für den Konstruktionsunterricht angestellt. Am 31. Dezember 1929 schieden Ernst Köhler, am 31. Januar 1930 Martin Hertrampf und am 31. März 1930 Paul Altnickel aus dem Lehrkörper der Wagenbauschule aus, ebenfalls am 31. März 1930 Erich Busch, der ab jetzt nur noch in der Abendschule unterrichtete.<sup>7</sup> Diese Personalwechsel mögen vor allem mit der finanziell unsicheren Lage der Wagenbauschule Meißen im Zusammenhang gestanden haben.

In der Abteilung Karosserie- und Fahrzeugbau mit 42 Wochenstunden (dazu als Wahlfächer Flugzeugbau mit zwei sowie Boots- und Schiffsbau mit einer Wochenstunde) konnte nach zwei Halbjahren das Karosserietechnikerzeugnis und nach drei Halbjahren das Reifezeugnis für Fahrzeugbau erworben werden. In der Abteilung Kraftfahrzeugbau und -reparatur mit ebenfalls 42 Wochenstunden (dazu als Wahlfächer Flugzeugbau mit zwei Wochenstunden, Bootsbau mit einer Wochenstunde und Motorenkonstruktion mit drei Wochenstunden) konnte nach zwei Halbjahren das Werkmeisterzeugnis und nach drei Halbjahren das Reifezeugnis erworben werden. Weiterhin gab es noch eine Meisterschule für Karosserie- und Wagenbau bzw. Kraftfahrzeugreparatur, die mit jeweils 42 Wochenstunden über nur ein Halbjahr lief und mit der Meisterprüfung abschloss.<sup>8</sup> Die Schüler der Wagenbauschule Meißen konnten darüber hinaus auch noch die Lehrveranstaltungen der Abendschule in Maschinenbau und Elektrotechnik belegen, sodass eine umfassende Ausbildung gewährleistet war. Die Wagenbauschule verfügte seit 1930 außerdem noch über eine eigene Fahrschule.<sup>9</sup>

Während sich die Abendschule vor allem auch durch den selbstlosen, oft mit Gehaltseinbußen verbundenen Einsatz der Lehrer finanziell immer getragen hatte, waren mit der Angliederung der Wagenbauschule an die Technische Lehranstalt ernsthafte finanzielle Probleme aufgetreten. So hatten die Kosten zur baulichen Herrichtung sowie zur Einrichtung der Unterrichtsräume und der Werkstätten für die Wagenbauschule 15.200,- RM betragen. Die Finanzierung erfolgte durch eine Beihilfe des Wirtschaftsministeriums, vermittelt durch den Landesverband sächsischer Wagenbauer- und Stellmachermeister, in Höhe von 4.000,- RM, ein zinsloses Darlehen der Stadt Meißen in Höhe von 3.500,- RM ein Darlehen von 5.000,- RM durch Obering. Erich Busch sowie ein Darlehen von 1.000,- RM durch Gewerbeoberlehrer Kurt Scheffler und für den Rest durch Bankkredite. Hinzu kamen gespendete Maschinen und Lehrmittel im Wert von 4.000,- RM.<sup>10</sup> Auch hier kam zum Ausdruck, dass die Wagenbauschule Meißen, wie bereits schon die Abendschule, ohne das selbstlose persönliche Engagement der Lehrer nicht zum Laufen gekommen wäre.

Auch in den folgenden Jahren blieb die Finanzierung der Technischen Lehranstalt stets problematisch. So bestanden die Einnahmen neben den geringen Beiträgen der

5 Stadtarchiv Meißen, D 1521.

6 Stadtarchiv Meißen, D 1520.

7 Stadtarchiv Meißen, D 1521.

8 Technische Lehranstalt für Fahrzeugtechnik Meißen, Lehrprogramm mit Stand vom 1. Januar 1930; Broschüre mit 22 Seiten, 6 Abb.

9 Stadtarchiv Meißen, D 1521.



- 10 Stadtarchiv Meißen, D 1520.
- 11 Technische Lehranstalt für Fahrzeugtechnik Meißen, Lehrprogramm mit Stand vom 1. Januar 1930; Broschüre mit 22 Seiten, 6 Abb.
- 12 Stadtarchiv Meißen, D 1520.
- 13 Stadtarchiv Meißen, D 1521.
- 14 Stadtarchiv Meißen, D 1521.
- 15 Stadtarchiv Meißen, D 1521.
- 16 Stadtarchiv Meißen, D 1521.
- 17 Technische Lehranstalt für Fahrzeugtechnik Meißen, Lehrprogramm mit Stand vom 1. Januar 1930; Broschüre mit 22 Seiten, 6 Abb.

Vereinsmitglieder im Wesentlichen nur aus den Schulgeldern, die zum Beispiel für das Sommersemester 1928 mit 80 Abend- und 35 Tageschülern insgesamt 10.300,- RM betragen, und zwar je Abendschüler 50,- RM bzw. je Tagesschüler in der Wagenbauschule 180,- RM. Je Schüler der Wagenbauschule wurden außerdem noch je Semester eine Aufnahmegebühr von 5,- RM erhoben, eine Werkstattgebühr von 10,- RM, eine Versicherungsgebühr von 5,- RM sowie im Winterhalbjahr 15,- RM für Heizung und Beleuchtung. An Prüfungsgebühren fielen 5,- RM für die Semesterprüfung, 10,- RM für die Karosserietechniker- bzw. Meisterprüfung und 15,- RM für die sog. Reifeprüfung an.<sup>11</sup> Die Ausgaben für das Sommersemester 1928 beliefen sich für die Lehrer auf 6.900,- RM, und zwar monatlich für Erich Busch 400,- RM, für Alfred Gröttschel 250,- RM, für einen Aushilfslehrer 300,- RM und für die nebenamtlichen Lehrer insgesamt 200,- RM. Hinzu kamen Ausgaben von 1.500,- RM für Verwaltung, Reklame sowie Schreibarbeiten und 1.200,- RM für die Miete. Die Ausgaben beliefen sich also auf insgesamt 9.600,- RM.<sup>12</sup> Für die Rückzahlung der aufgenommenen Darlehn und Bankkredite blieb da nur ein geringer Spielraum. Eine weitere Beihilfe durch das Wirtschaftsministerium in Höhe von 5.000,- RM war an die Bedingung gebunden, dass die Stadt die Verwaltung der Technischen Lehranstalt übernimmt, was jedoch nicht erfolgte. So musste man sich nach anderen Finanzierungsquellen umsehen und kaufte zum Beispiel 1929 fünf stark reparaturbedürftige Kraftfahrzeuge, die man nach der in den eigenen Werkstätten durchgeführten Reparatur wieder gewinnbringend verkaufte.<sup>13</sup>

### Das Ende der Automobil-, Karosserie- und Wagenbauschule Meißen

Im Jahre 1930 hatte das Wirtschaftsministerium eine Beihilfe von weiteren 10.000,- RM zugesagt und 3.000,- RM als Vorschuss ausgezahlt. Die Auszahlung der restlichen 7.000,- RM scheiterte schließlich an der strikten Weigerung der Stadt Meißen, die Wagenbauschule Meißen in die städtische Trägerschaft zu übernehmen. Wegen finanzieller Schwierigkeiten beschloss der Verein „Technische Abendschule Meißen“ am 8. Juli 1930 seine Liquidation, die aber nicht zum Abschluss gebracht werden konnte. Stattdessen musste am 28. Juli 1930 das Konkursverfahren eröffnet werden. Der Schulbetrieb wurde noch bis 1. Oktober 1930 weitergeführt.<sup>14</sup>

Vorausschauend hatte der Verein Technische Abendschule Meißen e. V. bereits 1929 Verbindung zum Reichsverband des Kraftfahrzeughandels- und -gewerbes e. V. aufgenommen, der damals in Deutschland noch keine eigene Fachschule für das Kraftfahrzeug-Reparaturgewerbe unterhielt und am Ausbau der Meißner Wagenbauschule zu einer Fachschule des Reichsverbandes Interesse bekundete. Im Ergebnis dieser Kontakte war es am 13. Januar 1930 in Dresden zur Gründung des Vereins „Fachschulverein Meißen für Kraftfahrzeug-Gewerbe, Karosserie- und Wagenbau e. V.“ gekommen, der als leistungsstarker Trägerverein am 1. Oktober 1930 die Technische Lehranstalt Meißen mit den beiden Abteilungen Wagenbauschule Meißen und Technische Abendschule für Maschinenbau, Elektrotechnik sowie Keramik übernahm und weiterführte. Gründungsmitglieder des Fachschulvereins waren der Reichsverband des Kraftfahrzeughandels und -gewerbes e. V. Berlin, die Freie Kreis-Innung für das Kraftwagen- und Motorfahrzeug-Reparaturgewerbe Dresden, der Landesverband sächsischer Wagenbauer- und Stellmachermeister Dresden, der Meißner Allgemeine Kraftfahr-Club (ADAC) e. V. Meißen, der Verein Technische Abendschule Meißen e. V., der Gewerbeverein Meißen, der Verein „Ehemalige Schüler der Technischen Lehranstalt Meißen“, der Meißner Sportflieger-Club und die Technische Lehranstalt Meißen.<sup>15</sup>

Die Stadt Meißen lehnte es aus Kostengründen mit Stadtratsbeschluss vom 4. April 1930 ab, dem Fachschulverein beizutreten.<sup>16</sup> Nach der Übernahme durch den Fachschulverein am 1. Oktober 1930 führte die Wagenbauschule Meißen die Bezeichnung „Technische Lehranstalt für Fahrzeugtechnik Meißen“.<sup>17</sup> Der Fachschulverein löste sich wegen finanzieller Probleme auf Beschluss der Mitgliederversammlung vom 19. März 1932 auf. Die Abteilung Wagenbauschule Meißen der Technischen Lehranstalt wurde am 1. April 1932 als „Fachschule für Fahrzeugtechnik, Inh. A. Gröttschel, Meißen“ (Burggrafenstraße 3) privatisiert und am 1. Juli 1934 durch Alfred Gröttschel um eine Fahrschule erweitert.<sup>18</sup> Spätestens nach dem Krieg hat Alfred Gröttschel an der Burggrafenstraße 3 nur noch eine Wagenbau- und Karosseriewerkstatt betrieben. Die Gebäude der einstigen Metallwarenfabrik Wachter & Schmidt an der Burggrafenstraße 3 (heute Höroldtstraße 3), in dem die Wagenbauschule Meißen untergebracht war, bestehen derzeit noch, sind jedoch leergezogen und in ruinösem Zustand.

## Die Technikerschule Meißen

Die Abendschule, die sich immer selbst getragen hatte, wurde am 1. April 1932 in die Städtische Gewerbeschule als Abteilung „Technische Abendschule Meißen“ eingegliedert. Die Kurse begannen am 3. Mai 1932 in den Räumlichkeiten der Städtischen Gewerbeschule an der Hafestraße.<sup>19</sup> An der Technischen Abendschule Meißen wurden auch weiterhin Facharbeiter zu Meistern und Technikern qualifiziert. Lehrer an der Technischen Abendschule waren Obering. Erich Busch und Ing. Max Reppe.<sup>20</sup> Im Jahr 1935 übernahm übrigens Richard Krause die Leitung der Städt. Gewerbeschule.<sup>21</sup>

Ab Ostern 1940 gab es neben der Abendschule auch noch eine Tagesschule. Mit ministerieller Genehmigung vom 14. September 1940 erfolgte die Umbenennung der Technischen Abendschule Meißen in „Technikerschule Meißen, Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik“.<sup>22</sup>

Nach dem Krieg wurde die Technikerschule Meißen als erste in Sachsen wiedereröffnet und die Zahl der Auszubildenden hatte sich auf etwa 40 im Jahr verdoppelt.<sup>23</sup> Um die Technikerschule weiter auszubauen, bemühte sich die Stadt bereits 1946 um die Bereitstellung zusätzlicher Räumlichkeiten, denn die fünf Klassen der Technikerschule wurden in der Oberschule (Kändlerstr. 1) unterrichtet, was wegen Platzmangels zu Unzuträglichkeiten geführt hatte. Vor allem aber fehlten die für eine praktische Ausbildung erforderlichen Werkstätten bzw. Labore.<sup>24</sup> Am 3. Februar 1951 wurde Ing. Kurt Hecht zum Leiter der Technikerschule berufen.<sup>25</sup> Dies erfolgte im Hinblick auf die bevorstehende Überleitung der Technikerschule in eine Ingenieurschule.

## Die Ingenieurschule für Kraft- und Arbeitsmaschinen „Rudolf Diesel“ Meißen

Am 13. Februar 1951 fiel in Berlin auf ministerieller Ebene die Entscheidung für den Neubau einer Ingenieurschule für Kraft- und Arbeitsmaschinen in Meißen.<sup>26</sup> Der erste Spatenstich erfolgte bereits knapp vierzehn Tage später am 25. Februar 1951 im Beisein von 160 Studenten. Unmittelbar darauf rollten im Rahmen eines Arbeitseinsatzes der Studenten die ersten mit Bodenaushub gefüllten Loren über die Feldbahngleise.<sup>27</sup> Am 30. September 1951 wurde im ersten Bauabschnitt der Ostflügel des Lehrgebäudes mit der Heizungsanlage für das gesamte künftige Objekt fertiggestellt; vor allem aber enthielt der Ostflügel



sechs Hörsäle, sodass jetzt mit dem Lehrbetrieb am neuen Standort begonnen werden konnte.<sup>28</sup> Von der Technikerschule waren auch Kurt Hecht als Direktor und Erich Busch als Dozent an die Ingenieurschule übernommen worden.

Am 2. Mai 1954 fand im zweiten Bauabschnitt das Richtfest für den Westflügel des Lehrgebäudes statt.<sup>29</sup> Ende März 1955 erfolgte im 3. Bauabschnitt die Fertigstellung des Internatsgebäudes für 90 Studenten, das außerdem einen Kulturraum und eine Küche zur Versorgung von 800 Personen aufnahm.<sup>30 31</sup> Weitere wichtige Neubauten waren das Laborgebäude (offiziell übergeben 1957), das Mehrzweckgebäude mit Werkstatt, Zeichensaal, Sporthalle, Mensa und Küche (erbaut 1975/1976) und ein weiteres Internatsgebäude (erbaut 1984) für die Unterbringung von 528 Studenten.<sup>32 33 34</sup>



## Die Ingenieurschule für Kraft- und Arbeitsmaschinen Meißen im Jahre 1956

© Günter Naumann

- 18 Stadtarchiv Meißen, D 1517.
- 19 Volkszeitung vom 2. Mai 1932.
- 20 Adreßbuch Meißen-Stadt und Vororte 1935.
- 21 Adreßbuch Meißen-Stadt und Vororte 1935.
- 22 Stadtarchiv Meißen, D 3179.
- 23 Der Weg zum Ingenieur. Informationsbroschüre der Fachschule für Kraft- und Arbeitsmaschinen Meißen, Meißen 1958.
- 24 Sächsische Zeitung vom 15. Oktober 1954.
- 25 Schreiben des Ministeriums für Schwerindustrie der DDR vom 2. Februar 1951 an Kurt Hecht, wonach dieser mit Wirkung vom 3. Februar 1951 als Leiter der Technikerschule Meißen eingesetzt wird.
- 26 Verwaltungsarchiv der Stadt Meißen, 1147b.
- 27 Sächsische Zeitung vom 2. März 1951.
- 28 Sächsische Zeitung vom 26. September 1951.
- 29 Sächsische Zeitung vom 24. Mai 1954.
- 30 Sächsische Zeitung vom 24. März 1955.
- 31 Der Weg zum Ingenieur. Informationsbroschüre der Fachschule für Kraft- und Arbeitsmaschinen Meißen, Meißen 1958.
- 32 Sächsische Zeitung vom 2./3. Oktober 1976.
- 33 Sächsische Zeitung vom 13. September 1984.
- 34 Sächsische Zeitung vom 22./23. Februar 1986.

## Kurt Hecht, Direktor der Ingenieurschule für Kraft- und Arbeitsmaschinen Meißen

© Günter Naumann

- 35 Sächsische Zeitung vom 2. Oktober 1961.
- 36 Sächsische Zeitung vom 10. März 1952.
- 37 Der Weg zum Ingenieur. Informationsbroschüre der Fachschule für Kraft- und Arbeitsmaschinen Meißen, Meißen 1958.
- 38 Sächsische Zeitung vom 15. Oktober 1954.
- 39 Sächsische Zeitung vom 6. September 1957.
- 40 Persönliche Mitteilung von Manfred Wünsche.
- 41 Der Weg zum Ingenieur. Informationsbroschüre der Fachschule für Kraft- und Arbeitsmaschinen Meißen, Meißen 1958.
- 42 Meißner Wochenspiegel vom 28. Dezember 1961.
- 43 Naumann, Günter: Meißner Chronik 1989-1996, Meißen 1996.
- 44 Müller-Enbergs, Helmut; Wielgohs, Jan; Hoffmann, Dieter: Wer war Wer in der DDR, Berlin 2000/2001. Der Hinweis, dass Ziller im Turbowerk Meißen gearbeitet hat, ist hier nicht enthalten.
- 45 Naumann Günter: Chronik 1992-2017 Hochschule (FH) und Fortbildungszentrum Meißen, Meißen 2017.
- 46 Naumann, Günter: Meißner Chronik 1989-1996, Meißen 1996.
- 47 Naumann Günter: Chronik 1992-2017 Hochschule (FH) und Fortbildungszentrum Meißen, Meißen 2017.
- 48 Naumann, Günter: Meißner Chronik 1989-1996, Meißen 1996.

Kurioserweise hatte man auf dem Gelände der Ingenieurschule 1961 auch noch ein professionell ausgestattetes Freibad mit einem Schwimmbecken von 12 m x 25 m angelegt; offiziell war es aber kein Freibad, sondern ein Kühlwasserreservoir für das Maschinenlabor.<sup>35</sup> Bereits im Februar 1952 hatten die ersten 109 Ingenieure ihre Ausbildung abgeschlossen, und zwar 37 Ingenieure für Elektrotechnik und 72 für Maschinenbau, die nach der Technikerschule an der Technikerschule Meißen über ein Aufbausemester den Ingenieur-Abschluss erlangt hatten.<sup>36</sup> Ab 1952 gab es auch noch eine Abteilung Fernstudium mit 350 Studenten.<sup>37</sup> Bis Oktober 1954 wurden 224 Ingenieure in den Fachgebieten Kolbendampfmaschinen, Dampfturbinen, Dieselmotoren usw. ausgebildet.<sup>38</sup>

Am 4. September 1957 wurde der Ingenieurschule der Ehrentitel „Rudolf Diesel“ verliehen und man enthüllte in der Eingangshalle des Lehrgebäudes eine Tafel aus Böttgersteinzeug mit dem Porträt von Rudolf Diesel in Halbrelieffarstellung, geschaffen von Manfred Wünsche, Modelleur im VEB Staatliche Porzellanmanufaktur Meißen. Dies erfolgte im Beisein von Dr. Eugen Diesel, dem in Bayern lebenden Sohn des Erfinders Rudolf Diesel.<sup>39</sup> Dr. Eugen Diesel war begeistert und meinte, dass er noch nie ein so treffliches künstlerisches Porträt seines Vaters gesehen habe.<sup>40</sup> Diese Namensweihe war auch Anlass für die Einweihung des neu angelegten Sportplatzes sowie für die offizielle Übergabe der Labore für Pumpen, Verdichter und Lüfter, Wasserkraftmaschinen, stationäre Dieselmotoren, Dampfmaschinen, Dampfturbinen, Dampfzerzeugung, Kältetechnik, Elektrotechnik, Werkstoffkunde und Werkstoffprüfung.<sup>41</sup>

Bis zur Feier des 10-jährigen Bestehens der Ingenieurschule im Jahr 1961 waren 1.160 Ingenieure und Meister ausgebildet worden, davon 580 Ingenieure im Direktstudium, 300 im Fernstudium, 110 im kombinierten Studium sowie 170 Ingenieure bzw. Meister im Abendstudium. Das Personal der Ingenieurschule bestand 1961 aus 50 Dozenten und 72 Arbeitern bzw. Angestellten, darunter 49 Frauen. Ab 1971 wurden auch Ingenieur-Ökonomen ausgebildet.<sup>42</sup> Die letzten Immatrikulationen erfolgten 1991.<sup>43</sup>

Die Ingenieurschule für Kraft- und Arbeitsmaschinen „Rudolf Diesel“ war die erste in der DDR neu gebaute Ingenieurschule. Die 1951 erfolgte Etablierung dieser Ingenieurschule in Meißen geht mit Sicherheit auf die Initiative des mit Meißen eng verbundenen Maschinenbau-Ingenieurs und damaligen Mi-

nisters für Maschinenbau Gerhard Ziller zurück. Er hatte sich über die Ausbildung in einer Abendschule hochgearbeitet und war anschließend im Turbowerk Meißen als Ingenieur tätig gewesen. Nach Kriegsende wurde der politisch engagierte und deshalb in der NS-Zeit mehrfach inhaftierte Gerhard Ziller im Juli 1945 in Meißen als Stadtrat für Wirtschaft eingesetzt. Von 1950 bis 1953 war er schließlich Minister für Maschinenbau der DDR. Im Jahr 1957 nahm sich Gerhard Ziller das Leben, nachdem es mit Walter Ulbricht Auseinandersetzungen zur Wirtschaftspolitik in der DDR gegeben hatte.<sup>44</sup>

Obwohl die Ingenieurausbildung in Meißen immer auf anerkannt hohem Niveau gestanden hatte, beschloss das Kabinett der Sächsischen Staatsregierung am 3. März 1992, dass die Ingenieurschule für Kraft- und Arbeitsmaschinen „Rudolf Diesel“ am 31. August 1994 den Lehrbetrieb einzustellen habe. Eine Initiative des Lehrkörpers zur Umprofilierung der Fachschule zu einer Fachhochschule war abgelehnt und stattdessen als Nachfolgeeinrichtung lediglich eine zur Berufsakademie Sachsen gehörende Staatliche Studienakademie genehmigt worden.<sup>45</sup> Diese wurde allerdings in Riesa eröffnet.

Die Studenten und ein nur noch kleiner Teil des Personals der in Abwicklung befindlichen Ingenieurschule für Kraft- und Arbeitsmaschinen „Rudolf Diesel“ zogen bereits im Januar/Februar 1993 in die Liegenschaft der ehemaligen Ingenieurschule für Walzwerk- und Hüttentechnik nach Riesa um.<sup>46</sup> Die anlässlich des Auszuges auf dem Portikus des Lehrgebäudes in Meißen gehisste schwarze Fahne wurde nur kurze Zeit geduldet. In Riesa schlossen 1994 die letzten im Jahr 1991 in Meißen immatrikulierten Studenten ihre Ingenieurausbildung ab.<sup>47</sup> Bereits am 25. März 1992 war die Liegenschaft der Ingenieurschule an der Herbert-Böhme-Straße 11 von der Fachhochschule der Sächsischen Verwaltung, heute Hochschule (FH) und Fortbildungszentrum Meißen, übernommen worden.<sup>48</sup> Diese nutzt seitdem von den Gebäuden der ehemaligen Ingenieurschule das Lehrgebäude sowie die beiden Internatsgebäude. Alle anderen Gebäude der ehemaligen Ingenieurschule wurden abgebrochen. Auch die Überreste des Freibades sind verschwunden. An die einstige Ingenieurschule für Kraft- und Arbeitsmaschinen „Rudolf Diesel“ erinnert nichts mehr, denn auch die einst in der Eingangshalle des Lehrgebäudes angebrachte Tafel mit dem Porträt von Rudolf Diesel wurde 1993 entfernt. Seitdem ist dieses Kunstwerk verschollen.

#### Autor

Dr. Günter Naumann  
Meißen



# Aktenvernichtung am Ende der NS-Herrschaft 1945 in der Oberlausitz

Michael Richter

Kommen Historiker auf die NS-Diktatur zu sprechen, so hört man bald Klagen über fehlende Akten als Grundlage der Forschung. Sie sind berechtigt, denn die NS-Forschung leidet tatsächlich unter einer „defizitären, verstreuten und uneinheitlichen Quellenlage“. Das gilt für Reichsgaue, mittlere Reichsbehörden und Mittelinstanzen ebenso, wie für Kreise, Städte und Gemeinden. So sollen die ungefähr 30.000 NSDAP-Ortsgruppen keinen einzigen kompletten Aktenbestand hinterlassen haben.<sup>1</sup>

## Befehle der NS-Führung zur Vernichtung von Akten

Verantwortlich für die bis dahin wohl umfassendste Aktenvernichtung in der deutschen Geschichte war Reichsführer SS Heinrich Himmler (1900–1945), dessen Anweisungen über die Gauleitungen bis in die letzten Dörfer weitergegeben wurden. Sie trafen bei regionalen bzw. kommunalen NS-Funktionsträgern auf offene Ohren, deckten sie sich doch mit deren Wunsch, belastendes Material zu vernichten. Himmler hatte eine aus seiner Sicht rationale Entscheidung getroffen, wurden die verbliebenen Unterlagen doch tatsächlich genutzt, NS-Führer aller Ebenen zur Verantwortung zu ziehen. Deshalb gab Himmler im September 1944 in seiner Funktion als Reichsinnenminister Anweisungen über das Verhalten bei Feindbesetzung. Alle Landräte und Bürgermeister hatten demnach dafür zu sorgen, Akten „geheimer oder politischer Art und solche, die für den Feind von Bedeutung für seine Kriegsführung sein könnten“ zu vernichten. Dazu zählten auch Karteien der Wirtschaftsämter, Ernährungsämter und dergleichen, die „dem Feind Unterlagen für Maßnahmen gegen die deutsche Bevölkerung oder für einen Einsatz zum Nutzen des Feindes geben könnten“.<sup>2</sup> Auf dieser Grundlage instruierten die Gauleiter die ihnen nachgeordneten Stellen. Sach-

sens Gauleiter Martin Mutschmann (1879–1947) wies die Landräte am 14. April 1945 an, keine Unterlagen „dem Feind in die Hände“ fallen zu lassen, die geeignet wären, „ihm Material zur Verfolgung der deutschen Bevölkerung zu liefern“. Er machte sämtliche Vorstände der Behörden und Dienststellen für die „restlose Vernichtung solcher Unterlagen verantwortlich“. Die Landräte wurden angewiesen, alle Kreisbehörden und Gemeinden entsprechend zu instruieren.<sup>3</sup> Mutschmann befand sich wie alle ihm nachgeordneten NS-Funktionäre Sachsens in einer Zwickmühle. Vernichteten sie die Akten zu früh, konnten dies als vorzeitige Kapitulation ausgelegt werden; ließen sie sich Zeit, bestand die Gefahr, nicht mehr alle aussagekräftigen Unterlagen rechtzeitig vor dem Einmarsch der Roten Armee beseitigen zu können. Bei Vernehmungen vor seiner Hinrichtung in Moskau sagte er aus, vor seiner Flucht angeordnet zu haben, die „geheimen Dokumente des Gaus der NSDAP zu vernichten, welche sich in Grillenburg befanden“.<sup>4</sup> Aber nicht nur die Akten der Gauleitung fehlen bis heute fast vollständig, dies gilt ebenso für die Akten aller Landesbehörden bis hinunter zu den Akten von Kreisen und Kommunen. Angesichts dieser Sachlage gleicht die Suche der Historiker nach relevanten NS-Akten mehr einem Glücksspiel als der gewohnten Recherche in mehr oder weniger gut aufbereiteten Unterlagen.

## Quellenlage zum NS-Regime in den Landkreisen Rothenburg und Hoyerswerda

Akten aus den seit Kriegsende (wieder) zu Sachsen gehörenden Landkreisen Rothenburg/Weißwasser und Hoyerswerda gibt es kaum noch. Es macht die Suche nicht einfacher, dass Dokumente des übergeordneten Regierungsbezirks Liegnitz und der preußischen Provinzialverwaltung Schlesien bzw.

- 1 Vgl. Szejnmann, Claus-Christian W.: Regionalgeschichte und die Erforschung des Nationalsozialismus. Forschungsstand und Forschungsperspektiven. In: Heydemann, Günther/Schulte, Jan Erik/Weil, Francesca (Hrsg.): Sachsen und der Nationalsozialismus (Schriften des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung 53), Göttingen 2014, S. 22.
- 2 Der Reichsstatthalter in Sachsen, LRS, Hauptvermessungsabteilung III, an den Landrat zu Bautzen vom 13.3.1945 (StFilA Bautzen, 50013, 4025/1, unpag.); Der Landrat zu Bautzen vom 12.2.1945. Betr.: Räumungsvorbereitungen. Streng vertraulich! (SächsHStA, 11419, 1805, unpag.).
- 3 Abschrift. Der Reichsstatthalter in Sachsen, Landesregierung, gez. Martin Mutschmann, an die Landräte vom 14.4.1945 (KA BZ, Lichtenberg 10, unpag.).
- 4 Zit. n.: Schmeitzner, Mike: Der Fall Mutschmann: Sachsens Gauleiter vor Stalins Tribunal, Dresden 2011, S. 55.
- 5 Vgl. Żerelik, Rościszlaw/Dereń, Andrzej: Staatsarchiv Breslau - Wegweiser durch die Bestände bis zum Jahr 1945 (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte 9), München 1996.
- 6 Archiwum Państwowe we Wrocławiu, Oddział w Legnicy an den Autor vom 12.6.2015.
- 7 Vgl. Stucka, Fritz: Weißwasser im Frühjahr 1945, Teil 2, Cottbus 2015, S. 18f.
- 8 Vgl. Meusel, Günter: Hoyerswerda und das Kreisgebiet in den ersten Wochen nach der Befreiung. In: Rostowski, Dieter: Kamenzer Chronik der Kriegsergebnisse 1945 - vom schweren Neubeginn 1945/46, Kamenz 2002, S. 65.
- 9 Auskunft von Martina Noack vom 2.6.2015.
- 10 Vgl. Die Geschichte des Lagers Elsterhorst. In: Neue Hoyerswerdaer Geschichtshefte (2007) 10, S. 17.
- 11 Vgl. Boberach, Heinz (Hrsg.): Meldungen aus dem Reich 1938-1945. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS, Band 4, (Meldungen aus dem Reich Nr. 66 vom 15.3.1940, Nr. 101 vom 1.7.1940), Herrsching 1984, S. 1195f.;

Schreiber, Carsten: Elite im Verborgenen. Ideologie und regionale Herrschaftspraxis des Sicherheitsdienstes der SS und seines Netzwerkes am Beispiel Sachsens (Studien zur Zeitgeschichte 77), München 2008, S. 308 f.; Nolzen, Armin: Die sächsische NSDAP nach 1933. Sozialstrukturen und soziale Praxis. In: Heydemann/Schulte/Weil, Sachsen und der Nationalsozialismus, S. 56.

- 12 Vgl. Vollnhals, Clemens (Hg.): Sachsen in der NS-Zeit, Leipzig 2002; Heydemann/Schulte/Weil, Sachsen und der Nationalsozialismus, S. 12.
- 13 Vgl. Fait, Barbara: Die Kreisleiter der NSDAP – nach 1945. In: Broszat, Martin/Henke, Dietmar/Woller, Hans (Hg.): Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 26), München 1988, S. 217.
- 14 Der Landrat zu Bautzen vom 12.2.1945. Betr.: Räumungsvorbereitungen. Streng vertraulich! (StFiLA Bautzen, 50013, 4025/1, unpag.).
- 15 Protokoll. Malschwitz, 20.2.1945. Durchführung der Verordnung des Landrats zu Bautzen vom 12.2.1945 betr. Räumungsvorbereitungen (StFiLA Bautzen, 50013, 4025/1, unpag.).
- 16 An die Kreisspar- und Girokasse in Bautzen vom 15.3.1945 (StFiLA Bautzen, 50013, 4025/1, unpag.).
- 17 Vgl. Keller, Andrea/Rook, Andrea (Hrsg.): Ich kann von dieser Zeit nicht schwarz, nicht weiß erzählen. Frauen in Bautzen zwischen 1940 und 1950, Bautzen 1996, S. 29 f.
- 18 Schreiben der Gemeinde Neukirch/Lausitz an den Autor vom 16.9.2016.
- 19 Bericht des Landrates Bautzen vom 26.4.1945 (StFiLA Bautzen, 50013, 4025/1, unpag.).
- 20 Sorbisches Kulturarchiv, gez. Dr. Mietzschke, an Museumsdirektor Lutz Oberhofer vom 24.11.1965 (SKA, ISL. XI, 13 F, Bl. 60). Vgl. Frido Mětsk, Bestandsverzeichnis des Sorbischen Kulturarchivs in Bautzen. Teil III: Das Depositem Wendenabteilung (Schriftenreihe des Instituts für sorbische Volksforschung in Bautzen; 35), Bautzen 1967, Einleitung, S. 23; Förster, Frank: Die „Wendenfrage“ in der deutschen Ostforschung 1933-1945. Die Publikationsstelle Berlin-Dahlem und die Lausitzer Sorben (Schriften des Sorbischen Instituts 43), Bautzen 2007, S. 22.
- 21 Vgl. Richter, Michael: Beschlagnahmt, vernichtet, verlagert, verschollen. Die Odyssee wendischer Literatur im Zweiten Weltkrieg. In: Lětopis, Zeitschrift für sorbische Sprache, Geschichte und Kultur, Gesamtband 63 (2016) 1, S. 21-35.
- 22 Vgl. Mětsk, Bestandsverzeichnis III, Einleitung, S. 22. Vgl. Freudenberg, Anja: Das „Wendenarchiv“ der Kreishauptmannschaft Bautzen. Abschlussarbeit an der Fachschule für Archivwesen Potsdam (unveröffentlichtes Manuskript), Bautzen 1993, S. 13.

Niederschlesien mit Sitz in Breslau heute zu Polen gehören. Die wenigen dort erhaltenen Quellen sind zwar zugänglich, allerdings findet man auch dort kaum noch relevante Bestände, wurden doch hier wie überall die Akten vernichtet oder ein Opfer der Kampfhandlungen. Die wenigen erhalten gebliebenen Unterlagen der Generalstaatsanwaltschaft, der NSDAP und der SA im Breslauer Staatsarchiv (Archiwum Państwowe we Wrocławiu) fielen dem Oderhochwassers im Juli 1997 zum Opfer.<sup>5</sup> Erhalten geblieben sind hingegen einige Unterlagen des Oberpräsidiums, des Polizeipräsidiums und des Evangelischen Konsistoriums Schlesien aus der NS-Zeit. In den Gemeinden, die 1945 durch die Abtrennung des östlich der Neiße gelegenen Teils des Landkreises Rothenburg an Polen fielen, dürften kaum noch Akten deutscher Gemeindeämter, von Dienststellen der NSDAP, SS, SA sowie anderer Gliederungen der Partei vorhanden sein. Auch hier griffen Himmlers Vernichtungsanweisungen vom September 1944. In der Zweigstelle Bunzlau (Bolesławiec) des Staatsarchivs Breslau, in der auch Akten aus Lauban (Lubán) lagern, wurden durch Vernichtung wie durch Kriegshandlungen alle relevanten Akten aus der NS-Zeit zerstört. Das gilt insbesondere für Lauban, das 1945 unter dem Kommando des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe Mitte, General Ferdinand Schörner (1892–1973), zwischenzeitlich von der Wehrmacht zurückerobert wurde. Auch in den Außenstellen Liegnitz (Legnica) und Hirschberg (Jelenia Góra) des Staatsarchivs Breslau sind in Folge der Kampfhandlungen nur wenige relevante Bestände zur niederschlesischen Oberlausitz erhalten geblieben.<sup>6</sup> In der Außenstelle Niesky des Kreisarchivs Görlitz lagern laut Auskunft vom 29. Mai 2015 keine Unterlagen über die Zeit von 1939 bis 1945. Hier kommt hinzu, dass Niesky erst in der Nachkriegszeit und nur vorübergehend Sitz des Landratsamtes war. Auch in der damaligen Kreisstadt Rothenburg sucht man vergeblich nach nennenswerten Beständen. In Weißwasser ließen Stadtkommandant Graf von Egloffstein-Kromlau und Bürgermeister Karl Wenderoth das Rathaus in Brand stecken, wodurch fast alle Dokumente vernichtet wurden.<sup>7</sup> Ebenso sind die Akten des niederschlesischen Landratsamtes Hoyerswerda verbrannt oder mit unbekanntem Ziel verlagert worden.<sup>8</sup> Die Unterlagen des Kreisarchivs Hoyerswerda kamen mit der ersten Gebietsreform in Sachsen 1994/96 in das Kreisarchiv Kamenz, das seinerseits 2008

Teil des Kreisarchivs Bautzen wurde. Im Stadtarchiv Hoyerswerda sucht man ebenfalls vergeblich nach relevanten Akten aus der NS-Zeit.<sup>9</sup> Bekannt ist, dass auch der Kommandeur des Lagers Elsterhorst im Landkreis Hoyerswerda die Verbrennung von Akten anordnete.<sup>10</sup>

## Quellenlage zum NS-Regime in Sachsen

Fehlende Aktenbestände sind auch in Sachsen ein Problem, das jedoch weniger gravierend ist als in Niederschlesien. Von den sächsischen Behörden der NS-Zeit sind einige Aktenreste geblieben.<sup>11</sup> Welches Bild des NS-Regimes gezeichnet werden könnte, lägen die Bestände der Gauleitung, der NSDAP, SS, des SD oder der Gestapo komplett vor, lässt sich kaum erahnen. Im Dresdner Hauptstaatsarchiv lagern dazu nur einige schmale Ordner mit geringem Informationswert. Defizitär ist auch die Quellenlage in den sächsischen Regierungsbezirken, Kreisen und Gemeinden.<sup>12</sup> Überall haben die Nationalsozialisten wichtige, sie belastende Dokumente vernichtet. Zwar helfen gelegentlich Analogien und hypothetische Brücken als Notwerkzeuge des Historikers, dennoch stehen NS-Forscher vor kaum überwindbaren Hindernissen. Wie in Sachsen insgesamt, so ist auch in der zweisprachigen Oberlausitz die Überlieferung der regionalen Archive unterschiedlich schlecht. Allerdings liegen zu einzelnen Themenfeldern in Kreisen, Städten und Gemeinden Dokumente vor, die andernorts fehlen. Anders als bei der Gauleitung helfen parallele, sich ergänzende Überlieferungen auf Kreis- oder Gemeindeebene. Hier findet man auch Dokumente übergeordneter Handlungsebenen wie z. B. Anweisungen und Rundschreiben der Reichsebene, der Gaue oder Regierungsbezirke, die in den dortigen Beständen nicht mehr zu finden sind. Fast schon erübrigt sich der Hinweis, dass Himmlers Vernichtungsanordnungen nicht nur die Länder und preußischen Provinzen betrafen, die von sowjetischen und polnischen Armeen besetzt wurden, sondern ebenso den Westen Deutschlands. Auch hier wurden z. B. die Bestände der NSDAP-Kreisleitungen vor dem Einmarsch der Alliierten komplett vernichtet.<sup>13</sup>

## Akten des Landratsamtes und der Gemeinden des Landkreises Bautzen

In Bautzen gab Landrat Dr. Hermann Eckhardt die Anweisungen Mutschmanns am 12. Februar 1945, also zwei Monate vor Beginn der „Berliner Operation“, weiter, wo-

nach alle „bei den Gemeinden vorhandenen Geheimakten [...] sofort nach Empfang dieser Verfügung zu vernichten“ seien. Dies galt nachdrücklich auch für „alle irgendwie bedenklichen Akten“, ausgenommen die Einwohnerkarteien. Die Standesamtsregister sollten, „soweit möglich“ bei den Trecks mitgenommen, auf keinen Fall aber vernichtet werden.<sup>14</sup>

Im wendischen Malschwitz ist ein Protokoll über die vom Landrat angeordnete Aktenvernichtung bzw. -sicherstellung erhalten geblieben. Verbrannt wurden hier Geheimakten mit den Signaturen „13 g 1 vom 29.9.1944; 2 L. Sp. vom 7.2.1945; 16 g 1/44 vom 27.9.1944.“ Es ist unklar, was sich hinter den Zahlen verbirgt. Jedenfalls nahm der Bürgermeister alle „sonstigen Akten“ in Verwahrung. Wie angeordnet, wurden „sämtliche Akten, Listen, Mitgliedernachweise und dergleichen entfernt, die unter den gegebenen Umständen für einzelne Gemeindeglieder von nachteiliger Bedeutung sein könnten“.<sup>15</sup> Mitte März 1945 folgte die Anweisung, sämtliche Unterlagen der Spar- und Girokassen an sich zu nehmen.<sup>16</sup> Bedenkt man die Rolle der Finanzen bei der Enteignung von Nazi- und Kriegsverbrechern, war auch dies ein wohldurchdachter Schritt.

Als das Landratsamt Bautzen am 19. April 1945 kurz vor der Einnahme der Stadt durch sowjetische und polnische Truppen nach Neukirch verlegt wurde, nahm der Tross die wichtigsten Unterlagen mit. Vor dem gemeinsamen Abmarsch mussten Angestellte beim Verladen der Akten selbst Hand anlegen.<sup>17</sup> Offenbar verblieben die Akten aber nicht in Neukirch, jedenfalls finden sich in den Archivbeständen der Gemeinde keine Hinweise darauf. Hier hatte man genug zu tun, die eigenen Gemeindeakten weisungsgemäß zu vernichten, bevor polnische Soldaten den Ort eroberten.<sup>18</sup>

Aus Schmölln ist überliefert, dass sich der Bürgermeister absetzte, um wichtige Akten des Ortes in Sicherheit zu bringen.<sup>19</sup>

### Akten der Wendenabteilung beim Landratsamt Bautzen und der Publikationsstelle Berlin-Dahlem

Seit Jahren wird kontrovers diskutiert, was bei Kriegsende mit den Unterlagen der Wendenabteilung beim Landratsamt geschehen ist. Da offenkundig wichtige Bestandteile fehlen, wurde schon vor 50 Jahren vermutet, Landrat Eckhardt habe ihn belastende Unterlagen vernichten lassen.<sup>20</sup> Tatsächlich aber

ging die Verantwortlichkeit der Wendenstelle 1940 an die Publikationsstelle Berlin-Dahlem des Reichsministeriums für Inneres über, die ihrerseits 1943 dem Reichssicherheitshauptamt unterstellt wurde. Deren Bestände wurden im Februar 1945 nach Coburg verlagert, um sie sowjetischem Zugriff zu entziehen. Immerhin stellte die Publikationsstelle ein Zentrum geballten Wissens über Ost- und Nordeuropa dar, das bei der Besetzung Polen, der Sowjetunion und anderer Staaten wichtige Informationen geliefert hatte. Nun hofften die Verantwortlichen, die Westalliierten würden sich für die Unterlagen und die dazu gehörenden Experten interessieren.<sup>21</sup> Angesichts fehlender Akten muss es nach Meinung von Friedo Mětšk eine Vermutung bleiben, ob und inwieweit die Wendenabteilung in Vorbereitung der geplanten Deportierung der Wenden nach dem „Endsieg“ beteiligt war.<sup>22</sup> Angesichts der Verlagerung der Verantwortung für die Wendenpolitik zur Publikationsstelle Berlin-Dahlem und von deren Unterstellung unter die Führungsriege der SS im Oktober 1943 scheint eine direkte Mitverantwortung der Wendenstelle beim Landratsamt Bautzen an solchen Planungen jedoch unwahrscheinlich. Angesichts fehlender Quellen kann sie aber auch nicht ausgeschlossen werden. Wahrscheinlicher, und durch Äußerungen Himmlers belegt, sind entsprechende Planungen der SS samt der Bautzener Gestapo zum Umgang mit den slawischen Wenden nach dem „Endsieg“ des rassistischen Staates.<sup>23</sup>

### Akten der NSDAP, der Gestapo und des Kampfkommandanten von Bautzen

Nicht nur die Akten des Landratsamtes Bautzen und der Gemeinden des Landkreises wurden ein Raub der Flammen oder Papiermühlen, dies betraf ebenso die Unterlagen der NSDAP und ihrer Gliederungen. Kreisleiter Karl Martin setzte am 12. Februar 1945 ein entsprechendes Rundschreiben an die Parteigliederungen und Ortsgruppen ab. „Obwohl die derzeitige Lage an der Ostfront zu direkter Besorgnis noch keinen Anlass“ gebe, formulierte er vorsichtig, um nicht dem allgemeinen Fatalismus neue Nahrung zu geben, „müssen wir doch auf alle Fälle vorbereitet sein, falls es den Bolschewisten doch noch gelingen sollte, weiter durchzubrechen“. Er ordnete daher an, „sämtlichen Schriftwechsel der Ortsgruppen, Kreisämter und Gliederungen zu vernichten“. Nur die Ortsgruppendateien sollten „aufgehoben

23 Denkschrift Himmlers über die Behandlung der Fremdvölkischen im Osten (Mai 1940). In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 5 (1957) 2, S. 194-198.

24 NSDAP Kreisleitung Bautzen, gez. Martin, vom 12.2.1945 an alle Ortsgruppenleiter und OG-Kassenleiter, Kreisamtsleiter und Führer der Gliederungen im Kreis Bautzen. Geheim! (13434, NS-Archiv des MfS, BV Dresden (Objekt 12), Br. ZA 54-6018).

25 Zwischenbericht in Sachen des Kreisleiters Karl Martin. Bautzen, 12.3.1948 (13434, NS-Archiv des MfS, BV Dresden (Objekt 12), Br. ZA 54-6018).

26 Dr. Harald Cossack: Bericht über meine Reise nach Berlin, Plauen und Bautzen, Coburg, 3.12.1946 (BArch, R 153/963, unpa)

27 Vgl. Schmidt, Hans-Dieter: Gestapo Leipzig. Politische Abteilung des Polizeipräsidiums und Staatspolizeileitstelle Leipzig 1933-1945, Beucha 1997, S. 6f.

28 Kreispolizeiamt Bautzen, Kreiskriminalpolizeiabt., Untersuchungsorgan, den 2.5.1949. Auf Einladung erscheint in hiesiger Dienststelle [...] (BStU, MfS, HA IX/11 ZAST K153-KStKS, Bd. 1, Bl. 253f.).

29 Der Vorstand der Untersuchungsanstalt Bautzen an die LRS, Ministerium der Justiz, Strafvollzug, vom 22.2.1949 (SächsHStA, 11380, 892, unpag.).

30 Vgl. Hermann, Christian: „Es geht nun um unsere eigene Heimat!“ Der Kreis Löbau im Frühjahr 1945. In: Kriegsschauplatz Sachsen 1945. Daten, Fakten, Hintergründe, Altenburg/Leipzig 1995, S. 102 f.

31 Gemeinde Wiesa an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung vom 19.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (SächsHStA, 11419, 1805, unpag.).

32 Zeitzeugenbericht Ruth Mirtschke. In: Rostowski, Dieter (Hg.): Das Kriegsende 1945 im Kreis Kamenz (Berichte, Erinnerungen, Gedanken). Lausitzer Almanach. Sonderausgabe zum 65. Jahrestag der Befreiung vom Hitler-Faschismus, Kamenz 2011, S. 85

33 Polizeistation 24 Schwepnitz, den 22.10.1947. Vernehmung von Emil Tenner (SächsHStA, 11378, 1227, unpag.).

34 Gemeinde Oberlichtenau an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung vom 19.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (SächsHStA, 11419, 1805, unpag.).

35 Gemeinde Weißig an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 20.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).

36 Gemeinde Weißbach an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 19.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).

37 Der Stadtrat zu Großröhrsdorf an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 23.6.1950 (ebd.).



- 38 Gemeinde Reichenau an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 22.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 39 Gemeinde Wiesa an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 19.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 40 Gemeinde Lieske an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 22.7.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 41 Gemeinde Petershain an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 19.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 42 Gemeinde Obersteina an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 23.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 43 Gemeinde Tschaschwitz an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 19.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.); Gemeindeverwaltung Zschornau an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 23.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 44 Liste der Orte des Kreises Kamenz ohne Aktenbestände aus der NS-Zeit (ebd.): Auschkowitz, Biehla, Brauna, Bretznig, Cannewitz, Case-ritz, Cosel, Crostwitz, Cunnewitz, Deutschbaselitz, Döbra, Dürrwick-nitz, Gelenau, Gersdorf, Glaubnitz, Gödlau, Gottschdorf, Gränze, Grün-gräbchen, Hausdorf, Hennesdorf, Höckendorf, Horka, Jauer, Jiedlitz, Kaschwitz, Kleinhänchen, Koitzsch, Kriepitz, Lehndorf, Lüttichau, Milstrich, Miltitz, Naußlitz, Neukirch, Nebelschütz, Neustädte, Nieders-teina, Ostro, Panschwitz, Peters-hain, Piskowitz, Prietitz, Räckelwitz, Rauschwitz, Röhrsdorf, Rosenthal, Schiedel, Schmeckwitz, Schmerlitz, Schönau, Schönbach, Schweinerden, Siebitz, Skaska, Straßgräbchen, Trado, Tschaschwitz, Weißbach b. Königs-brück, Weißbach b. Pulsnitz, Weißig, Wendischbaselitz, Wohla, Zerna.
- 45 Der Landrat zu Kamenz vom 11.6.1946. Geheim! (SächsStA, HStA, 11419, 121, Bl. 13).
- 46 Dazu ausführlich: Leide, Henry: NS-Verbrecher und Staatssicherheit. Die geheime Vergangenheitspolitik der DDR (Analysen und Dokumente 28), Göttingen 2011, S. 152-190.
- 47 LVS, Büro des Präsidenten, gez. Fritz Geyer, an alle Ressorts vom 16.7.1945 (SächsHStA, 11377, 1129, Bl. 7a).
- 48 SLV, Präsident Friedrichs, an die Gemeindevorsteher des Landkreises Görlitz vom 16.7.1945 (SächsStA, HStA, 11423, 39, unpag.).
- 49 Kurt Koksich aus Hochkirch an die LVS vom 10.3.1946 (SächsHStA, 11377, 1355, Bl. 37).
- 50 Anfang August 1945 abgelöst von Hermann Grafe.
- 51 Der Landrat zu Kamenz vom 11.6.1946. Geheim! (SächsStA, HStA, 11419, 121, Bl. 13).
- 52 Der Leiter des Arbeitsamtes Ka-menzen, gez. Demny, vom 15.6.1945.

und vergraben“ werden.<sup>24</sup> Die Akten der Kreisleitung wurden zunächst nach Döbeln oder Rochlitz verfrachtet, dann aber zurückgeholt und in einer Papierfabrik eingestampft. Die noch anfallenden Akten der Kreisleitung mussten am Tag vor der Besetzung vernichtet werden.<sup>25</sup> Schließlich verbrannte auch die Außenstelle Bautzen der Staatspolizeileitstelle Dresden sämtliche Unterlagen in der Ortenburg. Nach Kriegsende war hier kein einziges Dokument mehr zu finden.<sup>26</sup> Im Februar 1945 wurden auch die Bestände der Staatspolizeileitstelle in Dresden ein Opfer der alliierten Bombenangriffe. Wären sie nicht so vernichtet worden, hätten, wie bei der Leipziger Gestapo kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner, die Mitarbeiter selbst Hand anlegen müssen.<sup>27</sup> Überliefert ist zudem, dass der Kampfkommandant von Bautzen, Oberst Dietrich Hoppe, als er seine Untergebenen am 2. Mai 1945 ihrem Schicksal überließ und samt Stab in Richtung Sudetengau floh, „zahlreiche Akten“ mit sich führte, die er kurz vor dem böhmischen Niederkreibitz (Dolní Chříbská) vernichten ließ.<sup>28</sup> Da schließlich auch von der Haftanstalt Bautzen nach 1945 „keinerlei Unterlagen aus der Zeit von 1933-45“ mehr vorhanden sind, lässt sich wohl nur resignierend feststellen, dass die Aktenlage in Bautzen äußerst unbefriedigend ist.<sup>29</sup>

### Gezielte Vernichtung in den Gemeinden vor Kriegsende 1945 sowie durch Kriegseinwirkungen

Der negative Befund gilt ebenso für die Landkreise Kamenz und Löbau. Aus Löbau floh Bürgermeister Dr. Otto Willy Ungethüm mit den Angestellten der Stadtverwaltung nach Neugersdorf und nahm dabei alle wichtigen Unterlagen mit.<sup>30</sup> Der weitere Weg und Verbleib der Akten liegt im Dunklen, doch wahrscheinlich wurden auch sie vernichtet. Das Ziel der Bürgermeister und NS-Funktionäre, belastende Akten zu beseitigen, wurde im Wesentlichen erreicht. Überall fanden die Truppen der Roten Armee leergeräumte Schränke, Schreibtische, Registraturen und Archive vor. In Kamenz ordnete Landrat Dr. Georg Liebig vor seiner Flucht im April 1945 die Verbrennung aller wichtigen Unterlagen an.<sup>31</sup> Die Vernichtung der Gemeindeakten wurde in der Regel durch die Bürgermeister vorgenommen. In Biehla verbrannte der Bürgermeister und NSDAP-Ortsgruppenführer alle „Nazisachen und Unterlagen“ im Ofen der

Bäckerei.<sup>32</sup> Aus Schwepnitz setzte sich der Bürgermeister nach Angaben der Gendarmerie mit den Gemeindeakten und dem Gemeindevermögen ab.<sup>33</sup> In Oberlichtenau existierte nach Kriegsende zwar noch Verwaltungskorrespondenz aus der NS-Zeit, allerdings waren „die sehr wichtigen Sachen aus dieser Zeit [Akten über schriftlichen Verkehr mit der Kreisleitung der Nazipartei, sowie Akten über Absetzung des Bürgermeisters] 1933 [...] spurlos verschwunden und nach Aussage verschiedener Personen verbrannt worden.“<sup>34</sup>

Auch in Weißig ließ NS-Bürgermeister Eckhardt „das Wesentlichste“ als Altpapier vernichten.<sup>35</sup> Ähnlich sah es in Weißbach aus.<sup>36</sup> In Großröhrsdorf soll ein Großteil der Akten „beim Zusammenbruch des Naziregimes durch unbekannte Personen vernichtet“ worden sein.<sup>37</sup> In Reichenau sichtete NS-Bürgermeister Müller die Verwaltungskorrespondenz zwecks Auswahl zur Vernichtung.<sup>38</sup> In Wiesa verbrannte NS-Bürgermeister Max Heyne die wichtigsten Akten.<sup>39</sup> Aus Lieske wurde mitgeteilt, „dass der Bürgermeister aus der Nazizeit, welcher auch führende Funktionen in der Partei innehatte, vor der Besetzung des Ortes durch die Rote Armee alles Schriftgut aus der Nazizeit verbrannt“ habe. Bei der Übergabe des Gemeindeamtes an seinen Nachfolger „waren nur noch einzelne Schriftstücke vorhanden, welche vernichtet wurden, soweit selbige in Erscheinung kamen.“<sup>40</sup> Auch in Petershain vernichtete NS-Bürgermeister Tische das „Schriftgut aus der Nazizeit restlos“. Eine Auswertung sei nicht erfolgt, „da es sich um reine Verwaltungssachen handelte, die als überholt anzusehen waren und darum wertlos erschienen.“<sup>41</sup> Auch in Obersteina war zum Kriegsende „sämtliches Schriftgut aus der Nazizeit vernichtet“ worden.<sup>42</sup> Einige Gemeinden meldeten später, dass es bei den Akten Verluste durch die Kriegereignisse gegeben habe.<sup>43</sup> In der Mehrzahl der Städte und Gemeinden leisteten jedoch Bürgermeister und NS-Funktionäre ganz Arbeit. Im Kreis Kamenz gaben nach Kriegsende mehr als 60 Gemeinden an, keinerlei NS-Akten mehr zu besitzen. Die meisten schickten ihr „Fehlmeldung“ ohne weitere Erläuterungen.<sup>44</sup>

### Befehl der sowjetischen Besatzungsmacht zur Erfassung verbliebener NS-Akten

Anfang Juni 1945 wurde den sowjetischen Kreiskommandanturen ein geheimer Befehl aus Berlin übermittelt, wonach „alle faschis-

tischen Dokumente, die in Ministerien oder unteren Verwaltungsbehörden oder in Parteidienststellen der NSDAP oder insbesondere bei der Gestapo, der SS, der SA usw. vorgefunden werden, unverzüglich zu erfassen und den Kommandanturen zu melden“ waren.<sup>45</sup> Die Rote Armee konfiszierte NS-Unterlagen in großen Mengen und transportierte sie in die Sowjetunion. Am 22. März 1946 wurde mit dem „Zentralen Staatlichen Sonderarchiv der UdSSR“ ein Geheimarchiv vor allem für deutsche Unterlagen eingerichtet. Es unterstand dem Geheimdienst und war bis 1990 vollkommen unbekannt und unzugänglich. Über die Jahre hinweg hatte es immer wieder einmal Rückgaben an die DDR gegeben.<sup>46</sup> Alle deutschen Dienststellen wurden verpflichtet, der Besatzungsmacht bei der Beschaffung von Unterlagen zu helfen.

Im Juli 1945 richtete Fritz Geyer von der Sächsischen Landesverwaltung ein Rundschreiben an die Ressorts. Es habe sich gezeigt, so der Staatssekretär, „dass trotz der nationalsozialistischen Vernichtungsanordnungen in manchen sichergestellten und jetzt für die Diensträume der Landesverwaltung verwendeten Dienstmöbeln politisch nicht unwichtige Akten und sonstige Unterlagen liegen geblieben sind, insbesondere auch solche über die Tätigkeit des früheren Gauleiters und Reichsstatthalters Mutschmann“. Aus politischen wie historischen Gründen, besonders aber mit Rücksicht auf die Vorbereitung des Staatsprozesses gegen Mutschmann und seine Helfershelfer, sei es notwendig, dieses Material zu sammeln, zu sichten und dem Präsidenten der Landesverwaltung Rudolf Friedrichs vorzulegen.<sup>47</sup>

Am 23. August forderte Friedrichs noch einmal selbst alle Stellen auf, verbliebenes Aktenmaterial zu melden. Für „die kritische Geschichtsforschung“ über die NS-Herrschaft, so der SPD-Politiker, sei die „Erfassung und Erhaltung eines möglichst vollständigen geschichtlichen Überlieferungsgutes von wesentlicher Bedeutung“. Vieles sei bei den Luftangriffen zerstört worden, „anderes wurde in den letzten Tagen vor dem 8. Mai planmäßig vernichtet und wieder anderes ist zerstreut und entwendet worden“.<sup>48</sup>

Einige erkannten den Wert der NS-Akten und privatisierten Teile davon. Aus Hochkirch im Landkreis Löbau ist ein Fall überliefert, bei dem Bürgermeister Paul Kaffke (SPD/SED) Akten nutzen wollte, um sich

ehemalige NS-Funktionsträger gefügig zu machen. Er soll erklärt haben, dass in seiner „Bürgermeisterei die gesamten Akten über die begangenen Freveltaten der NSDAP lagern“. Die Akten „bekäme niemand in die Hände, und sollte seine Absetzung erfolgen, würde er diese sämtlichen Akten vernichten“. Nach Meinung der mit dem Vorgang beauftragten Kriminalpolizisten nutzte der Bürgermeister die Akten, „um vermutlich bei den früheren NSDAP-Mitgliedern Nutzen zu ziehen und sich dadurch schließlich Sympathien zu erwerben“.<sup>49</sup>

### Erfassung verbliebener NS-Akten 1945/46 im Landkreis Kamenz

Nicht nur in Städten und Gemeinden, auch in den Landratsämtern mussten alle NS-Akten erfasst werden. Landrat Hans Reichardt<sup>50</sup> wurde beauftragt, alle Archive durchforsten zu lassen.<sup>51</sup> Er gab die Anweisung an den Leiter der Kriminalpolizei Herbert Kühne weiter.

Am 15. Juni 1945 wurde der Büroleiter des Kamenzer Arbeitsamtes Brehm festgenommen, nachdem zuvor der bisherige Amtsleiter, Regierungsrat Hollack, von sowjetischen Soldaten erschossen worden war. Sein Amt übernahm Kurt Demny, welcher der Besatzungsmacht berichtete, dass Hollack die letzten Kriegstage „hauptsächlich dazu benutzt“ habe, „die beim Arbeitsamt Kamenz bestehenden Karteien und sonstige in zwei Jahrzehnte langer Arbeit erstellten Unterlagen zu beseitigen bzw. zu vernichten“. Der Schaden durch die „unsinnige und verbrecherische Tätigkeit“ sei unermesslich und entspreche ganz und gar den von der Nazi-führung gegebenen Richtlinien, „im Falle des Zusammenbruchs auch alles mit in den Abgrund zu reißen, um einen geregelten Wiederaufbau unmöglich zu machen“.

Tatsächlich waren auf Anweisung Hollacks vor dem Einmarsch der Roten Armee 15 Kisten mit Büromaterial, Schreibmaschinen und Akten vernichtet worden. Sie sollen Treuhänderakten, Betriebsakten, Personalakten und 200 Arbeitsbücher enthalten haben.<sup>52</sup>

Die NS-Bestände im Landratsamt Kamenz begutachtete Kühne selbst und informierte die Kommandantur Ende Juni 1946 darüber, welche Bestände „in Gewahrsam des Kreispolizeileiters zu Kamenz“ genommen wurden: „1. Wendische Bestrebungen von 1-3. 1919-1936; 2. Über die Wendenbewegung vom 20.8.37, 2.11.37, 4.2.38, 1.8.38, 1.9.39. 3. Ausländische Fahnenflüchtlinge“. Im Rat-

1. Bericht über den Wiederaufbau des Arbeitsamtes Kamenz bis zum 15.6.1945 (SächsHStA, 11410, 5, Bl. 45f.).

53 Kriminalpolizei, Außendienststelle Kamenz, gez. Kühne, an den Landrat zu Kamenz vom 26.6.1946. Streng geheim! (SächsStA, HStA, 11419, 121, Bl. 14).

54 Der Landrat zu Kamenz an die LVS, Inneres und Volksbildung, Personalamt, vom 24.7.1945. Betr.: Personalverhältnisses der Landratsämter (SächsHStA, 11419, 219, unpag.).

55 Abschrift aus dem Ministerialblatt der Deutschen Demokratischen Republik Nr. 1/59 vom 2.2.1950. Anordnung über die Aufbewahrung im Geschäftsverkehr nicht mehr benötigter Schriftstücke und Akten vom 28.12.1949, MdI, gez. i.V. Warnke, Staatssekretär (SächsHStA, 11419, 1805, unpag.).

56 Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, gez. Kreisrat Hübner, an die Stadt- und Gemeinderäte und alle Dienststellen des Kreisratsamtes Kamenz vom 16.6.1950 (ebd.).

57 Der Gemeinderat zu Hauswalde an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung vom 19.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).

58 Gemeindeverwaltung Kleindittmannsdorf an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung Betr., vom 23.6.1950: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).

59 Stadtrat Pulsnitz an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 19.6.1950 (ebd.).

60 Der Stadtrat zu Großröhrsdorf an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 23.6.1950 (ebd.).

61 Gemeinde Friedersdorf an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 22.6.1950: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).

62 Gemeinde Milstrich an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung vom 21.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).

63 Gemeindeverwaltung Laufnitz an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung vom 23.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).

64 Der Bürgermeister zu Gersdorf an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung vom 22.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).

65 Gemeinde Oßling an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung vom 19.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).

66 Gemeinde Weißig an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung vom 20.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.); Gemeinde Prietitz an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung vom 20.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.); Der Bürgermeister von Häslich an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instruk-

- teur-Abteilung vom 22.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 67 Gemeinde Obersteina an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung vom 23.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 68 Gemeinde Oberlichtenau an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung vom 19.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 69 Gemeindeamt Kindisch an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung vom 19.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 70 Der Bürgermeister zu Liebenau an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung vom 23.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.); Gemeinde Lückersdorf an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung vom 23.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.); Der Bürgermeister von Möhrsdorf an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung vom 22.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.); Gemeinde Nucknitz an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung vom 23.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 71 Gemeinderat Zeisholz an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung vom 20.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 72 Gemeindeverwaltung Zschornau an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 23.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 73 Stadtrat Pulsnitz an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 19.6.1950 (ebd.).
- 74 Gemeindeamt Bulleritz an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 23.6.1950.
- 75 Der Gemeinderat zu Hauswalde an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 19.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 76 Der Bürgermeister zu Ohorn an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 26.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 77 Der Stadtrat zu Elstra an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 20.6.1950 (ebd.); Der Gemeinderat Bernbruch an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 21.6.1950 (ebd.); Der Gemeinderat Bischheim an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 20.6.1950 (ebd.).
- 78 Gemeinderat Ralbitz an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 23.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 79 Der Gemeinderat zu Cunnersdorf an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).

haus Kamenz fand er eine „Geheime Warnkartei“ und Akten der SA vom März 1933. Die Warnkartei gab er „in Gewahrsam des Kreispolizeileiters“, die SA-Akte wollte er zunächst selbst nutzen, da er „daraus noch verschiedenes Material für meine Dienststelle“ benötigte. Sonstige Akten aus dem Landratsamt waren nicht mehr vorhanden und laut Zeugenaussagen vernichtet worden. Es bestehe, so Kühne, die Möglichkeit, „dass bei den Akten des Amtsgerichts noch irgendetwas brauchbares vorhanden“ sei. Diese befänden sich aber bereits „in Gewahrsam der Kreiskommandantur“ und seien „nicht mehr für uns zugänglich“. <sup>53</sup> Da der Hauptteil der Akten vernichtet oder von der Besatzungsmacht konfisziert worden war, konnte Landrat Grafe der Kommandantur nicht alle geforderten Personalangaben übermitteln. <sup>54</sup>

### Erfassung von NS-Akten im Kreis Kamenz 1950

Nach der Erfassung erhaltener NS-Bestände unmittelbar nach Kriegsende, wurde nach der DDR-Gründung noch einmal nach NS-Unterlagen gesucht. Am 28. Dezember 1949 ordnete Innenminister Karl Steinhoff (1892–1982) entsprechende Nachforschungen an. Angesichts der Tatsache, dass in einigen Gemeinden auch nach Kriegsende wichtige Unterlagen vernichtet worden waren, wenn sie den Bürgermeistern unnötig erschienen, wies er ausdrücklich darauf hin, dass Schriftstücke der NS-Behörden auch dann nicht vernichtet werden dürften, wenn sie wertlos erschienen. Sie müssten zuvor von Beauftragten der Hauptabteilung Archivwesen im Ministerium des Innern oder in den Ländern von den Landesarchivverwaltungen geprüft und zur Vernichtung freigegeben werden. <sup>55</sup>

Die Kreisräte hatten diese Verfügung an alle Städte und Gemeinden weiterzugeben. <sup>56</sup> Die Antworten spiegelten wieder, wie unterschiedlich die Gemeinden nach 1945 mit den Akten umgegangen waren.

In Hauswalde wurden NS-Akten „wegen einer früheren Verordnung“ aufbewahrt. <sup>57</sup> Aus Kleindittmannsdorf hieß es hingegen, es habe keine Anweisungen zum Umgang mit den Akten gegeben. <sup>58</sup> Nur für Schriften, Bücher, Broschüren und dergleichen sei nach Kriegsende „die restlose Vernichtung zu melden“ gewesen. <sup>59</sup> In Großröhrsdorf war noch vorhandenes Material gesichtet, geordnet und „teilweise ausgeschieden“

worden. <sup>60</sup> In Friedersdorf hatte man „nur noch, was als brauchbar erschien, aufbewahrt“. <sup>61</sup> Aus Milstrich hieß es, es sei „keine Verwaltungskorrespondenz aus der Nazizeit“ mehr vorhanden. Wer das Schriftmaterial vernichtet oder verbrannt habe, sei nicht mehr festzustellen, ebenso wenig, „ob eine diesbezügliche Anweisung an die Gemeinde vorher einmal ergangen“ sei. <sup>62</sup> In Laußnitz war das Schriftgut gesichtet und „rein parteipolitisches Schriftgut [...] ausgesondert und der Altpapierverwertung zugeführt“ worden. <sup>63</sup> In Gersdorf hatte es nach Kriegsende noch Verwaltungskorrespondenz aus der Nazizeit gegeben, die jedoch vom Gemeinderat gesichtet und „zum Einstampfen an den Altwarenhändler abgegeben worden“ war. <sup>64</sup> Auch in Oßling wurde noch vorhandene Verwaltungskorrespondenz aus der NS-Zeit „laufend als Altpapier verwertet“. <sup>65</sup>

In Weißig, Prietitz und Häslich waren die NS-Akten nach dem Zusammenbruch 1945 als Altpapier abgegeben worden. <sup>66</sup> Einige Gemeinden, wie Obersteina, gaben an, nur die Gemeindeakten aus dieser Zeit aufbewahrt zu haben. <sup>67</sup> In Oberlichtenau waren die verbliebenen Unterlagen noch nicht durchgesehen worden. Dazu fehle kompetentes Personal, denn man könne „nicht wahllos alles ausmerzen und vernichten und hat dann womöglich wertvolle Urkunden, Abmachungen, gegenseitige Verpflichtungen usw. hinweg geschafft“, die irgendwann dringend benötigt würden. <sup>68</sup> In Kindisch befand sich noch Schriftgut aus der Nazizeit in einem alten Schrank. <sup>69</sup> In Liebenau, Lückersdorf, Möhrsdorf und Nucknitz war ebenfalls noch Verwaltungskorrespondenz vorhanden, allerdings weder gesichtet oder ausgewertet. <sup>70</sup> Nicht gesichtetes Material gab auch in Zeisholz. <sup>71</sup> In Zschornau war das noch vorhandene Material ebenfalls nicht durchgesehen worden, da es angeblich „von unbedeutender Wichtigkeit“ war. <sup>72</sup> In Pulsnitz lag noch Verwaltungskorrespondenz vor, die weder geordnet, gesichtet oder ausgewertet worden war. Für Schriften, Bücher, Broschüren und dergleichen sei hingegen „die restlose Vernichtung zu melden“ gewesen. <sup>73</sup>

Vorhanden und gesichtet war die Verwaltungskorrespondenz in Bulleritz. <sup>74</sup> Aus Hauswalde hieß es, dass „Verwaltungskorrespondenz aus der Nazizeit hier noch zu Akten liegt“. <sup>75</sup> In Ohorn hatte man NS-Schriftgut zwecks Einsichtnahme zur SED-Kreispartei-Schule gebracht. <sup>76</sup> Elstra,



Bernbruch und Bischheim meldeten, Verwaltungskorrespondenz sei noch erhalten.<sup>77</sup> Einigen Meldungen kann man entnehmen, welche Akten neben den Gemeindeunterlagen noch vorhanden waren. In Rabitz befanden sich „noch etliche Rundschreiben aus damaliger Zeit“ – „Fast sämtliche Akten“ waren „durch Feindeinwirkung“ vernichtet worden.<sup>78</sup> In Cunnersdorf gab es ebenfalls noch nicht ausgewertete Verwaltungskorrespondenz.<sup>79</sup> In Kleindittmannsdorf lagerten nur noch das Reichsgesetzblatt und das Sächsische Verwaltungsblatt aus der Zeit von 1933 bis 1940.<sup>80</sup> In Großnaundorf waren die gebundenen Gesetzesblätter aus der Nazizeit aufbewahrt worden.<sup>81</sup>

Auch in Reichenbach lag nicht ungeprüftes Schriftgut vor. Es handelte sich größtenteils um Kassenbücher, Steuerhebelisten und Kassenbelege.<sup>82</sup> In Schwepnitz lagen noch NSF-Schriftwechsel von 1935 bis 1943 vor, außerdem der Schriftwechsel der DAF, eine Luftschutzakte und Wehrstammbücher aus der Zeit von 1873 bis 1928.<sup>83</sup> In Zschornau waren einige Rundschreiben aus der Nazizeit erhalten geblieben.<sup>84</sup> In Königsbrück gab es noch Aktenvorgänge und Zeitungen. Hier hatten der Blockausschuss und die Polizei Akten im Rahmen der Entnazifizierung genutzt.<sup>85</sup>

### Aktensuche bei den Dienststellen des Kreisratsamtes Kamenz 1950

Wie die Gemeinden so mussten auch die Dienststellen des Kreisratsamtes Kamenz Mitte Juni 1950 noch vorhandene NS-Akten melden.<sup>86</sup> Der Kreisrat für Industrie und Verkehr teilte daraufhin mit, „sämtliche Korrespondenz aus der Nazizeit“ sei im Jahre 1946 vernichtet worden.<sup>87</sup> Das Amt für Sozialfürsorge berichtete, es seien 68 Zentner Akten aus der Zeit des Ersten Weltkrieges bis 1945 „restlos auf Anweisung des Landeshauptarchivs“ einer Papiermühle „zum Einstampfen übergeben“ worden.<sup>88</sup> Die Meldung der Nationalen Front, dass kein Schriftgut aus der Nazizeit mehr vorhanden sei, wirkt etwas kurios, war diese doch erst im Mai 1949 ins Leben gerufen worden.<sup>89</sup> Auch die anderen Ämter des Kreisamtes meldeten bis auf wenige Ausnahmen die Vernichtung der NS-Akten. Nach Eingang aller Meldungen teilte das Landratsamt dem Sächsischen Innenministerium am 5. Juli 1950 mit, dass in den meisten Gemeinden des Kreises noch unter-

schiedlich viele Akten aus der NS-Zeit vorhanden und auch bereits gesichtet worden seien. Sowohl bei der Kreisverwaltung als auch in den Städten Kamenz, Großröhrsdorf, Pulsnitz, Königsbrück und Elstra sei Schriftgut aus der Nazizeit vorhanden. In sämtlichen Dienststellen werde eine Sichtung und Auswertung durch Angestellte, den Bürgermeistern und Abteilungsleitern vorgenommen. Einen Teil des aufgefundenen Schriftgutes habe man der Entnazifizierungskommission zur Verfügung gestellt. Es hätte dort als Grundlage für „Belastungen nach Befehl 210“ (Entnazifizierung) gedient. „Nazikorrespondenz“ gebe es noch in 24 Gemeinden.<sup>90</sup> In allen anderen Gemeinden lägen nur noch Gesetzesblätter, Flächenunterlagen bzw. Schriftstücke dokumentarischen Inhalts vor, die gemäß Ministerialblatt Nr. 1/50 auch weiterhin aufzubewahren seien. Eine ordentliche Sichtung und Auswertung, wie vom DDR-Innenministerium verlangt, sei bisher nicht erfolgt.<sup>91</sup>

### Resümee

Die defizitäre Aktenlage in den Kreisen der Oberlausitz, wie generell in Sachsen, hat mehrere Ursachen. Zum einen ist sie die Folge der Anweisungen des NS-Regimes, alle wichtigen Unterlagen zu vernichten. Das erfolgte auf allen Handlungsebenen umfassend, konnten die Kreis- oder Ortsfunktionäre auf diese Weise doch Spuren ihres eigenen Tuns beseitigen. Von dem, was nicht gezielt vernichtet wurde, fiel ein Teil den Kriegseinwirkungen zum Opfer. Nach Kriegsende konfiszierte die Sowjetische Militäradministration wichtige Unterlagen in großen Mengen. Sie dienten nur zum Teil der Entnazifizierung. Beschlagnahmt wurden auch Unterlagen aus den Bereichen Wirtschaft, Industrie, Forschung und Militär. Der überwiegende Teil dieser Akten liegt bis heute unzugänglich in sowjetischen Archiven. Schließlich bleibt zu vermuten, dass sich wichtige Unterlagen bis heute im Privatbesitz von Personen befinden, die Zugriff auf die Akten hatten und sie aus unterschiedlichen Gründen an sich genommen haben. Angesichts der desolaten Aktenlage ist Claus-Christian W. Szejnmann zuzustimmen, dass Historiker die wenigen vorhandenen Quellen möglichst umfassend auswerten müssen, um die riesigen Wissenslücken wenigstens ein wenig zu füllen.<sup>92</sup>

- 80 Gemeindeverwaltung Kleindittmannsdorf an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung Betr., vom 23.6.1950: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 81 Gemeinde Großnaundorf an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 23.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 82 Gemeinde Reichenbach an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 20.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 83 Gemeinde Schwepnitz an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 21.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 84 Gemeindeverwaltung Zschornau an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 23.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 85 Stadtrat Königsbrück an den Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 24.6.1950 (ebd.).
- 86 Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, an die Stadt- und Gemeinderäte und alle Dienststellen des Kreisratsamtes vom 16.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 87 Kreisrat Kamenz, Industrie und Verkehr, an die Org.-Instrukteur-Abteilung im Hause vom 20.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 88 Kreisrat Kamenz, Amt für Sozialfürsorge an die Org.-Instrukteur-Abteilung im Hause vom 19.6.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 89 Nationale Front des Demokratischen Deutschland, Kreisausschuss Kamenz, an den Kreisrat Kamenz, Abt. Org.-Instrukteur vom 19.6.1945. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (ebd.).
- 90 Bernbruch, Bischheim, Bulleritz, Cunnersdorf, Friedersdorf, Hauswalde, Kindisch, Laußnitz, Liebenau, Lückersdorf, Mittelbach, Gersdorf, Niederlichtenau, Nucknitz, Oberlichtenau, Obersteina, Ohorn, Ofßing, Rabitz, Reichenau, Reichenbach, Schwepnitz, Zeisholz und Zschornau.
- 91 Kreisrat Kamenz, Org.-Instrukteur-Abteilung, gez. Landrat Lefsig, an das Ministerium des Innern des Landes Sachsen, Org.-Instrukteur-Abteilung, vom 5.7.1950. Betr.: Aufbewahrung von Schriftgut aus der Nazizeit (SächsHStA, 11419, 1805, unpag.).
- 92 Vgl. Szejnmann: Regionalgeschichte und die Erforschung des Nationalsozialismus, S. 22.

### Autor

Dr. Michael Richter  
Struppen



# Die Libellenfauna der Elbe-Elster-Niederung

Thomas Brockhaus

Ein Männchen (24. August 2016) der Gebänderten Heidelibelle. Die an der Pulsnitz regelmäßig zu findende Art ist in Sachsen gefährdet. Gleiches gilt für ganz Deutschland  
Foto: Thomas Brockhaus

Der Autor dankt Mathias Krüger aus Herzberg für seine Angaben.

Übersicht über einige nordsächsische Naturräume. Für die Elsterwerda-Herzberger Elsterniederung sind die beiden Flüsse Schwarze Elster und Pulsnitz als bestimmende Landschaftselemente gut zu erkennen.  
© Sächsische Heimatblätter, 1986

## Die Libellen von Schwarzer Elster und Pulsnitz

Die Elbe-Elster-Niederung erstreckt sich heute über drei Ländergrenzen und hat Flächenanteile in Brandenburg, Sachsen-Anhalt und Sachsen. Die im Alt- und Mittelpleistozän entstandene Niederung liegt zwischen den beiden namensgebenden von Südost nach Nordwest verlaufenden Flüssen und wird in etwa von den Städten Ortrand im Südosten, Herzberg und Annaburg im Nordwesten, der Gemeinde Beilrode im Südwesten und Gröditz im Süden begrenzt. In der früheren Systematik der sächsischen Naturräume wurde das Gebiet unter dem etwas sperrigen Namen „Elsterwerda-Herzberger Elsterniederung“ geführt.<sup>1</sup> Momentan wird in Sachsen lediglich die Annaburger Heide als Mesogeochore diesem Naturraum zugeordnet.<sup>2</sup> Zur anschaulichen Lokalisierung des Naturraumes eignet sich die in den „Sächsischen Heimatblättern“ in den 1980er Jahren publizierte Übersicht immer noch am besten. Prägende Elemente sind die Flussläufe von Schwarzer Elster und Pulsnitz. Während die

Schwarze Elster den gesamten Naturraum bis zur Einmündung in die Elbe westlich von Jessen begleitet, ist die Pulsnitz Bestandteil des im Osten liegenden Schraden, ehe sie bei Elsterwerda in die Schwarze Elster mündet.

Die historisch alte Kulturlandschaft erhielt ihr Landschaftsgepräge durch vielfältige Nutzungen. Trotzdem oder manchmal wohl gerade deswegen zeichnet sich dieser Naturraum durch sehr unterschiedliche Strukturen aus. Im Zuge der Intensivierung landwirtschaftlicher Nutzung und



Art	Häufigkeit	Status im Gebiet
Gebänderte Prachtlibelle <i>Calopteryx splendens</i>	Regelmäßig am gesamten Flusslauf	Eine der häufigsten Arten, bodenständig
Gemeine Binsjungfer <i>Lestes sponsa</i>	Vor allem im Auenbereich bei Arnstesta	In den Altwässern bodenständig
Federlibelle <i>Platynemis pennipes</i>	Regelmäßig am gesamten Flusslauf	Eine der häufigsten Arten, bodenständig
Becher-Azurjungfer <i>Enallagma cyathigerum</i>	Einzelnachweise am Flusslauf, regelmäßig an den Altwässern	Tiere nutzen die Flussaue als Jagdgebiet, bodenständig in Altwässern
Hufeisen-Azurjungfer <i>Coenagrion puella</i>	Regelmäßig am gesamten Flusslauf	Bodenständig
Große Pechlibelle <i>Ischnura elegans</i>	Vereinzelt am Flusslauf, regelmäßig an den Altwässern	Bodenständig in Altwässern
Großes Granatauge <i>Erythromma najas</i>	Einzelnachweise	Nicht bodenständig
Große Königlibelle <i>Anax imperator</i>	Vereinzelt am Flusslauf, regelmäßig an den Altwässern	Bodenständig in Altwässern
Braune Mosaikjungfer <i>Aeshna grandis</i>	Einzelnachweis in der Flussaue	Status unbekannt
Keilflecklibelle <i>Aeshna isoceles</i>	Einzelnachweise am Flusslauf	Status unbekannt
Herbst-Mosaikjungfer <i>Aeshna mixta</i>	Vereinzelt am Flusslauf, regelmäßig an den Altwässern	Bodenständig in Altwässern
Grüne Mosaikjungfer <i>Aeshna viridis</i>	Keine aktuellen Nachweise	Ausgestorben oder verschollen
Gemeine Keiljungfer <i>Gomphus vulgatissimus</i>	Regelmäßig im gesamten Flusslauf	Bodenständig
Grüne Keiljungfer <i>Ophiogomphus cecilia</i>	Einzelne Entwicklungsnachweise	Bodenständig
Vierfleck <i>Libellula quadrimaculata</i>	Einzelnachweise	Tiere nutzen die Flussaue als Jagdgebiet, bodenständig in Altwässern
Großer Blaupfeil <i>Orthetrum cancellatum</i>	Regelmäßig an den Altwässern	Bodenständig in Altwässern
Kleiner Blaupfeil <i>Orthetrum coerulescens</i>	Nur vereinzelt zu finden	An wenigen Flussabschnitten bodenständig
Gefleckte Smaragdlibelle <i>Somatochlora flavomaculata</i>	Nur am Rand der Annaburger Heide	Tiere nutzen die Flussaue als Jagdgebiet
Glänzende Smaragdlibelle <i>Somatochlora metallica</i>	Regelmäßig an den Ufern des Flusses	Bodenständig
Gebänderte Heidelibelle <i>Sympetrum pedemontanum</i>	Einzelnachweise	Nicht bodenständig
Blutrote Heidelibelle <i>Sympetrum sanguineum</i>	Einzelnachweise	Tiere nutzen die Flussaue als Jagdgebiet, bodenständig in Altwässern

### In der Flussaue und am Flusslauf der Schwarzen Elster nachgewiesene Libellenarten

der Entwicklung von Infrastruktur wurden auch die beiden Flüsse im gesamten Naturraum stark begradigt und beidseitig mit Deichen eingefasst. Libellen sind gute Indikatoren für die ökologische Funktionalität sowohl aquatischer als auch

terrestrischer Lebensräume. Während ihre Larvenstadien ein bis mehrere Jahre räuberisch im Wasser leben, brauchen die geschlüpften und dann geschlechtsreifen Tiere, die als Imagines bezeichnet werden, ihrerseits wieder unter-

- 1 A. Bernhard/G. Haase/K. Mannsfeld/H. Richter/R. Schmidt: Naturräume der sächsischen Bezirke. Sächsische Heimatblätter 1986, Heft 4/5.
- 2 Vgl. <http://www.naturraeume.lfz-dresden.de/>
- 3 Schiemenz, Hans: Die Libellen unserer Heimat. Leipzig/Jena 1953.
- 4 W. Hilbig/H. Jage/L. Reichhoff: Die gegenwärtige Verbreitung der Wasserpflanzen im Mittelbegebiet (Abschnitt zwischen Schwarzer Elster- und Saale-Mündung). Naturwissenschaftliche Beiträge des Museums Dessau 4, 1987, S. 21-52.
- 5 Brockhaus, Thomas: Die Seekanne *Nymphoides peltata* (S. G. Gmelin) O. Kuntze in der Schwarzen Elster zwischen Elsterwerda und Jessen (Menyanthaceae, Fieberklee-gewächse), in: Mitteilungen zur floristischen Kartierung in Sachsen-Anhalt 10, Halle 2005, S. 37-38.
- 6 Stuckas, Heiko: Die Libellenfauna des Landkreises Bad Liebenwerda. Libellula 12, 1993, S. 199-223.
- 7 R. Mauersberger/O. Brauner/F. Petzold/M. Kruse: Die Libellenfauna des Landes Brandenburg, in: Naturschutz und Landschaftspflege in Brandenburg, Heft 3 und 4., 2013; Brockhaus, Thomas (Hrsg. u. a.): Die Libellenfauna Sachsens. Rangsdorf 2005.
- 8 Ott, J. (u. a.): Rote Liste und Gesamtartenliste der Libellen Deutschlands, in: Gesellschaft deutschsprachiger Odontologen e. V. (Hrsg.), Atlas der Libellen Deutschlands. Libellula Supplement 14, 2015, S. 395-422.



Am Flusslauf der Pulsnitz  
nachgewiesene Libellenarten

schiedliche Strukturen, um sich erfolgreich fort-  
pflanzen zu können. So eignen sich diese Tiere viel  
besser als Indikatoren für eine intakte Umwelt, als  
es unsere menschliche, oftmals subjektiv geprägte  
Einschätzung ermöglicht. Besonders reizvoll, aber

Art	Häufigkeit	Status im Gebiet
Gebänderte Prachtlibelle <i>Calopteryx splendens</i>	Regelmäßig am gesamten Flusslauf	Eine der häufigsten Arten, bodenständig
Blaufügel-Prachtlibelle <i>Calopteryx virgo</i>	Nur am beschatteten Zufluss des Hopfengartenbaches in die Pulsnitz	Punktuell bodenständig
Gemeine Winterlibelle <i>Sympetma fusca</i>	Regelmäßig im Frühjahr	Bodenständig
Weidenjungfer <i>Chalcolestes viridis</i>	Typische Spätsommerart	Bodenständig
Frühe Adonislubelle <i>Pyrrhosoma nymphula</i>	Vereinzelt	Bodenständig
Federlibelle <i>Platycnemis pennipes</i>	Regelmäßig im gesamten Flusslauf	Eine der häufigsten Arten, bodenständig
Großes Granatauge <i>Erythromma najas</i>	Regelmäßig im Frühsommer	Bodenständig
Becher-Azurjungfer <i>Enallagma cyathigerum</i>	Einzelnachweise am Flusslauf, regelmäßig an den Altwässern	Tiere nutzen die Flussaue als Jagdgebiet, bodenständig in Altwässern
Hufeisen-Azurjungfer <i>Coenagrion puella</i>	Regelmäßig am gesamten Flusslauf	Bodenständig
Große Pechlibelle <i>Ischnura elegans</i>	Vereinzelt am Flusslauf, manchmal auch frisch ge- schlüpfte	Bodenständig
Braune Mosaikjungfer <i>Aeshna grandis</i>	Einzelnachweis	Nicht bodenständig
Herbst-Mosaikjungfer <i>Aeshna mixta</i>	Vereinzelt	Status unbekannt
Gemeine Keiljungfer <i>Gomphus vulgatissimus</i>	Im Frühjahr regelmäßig am gesamten Flusslauf	Sehr häufig, bodenständig
Grüne Keiljungfer <i>Ophiogomphus cecilia</i>	Im Sommer regelmäßig am gesamten Flusslauf	Häufig, bodenständig
Vierfleck <i>Libellula quadrimaculata</i>	Einzelnachweise	Nicht bodenständig
Großer Blaupfeil <i>Orthetrum cancellatum</i>	Einzelnachweise	Nicht bodenständig
Glänzende Smaragdlibelle <i>Somatochlora metallica</i>	Regelmäßig an den Ufern des Flusses	Bodenständig
Gebänderte Heidelibelle <i>Sympetrum pedemontanum</i>	Im Spätsommer häufig	Bodenständig
Blutrote Heidelibelle <i>Sympetrum sanguineum</i>	Typische Hochsommerart	Bodenständig
Große Heidelibelle <i>Sympetrum striolatum</i>	Einzelne, auch frisch geschlüpf- te Tiere	Bodenständig
Gemeine Heidelibelle <i>Sympetrum vulgatum</i>	Im Spätsommer regelmäßig	Bodenständig

auch sehr aufwändig ist dabei der Versuch, über die  
Libellenvorkommen einen gesamten Naturraum  
beurteilen zu wollen. In der beginnenden kleinen  
Beitragsreihe sollen die Ergebnisse von Erfassun-  
gen aus dem Jahren 2005 bis 2017 vorgestellt wer-  
den. Bevorzugt wurden die Imagines in ihrem Ver-  
halten und in ihrer Häufigkeit an verschiedenen  
Gewässern beobachtet. Hinzu kamen Aufsammlun-  
gen von Larvenhäuten (Exuvien). Diese sind  
nach dem Schlupf der Imagines je nach Witterung  
noch einige Stunden bis Tage, manchmal auch Wo-  
chen an den Schlupfstellen zu finden. Der hier prä-  
sentierte erste Teil stellt die Libellenfauna der bei-  
den wichtigsten Flüsse dieses Naturraumes, der  
Schwarzen Elster und der Pulsnitz, vor.

Während die wissenschaftlichen Artnamen im  
Kontext naturwissenschaftlicher Publikationen  
verbindlich sind, unterliegen Trivialnamen ein-  
em subjektiven Zeitgeist. Da die „Sächsischen  
Heimatblätter“ in einer langjährigen Tradition  
stehen, wird hier auf die 1953 von Hans Schie-  
menz geprägten deutschen Artnamen Bezug ge-  
nommen.<sup>3</sup>

### Lebensraum der Libellen der Schwarzen Elster und ihrer Aue

Obwohl die Schwarze Elster bedingt durch viel-  
fältige Nutzungsinteressen einer der am stärk-  
sten eingegengten Flüsse Deutschlands ist, ver-  
fügt sie in Abschnitten über eine vielfältige und  
durchaus wertvolle Gewässervegetation, deren  
pflanzegeografische Bedeutung bereits länger  
bekannt ist.<sup>4</sup> Neben der Seekanne „Nymphoides  
peltata“ zwischen Elsterwerda und Jessen sind  
dies noch eine ganze Reihe weiterer unterge-  
tauchte und auf dem Wasser schwimmende Ar-  
ten, z. B. verschiedene Laichkraut-Arten.<sup>5</sup>  
Beobachtungen zur Libellenfauna erfolgten in  
den Jahren 2005 und 2006 im Rahmen mehrtä-  
giger Bootstouren, sowie in den darauffolgen-  
den Jahren in unregelmäßigen Abständen mit  
Schwerpunkt auf die Elsteraue mit ihren Alt-  
wässern zwischen Arnsnesta und Meuselko.

### Nachgewiesene Libellenarten an der Schwarzen Elster

Es wurden insgesamt 21 Libellenarten gefun-  
den, von denen sieben sich regelmäßig im Fluss  
entwickeln. Die anderen Arten nutzen die  
Flussaue als Nahrungs- und Reifungsgebiet und  
entwickeln sich in den Altwässern. Hervorzu-  
heben sind die großen Bestände der Gebänder-  
ten Prachtlibelle und der Federlibelle. Die einst  
sehr seltenen Flussjungfern „*Gomphus vulgatis-  
simus*“ und „*Ophiogomphus cecilia*“ sind heute  
regelmäßig am Fluss zu beobachten.

## Lebensraum der Libellen der Pulsnitz

Durch den Schraden, eine Landschaft an der sächsisch-brandenburgischen Grenze, verläuft die Pulsnitz fast linear begradigt. Uferbegleitende Wiesenstreifen werden beiderseits von Deichen begrenzt. Dahinter erstrecken sich große Ackerschläge. Trotz des begradigten Verlaufes wird der Fluss durch vielfältige Ufervegetation gegliedert. Vor allem Röhrichte mit Igelkolben, Glanzgras und Schwaden sind typisch. Ab und an gibt es auch einige Schwimmblattpflanzen und untergetauchte Vegetation. Als repräsentativer Bereich wurde von 2015 bis 2017 ein etwa ein Kilometer langer Flussabschnitt beim Ort Schraden begangen.

## Nachgewiesene Libellenarten an der Pulsnitz

Auch an der Pulsnitz konnten 21 Arten gefunden werden. Jedoch unterscheidet sich das Artenspektrum etwas von jenem der Schwarzen Elster. Während auch hier die typischen Fließwasserarten zu finden sind, mit „*Calopteryx virgo*“ sogar noch eine weitere Art, kommen an der Pulsnitz noch eine Reihe Arten hinzu, die sich aufgrund der speziellen Struktur, wie langsam fließender Bereiche und ausgeprägter Riedgürtel regelmäßig auch in der Pulsnitz fortpflanzen. Insgesamt sind die hohen Individuendichten der Prachtlibellen, der Keiljungfern und der Gebänderten Heidelibelle hervorzuheben.

## Eine Entwicklung mit Licht und Schatten

Bis 1990 war die Schwarze Elster sehr stark mit Abwässern belastet und hatte als Libellenwasser keine Bedeutung. Die Pulsnitz litt in den Sommermonaten unter akutem Wassermangel. Jedoch ging die Wiederbesiedlung mit Fließwasserarten – wie die „*Calopteryx*-Arten“ – recht schnell.<sup>6</sup> Heiko Stuckas konnte jedoch noch keine der Keiljungfern finden. Erst mit weiterer Gesundung der Flüsse und Ausbildung strukturierter Vegetationsbestände kehrten auch diese Arten wieder zurück. Die Pulsnitz ist einige Kilometer flussaufwärts im Bereich der Königsbrücker Heide ein völlig naturbelassener Tieflandfluss. Wahrscheinlich haben sich diese Arten hier in dem heute größten Naturschutzgebiet Sachsens immer erhalten können und breiteten sich in den 1990er Jahren wieder flussabwärts aus. Heute bilden beide Flüsse einen Verbreitungsschwerpunkt für die Arten in Brandenburg und Sachsen.<sup>7</sup> Obwohl ihr Gewässerverlauf strukturell monoton ist, sind



Die beiden Gomphiden-Arten *Ophiogomphus cecilia* (oben, Männchen, 3. Juli 2015) und *Gomphus vulgatissimus* (links, Männchen, 16. Mai 2017) sind an der Schwarzen Elster regelmäßig anzutreffen. Fotos: Thomas Brockhaus

die inneren Strukturen der Flussbetten durch Ufer- und Wasserpflanzen sehr vielfältig. Die beidseitig etwa 20 Meter breiten jährlich genutzten Grünlandstreifen bis zu den Deichen bilden wirkungsvolle Puffer, die einen zu hohen Nährstoffeintrag aus den umliegenden Ackerflächen verhindern. Lediglich die Grüne Mosaikjungfer „*Aeshna viridis*“ ist wohl für lange Zeit verschwunden. Der Herzberger Entomologe Mathias Krüger fand die Art noch in den 1980er Jahren in mit der Krebschere „*Stratiodes aloides*“ bestandenen Altwässern der Schwarzen Elster. Da diese nicht mehr mit dem Fluss verbunden sind, verlandeten sie und die Krebscherebestände verschwanden. „*Aeshna viridis*“ benötigt die Krebschere jedoch als obligatorische Eiablagepflanzen, und so verschwand auch sie. Immerhin leben heute in beiden Flüssen wieder eine Reihe gefährdeter Arten der Roten Listen der drei zu Beginn genannten Bundesländer.

Auch bundesweit gefährdete Arten nach der Roten Liste Deutschlands, wie die stark gefährdete Art „*Sympetrum pedemontanum*“ und die gefährdete Art „*Somatochlora flavomaculata*“ sind fester Bestandteil der an Schwarzer Elster und Pulsnitz anzutreffenden Libellenfauna.<sup>8</sup>

### Autor

Dr. Thomas Brockhaus  
Jahnsdorf/Erzgebirge

**Inhaltsverzeichnis**

Dresden 1933 - 1945

- Inhaltsverzeichnis 1
- Eine verurteilte Stadt 2
- Zelle 89 7
- "Das war die absolute Ausgrenzung!" 27
- In Dresden denunziert: Elfriede Scholz, Schwester von ... 34
- Zwischen Naturheilkunde und Rassenhygiene - Dresdner ... 38
- Die Studenten der Technischen Hochschule Dresden unter ... 55
- Zur Geschichte der Dresdner Garnison von 1933-1945 66
- "Der Freiheitskampf" auf Kriegskurs dresdner Presse im ... 73

**Werkzeugkasten**

- PDF-Download (Werk)
- PDF-Download (Seite)
- Einzelseite herunterladen (JPG)
- Bildbearbeitung an
- Volltext aus

# Neue Impulse für eine digitale Landeskunde in Sachsen

## Die Onlineportale Sachsen.digital und Saxorum Martin Munke

Digitale Sammlungen der SLUB:  
Digitalisat eines Aufsatzes  
über die NS-Tageszeitung „Der  
Freiheitskampf“ aus den Dresdner  
Heften (Nr. 35, 3/1993) mit  
zugeschaltetem Volltext  
© SLUB Dresden

Der digitale Wandel betrifft „alle Lebensbereiche, alle Altersgruppen, alle Kontinente“.<sup>1</sup> Auch die Forschung beeinflusst er stark: neue Recherche- und Zugangsmöglichkeiten stehen neuen Herausforderungen in der Ordnung und Systematisierung des Wissens gegenüber. Neue Formen der Präsentation und der Verbreitung von Forschungsergebnissen, des kollaborativen Arbeitens und der Auswertung von Quellen verändern den wissenschaftlichen Prozess – mit deutlichen Auswirkungen gerade auf Bereiche wie die landes- und heimatkundliche Forschung, die per se in interdisziplinären Kontexten angesiedelt sind. Auch wenn die Prozesse der Digitalisierung stark mit denen der Globalisierung verbunden sind, können teils als Gegenreaktion, teils als inhärente Entwicklungen auch verstärkte Hinwendungen zu lokalen und regionalen Bezügen festgestellt werden. Ausdruck davon ist u. a. eine intensiviertere Beschäftigung mit landes- und heimatkundlichen Themen.

Gerade eine moderne Landeskunde, die mit Karl Mannsfeld „naturräumliche, wirtschaftliche und gesellschaftliche Strukturen aus Vergangenheit und Gegenwart in ihrer Bedeutung für eine Abschätzung zukünftiger Entwicklungen [behandelt]“<sup>2</sup> bzw. „sich mit den natürlichen, wirtschaftlichen, historischen, sozialen oder kulturellen Bedingungen des jeweiligen Beispiel- oder Bezugsraumes beschäftigt“<sup>3</sup>, kann von den neuen Bedingungen im digitalen Zeitalter nur profitieren. Ein wichtiger Baustein zur zunehmenden digitalen Vernetzung unterschiedlichster Informationsangebote für die Wissenschaft und die interessierte Öffentlichkeit ist die Retrodigitalisierung, also die nachträgliche digitale Verfügbarmachung ursprünglich analog vorliegender Informationsquellen und deren Anreicherung mit weiteren Daten. Die aktuelle Entwicklung geht dabei weg von der reinen „räumliche[n] Zusammenstellung von gesammelten Materiali-

1 Bürger, Thomas: Die Digitalisierung der kulturellen und wissenschaftlichen Überlieferung. Versuch einer Zwischenbilanz. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 58 (2014), H. 3/4, S. 133–141, hier: 133. <https://doi.org/10.3196/1864295011583445>.

2 Mannsfeld, Karl: Landeskunde als interdisziplinäre Regionalforschung. In: Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften (2011), H. 6, S. 56–60, hier: 59. [http://www.denkstroeme.de/heft-6/s\\_56-60\\_mannsfeld](http://www.denkstroeme.de/heft-6/s_56-60_mannsfeld).

3 Ebd., S. 58.



en“, hin zu „Kontextualisierungen von Digitalisaten, die Beziehungen zu anderen Autoren, Werken, Orten etc. herstellen“.<sup>4</sup> Um eine solche Zusammenführung von Informationen bemühen sich viele Akteure auf nationaler wie auf regionaler Ebene. Angesichts der föderalen Strukturen hat sich in Deutschland ein weit verzweigtes Netz aus Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen – Universitäten, Bibliotheken, Archive, Museen, Vereine, Forschungsinstitute – dem Erhalt und der Erhöhung der Sichtbarkeit der kulturellen Überlieferung verschrieben, gerade in den Bundesländern und den (Teil-)Regionen, die, wie Sachsen, über eine reiche historische Überlieferung und vielgestaltige Traditionen verfügen.

### Digitale Angebote der SLUB Dresden für die Landeskunde

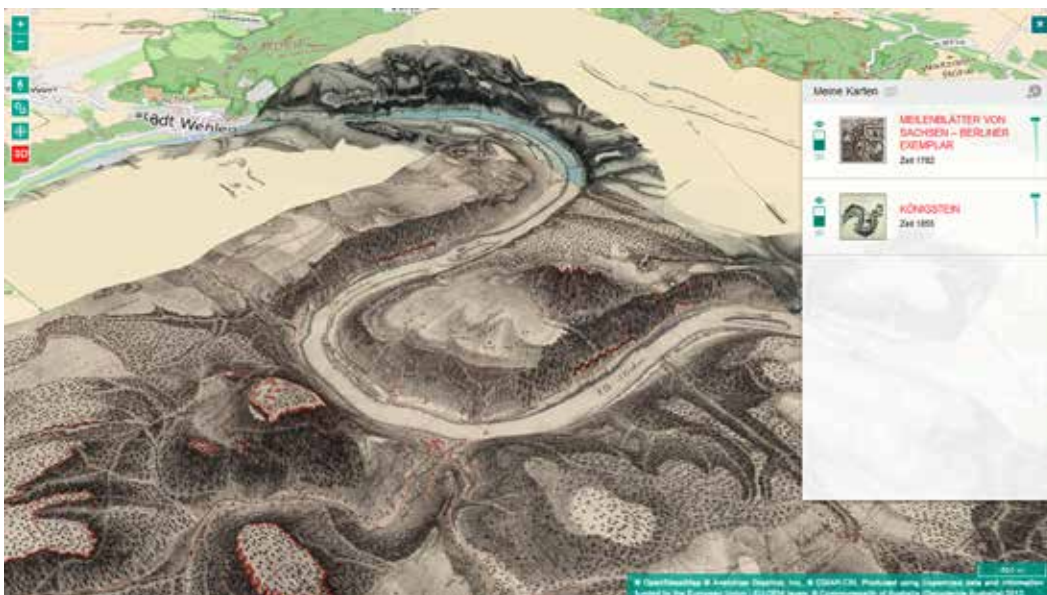
Als klassische Landesbibliothek sammelt und archiviert die Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB) Dresden bzw. ihre Vorgängereinrichtungen seit Ende des 18. Jahrhunderts in diesem Kontext systematisch Literatur aus und über Sachsen – sogenannte Saxonica. Zunächst auf Literatur zur sächsischen Geschichte konzentriert, begann sich der Saxonica-Begriff bereits im 19. Jahrhundert auf andere Wissenschaftsgebiete mit regionalem Bezug wie die Natur- und die Volkskunde, die Geografie, die Altertumskunde oder die Sprachforschung auszudehnen. Heute umfasst er Publikationen aller Medienarten – analog wie digital – und Wissensgebiete, die sich inhaltlich auf das Gebiet Sachsens in seinen jeweiligen Grenzen beziehen, ist also untrennbar mit den Zielen und Me-



thoden einer interdisziplinären Landeskunde verbunden. Zentrales Nachweisinstrument für diese Publikationen ist die „Sächsische Bibliografie“<sup>5</sup>. Seit 1992 erfolgt die laufende Verzeichnung der neu erscheinenden Literatur datenbankgestützt. 1998 wurde die Bibliografie im Internet abrufbar und firmiert seit 2006 als „Sächsische Bibliografie online“. Die Retrokonversion und die Einarbeitung der Druckausgaben in die Onlineausgabe sind vollständig erfolgt, so dass hier die seit Beginn des 20. Jahrhunderts systematisch erfasste Literatur recherchierbar ist. Mit Angeboten wie diesem ist die SLUB ein zentraler Dienstleister für (professionelle und ehrenamtliche) Forschungstätigkeiten auf dem Gebiet der Geschichte, Kultur und Landeskunde und ein wichtiger Akteur bei dem Anliegen, den Wandel von der Papier- zur digitalen Bibliothek zu gestalten. Mitte der 2000er Jahre begann die SLUB, landes- und regionalkundlich relevante Quellen und Literatur in großem Umfang zu digitalisieren und teilweise im Volltext durchsuchbar zu machen. Beispielsweise stellte sie zentrale wissenschaftliche Zeitschriften online und frei zu-

Sächsische Bibliografie online: Datenbankeintrag zum Aufsatz von Lars-Arne Dannenberg in den Sächsischen Heimatblättern 2/2016 © SLUB Dresden

- 4 Degkwitz, Andreas: Digitale Sammlungen – Vision eines Neubeginns. In: Bibliothek. Forschung und Praxis 38 (2014), S. 411–416, hier: 415. <https://doi.org/10.1515/bfp-2014-0064>.
- 5 <https://saebi-online.slub-dresden.de> bzw. <http://swb.bsz-bw.de/DB=2.304>. Alle zitierten Onlinequellen wurden zuletzt am 3. Januar 2018 aufgerufen.



Virtuelles Kartenforum 2.0: Dreidimensionale Darstellung der Umgebung von Königstein in der Sächsischen Schweiz mit einer zweifachen Überhöhung. Kartengrundlage Sächsisches Meilenblatt 1782 und Hochwasserkarte von 1855 © SLUB Dresden

Weiterführende Literatur

Bonte, Achim: Aus Sachsen in die Welt – das sächsische Landesdigitalisierungsprogramm. In: Degkwitz, Andreas (Hrsg.): Bibliothek der Zukunft – Zukunft der Bibliothek. Festschrift für Elmar Mittler. Berlin/Boston, CT 2016, S. 10–23. <https://doi.org/10.1515/9783110464016-003>.

Bürger, Thomas: Die Digitalisierung der kulturellen und wissenschaftlichen Überlieferung. Versuch einer Zwischenbilanz. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 58 (2014), H. 3/4, S. 133–141. <https://doi.org/10.3196/1864295011583445>.

Bürger, Thomas: Zeitungsdigitalisierung als Herausforderung und Chance für Wissenschaft und Kultur. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 63 (2016), H. 3, S. 123–132. <https://doi.org/10.3196/186429501663332>.

Bürger, Thomas/Meyer, Sebastian: Schlagzeilen im Binärcode. Fortschritte und Herausforderungen bei der Digitalisierung historischer Zeitungen. In: BIS – Das Magazin der Bibliotheken in Sachsen 9 (2016), H. 3, S. 139–141. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa2-77780>

Letocha, Michael: Sachsen.digital Die interdisziplinäre Wissensplattform zur Geschichte, Kultur und Landeskunde Sachsens. In: BIS – Das Magazin der Bibliotheken in Sachsen 1 (2008), H. 2, S. 94–95. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:14-ds-1212059718358-41895>.

Letocha, Michael: Sächsische Bibliographie im digitalen Zeitalter. In: Neues Archiv für sächsische Geschichte 74/75 (2003/2004), S. 455–460.

Mannsfeld, Karl: Landeskunde als interdisziplinäre Regionalforschung. In: Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften (2011), H. 6, S. 56–60. [http://www.denkstroe-me.de/heft-6/s\\_56-60\\_mannsfeld](http://www.denkstroe-me.de/heft-6/s_56-60_mannsfeld).

Meyer, Julia/Munke, Martin: Digitale Landeskunde für Sachsen. Programme und Projekte an der SLUB Dresden. In: Bibliotheksdienst 52 (2018), H. 2, S. 106–119. <https://doi.org/10.1515/bd-2018-0015>.

Munke, Martin: Saxorum. Neues Landeskundeportal für Sachsen. In: BIS – Das Magazin der Bibliotheken in Sachsen 10 (2017), H. 3, S. 154–157. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa2-169724>.

Widera, Thomas/Munke, Martin/Stöhr, Matti: „Der Freiheitskampf“ – Digitalisierung und Tiefenerschließung einer NS-Zeitung. In: Relying on News Media. Long Term Preservation and Perspectives for Our Collective Memory. IFLA News Media Section Satellite conference 2017, August 16th–18th, 2017, Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden. Dresden 2017. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa2-164012>.

gänglich zur Verfügung, darunter das „(Neue) Archiv für sächsische Geschichte“ in den Jahrgängen 1862/63 bis zur vorübergehenden Einstellung der Zeitschrift 1942<sup>6</sup>, die ersten fünfzig Ausgaben der „Dresdner Hefte“ als eine der erfolgreichsten regionalgeschichtlichen Publikationen Deutschlands<sup>7</sup> oder die „Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz“ aus dem Bereich der Heimatzeitschriften mit wissenschaftlichem Anspruch<sup>8</sup>, hier die Jahrgänge 1908 bis zur vorübergehender Einstellung der Zeitschrift 1941. Die „Saxonica“ in den Digitalen Sammlungen der Bibliothek sind mit mehr als 19.000 Titeln in annähernd 40.000 Bänden die umfassendste Kollektion im digitalen Bestand und umfassen in der Hauptsache Publikationen mit Erscheinungsjahr bis um 1900.<sup>9</sup>

Über die Retrodigitalisierung hinaus, die durch das von der SLUB koordinierte „Landesdigitalisierungsprogramm für Wissenschaft und Kultur des Freistaates Sachsen“ (LDP) intensive finanzielle Förderung erfährt, hat die Bibliothek gemeinsam mit Partnern verschiedene Projekte realisiert, die durch Erschließung und Kontextualisierung von Digitalisaten eine Reihe von Mehrwerten für die landeskundliche Forschung in Sachsen bieten. Dazu zählen etwa das „Virtuelle Kartenforum 2.0“<sup>10</sup> als Webanwendung zur Georeferenzierung und zum Vergleich digitalisierter Karten, das Portal „Historische Adressbücher“<sup>11</sup> zur seitengenaue Recherche nach Straßen- und Personennamen von mittlerweile über 200 sächsischen Städten und Gemeinden bis zum Jahr 1945, das Portal „Historische Protokolle des Sächsischen Landtags“<sup>12</sup> mit den Protokollen (und zukünftig auch den Akten) zu den Verhandlungen des Zweikammerparlaments im Königreich Sachsen (1833 bis 1918), den Landtagen des Freistaates Sachsen in der Weimarer Republik (1919 bis 1933) sowie des Landes Sachsen in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR (1946 bis 1952) oder das Erschließungs- und Digitalisierungsvorhaben zur NS-Tageszeitung „Der Freiheitskampf“<sup>13</sup>.

Ein neuer Schwerpunkt mit überaus hoher landeskundlicher Relevanz sowohl für die Forschung als auch die politische Bildung ist die Bearbeitung historischer Regionalzeitungen.<sup>14</sup> Um ein möglichst breites politisches Spektrum aller Zeitungen abzubilden, werden der bereits digitalisierte „Freiheitskampf“ und die „Dresdner Volkszeitung“ (SPD) aktuell um die überparteilichen „(Dresdner) Neuesten Nachrichten“, die „Arbeiterstimme“ (KPD) und die „Sächsische Volkszeitung“ (katholisch) ergänzt. Dadurch eröffnet sich zunächst die Möglichkeit

einer breitangelegten vergleichenden Analyse der historischen Dresdner Presselandschaft i. d. R. bis zum Erscheinungsjahr 1930 – hier wie in anderen Bereichen verhindern urheberrechtliche Beschränkungen die freie Verfügbarmachung auch jüngerer Publikationen –, die später um die Zeitungen weiterer Städte und Regionen in Sachsen erweitert werden soll. Für Leipzig liegen mit der „Abend-Zeitung“, dem „Leipziger Tageblatt und Anzeiger“ und der „Leipziger Volkszeitung“ ebenfalls mehrere Presseorgane digitalisiert vor. Perspektivisch ist die Einrichtung eines regional übergreifenden Zeitungsportals geplant, das weiterreichende Vergleiche ermöglichen soll.

### Das Landesdigitalisierungsprogramm für Wissenschaft und Kultur des Freistaates Sachsen

Grundlage für die genannten Angebote bildet die Retrodigitalisierung historischer Publikation als Voraussetzung für eine weitere Erschließung. Im Rahmen des Landesdigitalisierungsprogramm (LDP) intensivierten Sachsen in den vergangenen Jahren die Bemühungen um eine flächendeckende Durchführung von Digitalisierungsvorhaben. Ziel des Programms ist ein möglichst umfassender Onlinezugang zu Informationen und Objekten der kulturellen und wissenschaftlichen Überlieferung des Freistaates für Zwecke der Lehre und Forschung sowie für die breite Öffentlichkeit – koordiniert durch die SLUB mit ihrer Geschäftsstelle für das LDP. Die Lizenzierung digitaler Medien für die sächsischen Hochschulbibliotheken und die digitale Langzeitarchivierung sind weitere Schwerpunkte.

In der ersten Förderperiode 2015/16 und dem laufenden zweiten Programmabschnitt 2017/18 wurden bereits zahlreiche Projekte erfolgreich abgeschlossen. Neben den vier sächsischen Universitätsbibliotheken in Chemnitz, Dresden, Freiberg und Leipzig und anderen Institutionen in den Großstädten nahmen und nehmen weitere wissenschaftliche und öffentliche Bibliotheken und Archive z. B. in Bautzen (Sorbisches Institut), Görlitz (Oberlausitzische Bibliothek der Wissenschaften), Plauen (Vogtlandbibliothek) und Zwickau (u. a. das Stadtarchiv) am Programm teil. Handschriften, wissenschaftliche Nachlässe, fotografische Dokumente, landesgeschichtliche Sammlungen, historische Zeitungen und Zeitschriften, Musikalien und Filme zählen zu dem breiten Angebot an Materialien, welche die kulturelle Vielfalt und Wirtschaftsgeschichte des Landes Sachsen belegen und die innerhalb der letzten zwei Jahre in die



Sachsen.digital: Startseite der bekannten Wissensplattform zur Geschichte, Kultur und Landeskunde Sachsens  
© SLUB Dresden

digitale Präsentation überführt werden konnten. Erreicht wurden dabei mehr als 2 Millionen digitale Images, mehr als 12.000 neue digitale Objekte in den Verzeichnissen und fast 700.000 Dateien im Langzeitarchiv.

### Neue Onlineportale für die Landeskunde: Sachsen.digital und Saxorum

Die Präsentation der im LDP produzierten Digitalisate erfolgte bis dato innerhalb der Digitalen Sammlungen der SLUB.<sup>15</sup> Schon länger war eine neutrale Anzeige geplant, die nun seit Ende 2017 unter dem Label „Sachsen.digital“ realisiert wird und den Nutzern „digitalisierte Sammlungen für Kultur und Wissenschaft“ bietet.<sup>16</sup> Unter dem bekannten Markennamen ist seit 2008 mit einer anderen Internetadresse<sup>17</sup> auch eine „interdisziplinäre Wissensplattform zur Geschichte, Kultur und Landeskunde Sachsens“ online, die fundierte Basisinformationen und themenspezifische Angebote zu Sachsen als Kunst- und Kulturlandschaft, als Wissenschaftsstandort und Wirtschaftsraum in Geschichte und Gegenwart bündelt. Kern des Portals sind Übersichten zu weiterführenden Informationsquellen, die nach den vier Einstiegspunkten „Orte“, „Personen“, „Themen und Ressourcen“ gegliedert sind. Betreiber sind die SLUB und das Institut für Sächsische Ge-

schichte und Volkskunde (ISGV) in Dresden, zahlreiche weitere sächsische Wissenschaftseinrichtungen stellen Inhalte zur Verfügung. Daneben dient Sachsen.digital als eine Dachmarke für weitere landeskundliche Angebote wie die Sächsische Bibliografie online oder die Portale zu den historischen Adressbüchern und den Landtagsprotokollen.

Für die Hauptseite wie für die Teilportale ergab sich zuletzt ein gesteigerter Überarbeitungsbedarf. Dies betrifft Gestaltungsfragen – bei ständig wachsender Internetnutzung mit Smartphones ist ein responsives Webdesign unabdingbar – ebenso wie technische Überlegungen. So verwendet das Portal der Landtagsprotokolle zur Präsentation von Digitalisaten eine Vorgän-



- 6 <https://slubdd.de/nasg>.
- 7 <https://slubdd.de/dresdnerhefte>.
- 8 <https://slubdd.de/mitteilungen>.
- 9 <https://slubdd.de/saxonica>.
- 10 <https://kartenforum.slub-dresden.de>.
- 11 <https://adressbuecher.sachsendigital.de>.
- 12 <https://landtagsprotokolle.sachsendigital.de>.
- 13 <https://slubdd.de/freiheitskampf> und <http://www.hait.tu-dresden.de/fhk>.
- 14 <https://slubdd.de/zeitungen>.
- 15 <https://digital.slub-dresden.de>.
- 16 <https://www.sachsen.digital>.
- 17 <https://www.sachsendigital.de>.

Sachsen.digital: Startseite der neuen digitalisierten Sammlungen für Kultur und Wissenschaft  
© SLUB Dresden



Saxorum (SXRM):  
Entwurf für das neue Portal  
„Sächsische Landeskunde digital“  
(Arbeitstitel)  
© SLUB Dresden



gerversion von „Kitodo.Presentation“<sup>18</sup>, der Open Source-Software der SLUB für digitale Sammlungen. Weiterhin war ursprünglich eine Erweiterung des Hauptportals um interaktive Funktionen geplant, die allerdings nicht mehr realisiert werden konnte.

Zu diesen Aufgaben traten konzeptionelle Fragen. Einerseits bestand die Möglichkeit, in der Erarbeitung einer neutralen Präsentationsoberfläche für das LDP diesen Aspekt der Digitalität von Medien direkt mit der Recherchemöglichkeit im landeskundlichen Informationssystem zu verbinden. Diesen Weg geht seit 2013 z. B. das Internetportal „bavarikon“<sup>19</sup>, das sich als „Portal zur Kunst, Kultur und Landeskunde des Freistaats Bayern“ versteht. Gezeigt werden hier einerseits Kulturzeugnisse aus Institutionen im Freistaat Bayern, unabhängig von einem unmittelbar thematischen Bayernbezug. Andererseits sollen die Funktio-

nalitäten der landeskundlichen „Bayerischen Landesbibliothek Online“<sup>20</sup> als „Portal zu Geschichte und Kultur des Freistaats“ nach und nach integriert werden.

An der SLUB fiel demgegenüber die Entscheidung, beide Bereiche – die Anzeige von Erzeugnissen sächsischer Institutionen und die Informationsrecherche zu sächsischen Themen – voneinander zu trennen und dann über wechselseitige Verweise miteinander zu verbinden, sofern beides inhaltlich in eins fällt. So ist unter der Marke „Sachsen.digital“ ab sofort die Präsentation der im LDP produzierten Digitalisate zu erreichen. Die Seite bietet Informationen zur Beteiligung am Digitalisierungsprogramm des Freistaats, stellt die beteiligten Institutionen vor und zeigt in verschiedenen Sammlungen und Kollektionen die digitalisierten Objekte. Neben dieses Schaufenster des sächsischen kulturellen Erbes – vergleichbar dem Thüringer Pendant „digitales thüringen“<sup>21</sup> – tritt ab der ersten Jahreshälfte 2018 ein neues landeskundliches Angebot, das Informationsquellen miteinander vernetzt und gemeinsam recherchierbar macht. Unter dem Markennamen „Saxorum“ (SXRM) – der als eine Kombination der Begriffe „Sachsen“ und „Forum“ für den geplanten Charakter der Seite als Treff- und Mittelpunkt für Informationsangebote zur sächsischen Landeskunde steht – werden die Kategorien „Orte“, „Personen“, „Themen“ und „Ressourcen“ als klassische Sucheinstiege beibehalten. Dabei soll das neue Angebot eigene Dienste wie die „Sächsische Bibliografie online“, aber auch die verschiedenen Onlinedatenbanken des ISGV wie die „Sächsische Biografie“<sup>22</sup>, das „Digitale Historische Ortsverzeichnis“<sup>23</sup> oder das „Digitale Bildarchiv“<sup>24</sup> miteinander verbinden, die bis dato jeweils aufeinander verweisen, aber nur getrennt voneinander durchsucht werden können.

Einen neuen Schwerpunkt werden unter der Überschrift „Mitmachen“ verschiedene Beteiligungsmöglichkeiten bilden, die sich in dieser Form bei vergleichbaren Portalen bisher nicht finden. In ihnen spiegelt sich die Ausrichtung sowohl auf Fachwissenschaftler als auch auf die interessierte Öffentlichkeit wider. In Vorbereitung ist hier u. a. ein Webformular für Datenergänzungen in der „Sächsischen Bibliografie“, über das Nutzer fehlende Titel melden können. Ein zentraler, offener Blog für landes- und regionalkundliche Themen soll Projektvorstellungen und aktuelle Informationen aus der Forschung liefern.<sup>25</sup> Daneben treten eine Reihe von Funktionen, die in „Sachsen.digital“ bisher nicht enthalten waren, etwa eine Suchfunktion zu Informationen über Personen der

18 <https://www.kitodo.org>.

19 <http://www.bavarikon.de>. Für weitere landeskundliche Onlineangebote siehe die Seite der Arbeitsgemeinschaft deutschsprachiger Portale zur Regionalgeschichte und Landeskunde unter <http://www.ag-regionalportale.de>.

20 <https://www.bayerische-landesbibliothek-online.de>.

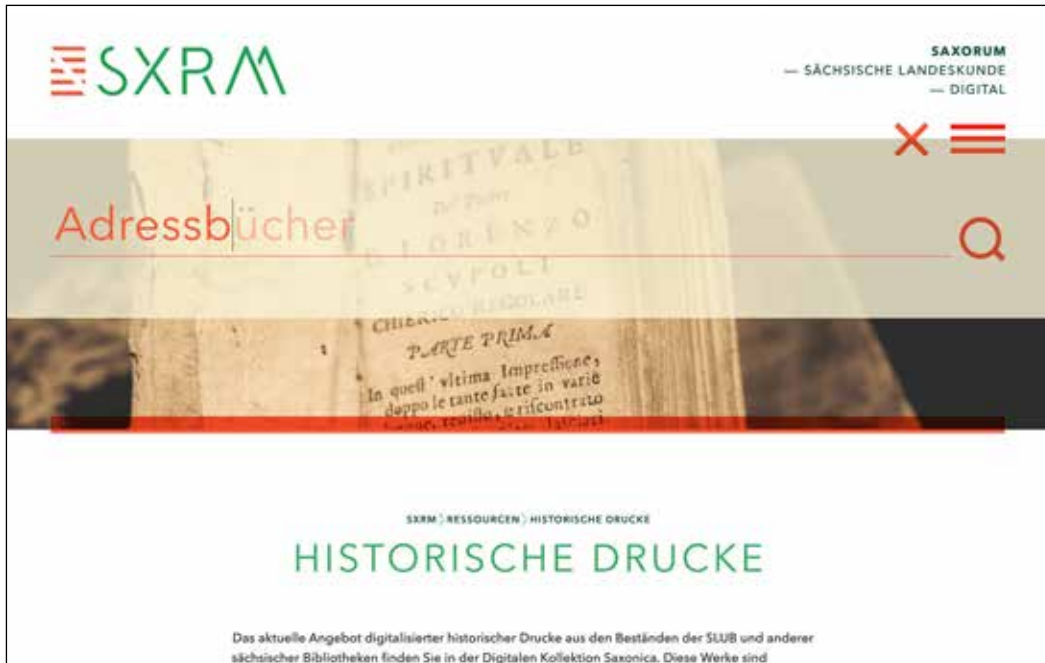
21 <http://www.digitalesthüringen.de>.

22 <https://saebi.isgv.de>.

23 <https://hov.isgv.de>.

24 <https://bild.isgv.de>.

25 <https://saxorum.hypotheses.org>.



Saxorum (SxRM):  
 Detailsicht einer Unterseite mit  
 ausgeklappter Suchfunktion  
 © SLUB Dresden

sächsischen Geschichte und Gegenwart. Die Erfassung und Strukturierung solcher Daten gehört zu den wichtigsten Aufgaben bei der Arbeit an der „Sächsischen Bibliografie“. Verzeichnet werden diese Daten in der „Gemeinsamen Normdatei“ (GND) der Deutschen Nationalbibliothek (DNB)<sup>26</sup>, in der jede Person eine eindeutige Identifikationsnummer erhält. Grundlage für die Personensuche nach dem Vorbild des „Biographischen Portals NRW“<sup>27</sup> bilden die mit GND-IDs versehenen Personendaten, die in der „Sächsischen Biografie“ des ISGV, in der „Sächsischen Bibliografie“ und im Ende 2016 abgeschalteten „Personen.Wiki“ der SLUB erfasst sind.

Die „Saxorum“-Personensuche wird eine Recherche nach Namen und abweichenden Namen (z. B. Geburtsnamen), Geburts-, Sterbe- und Wirkungsorten, Geburts- und Todesjahr sowie Berufen und Tätigkeitsfeldern ermöglichen. Zu den bei einer Recherche gefundenen Personen wird neben dem Datensatz aus der GND eine Reihe weiterführender Informationen angezeigt: Literaturangaben über die und von der Person aus der Sächsischen Bibliografie, falls vorhanden der Verweis auf den biografischen Eintrag in der „Sächsischen Biografie“ und im Onlinelexikon „Wikipedia“<sup>28</sup> sowie gegebenenfalls auf weitere biografische Nachschlagewerke zu sächsischen Personen, etwa den Professorenkatalog der Universität Leipzig<sup>29</sup>. Auch überregionale Quellen wie die „Deutsche Biographie“<sup>30</sup> sollen hier eingebunden werden. Weiterhin ist eine Visualisierungskomponente vorgesehen, mit der die im GND-Satz im Idealfall hinterlegten Ortsanga-

ben – Geburts-, Sterbe- und Wirkungsorte – auf einer digitalen Karte lokalisiert und mit Personenabbildungen aus freien Onlinequellen wie „Wikimedia Commons“<sup>31</sup> oder aus eigenen Angeboten wie der „Deutschen Fotothek“<sup>32</sup> verknüpft werden.

Neben der Entwicklung einer gemeinsamen Recherche für bestehende Onlineangebote wird „Saxorum“ eine Anlaufstelle für Themen der sächsischen Landeskunde bieten, die sonst auf Einzelseiten ohne weitergehende Verknüpfung präsentiert oder aufgrund mangelnder Ressourcen gar nicht zur Präsentation gelangen würden. Dieses Angebot richtet sich sowohl an Vereine wie an Einzelpersonen, die ehrenamtlich zu Sachsen forschen. In Vorbereitung befindet sich ein Modul auf Basis des Projekts „Bruchstücke“ des Dresdner Historikers Daniel Ristau.<sup>33</sup> In dem Projekt recherchiert er Quellen und Literatur zu den nationalsozialistischen Novemberpogromen 1938 in Sachsen. Die dabei entstehende Datenbank wird über „Saxorum“ einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Sukzessive werden weitere solcher Themenmodule entstehen – die Mitarbeiter im Saxonica-Referat der SLUB freuen sich auf Ihre Anfrage – und das neue Onlineportal in den kommenden Jahren als eine zentrale Recherchemöglichkeit für die sächsische Landeskunde wachsen lassen. Gemeinsam mit der Neuausrichtung von „Sachsen.digital“ stehen damit zwei Informations- und Rechercheangebote zur Verfügung, die der Landeskunde in Sachsen im digitalen Zeitalter neue Impulse verleihen können.

- 26 [http://www.dnb.de/DE/Standardisierung/GND/gnd\\_node.html](http://www.dnb.de/DE/Standardisierung/GND/gnd_node.html).
- 27 <https://biographie-nrw.uni-muenster.de>.
- 28 <https://de.wikipedia.org>.
- 29 <https://research.uni-leipzig.de/catalogus-professorum-lipsiensium>.
- 30 <https://www.deutsche-biographie.de>.
- 31 <https://commons.wikimedia.org>.
- 32 <http://www.deutschefotothek.de>.
- 33 <http://www.bruchstuecke1938.de>.

#### Autor

Martin Munke M.A.  
 Sächsische Landesbibliothek –  
 Staats- und Universitätsbibliothek  
 Dresden  
 Referatsleitung Saxonica/  
 Stellv. Abteilungsleitung  
 Handschriften, Alte Drucke  
 und Landeskunde  
 01054 Dresden  
 martin.munke@slub-dresden.de

# Neuerscheinungen



## Nachdrucke und Neuerscheinungen zur sächsischen Forstgeschichte

Seit 2009 erscheint im Verlag Kessel, herausgegeben von Dr. habil. Bernd Bendix, eine Reihe mit der Bezeichnung „Forstliche Klassiker“ – Nachdrucke von Büchern aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert.<sup>1</sup> Man begann damals in Deutschland, sich mit den Möglichkeiten und technischen Bedingungen einer nachhaltigen Forstwirtschaft zu befassen. Sachsen war in mancher Hinsicht Vorreiter, doch bestand im gesamten binnenländischen Deutschland des 18. Jahrhunderts ein Bedürfnis, die natürlichen Ressourcen besser zu nutzen. Man kann dies als Folge der Aufklärung verstehen und mit dem spürbaren Bevölkerungswachstum erklären, das mit einer wachsenden Dynamik der gewerblichen Entwicklung und somit der Märkte verbunden war. Da es sich um ein landesgeschichtlich bedeutsames Sondergebiet handelt, sollen Ausgaben dieser Reihe, die Sachsen betreffen, hier vorgestellt werden. Zudem werden aktuelle Werke zur jüngeren Sächsischen Forstgeschichte aus dem Verlag Kessel besprochen.

Vor wenigen Jahren feierte man in vielfältiger Weise das Buch „Sylvicultura Oeconomica“ von Hanns Carl von Carlowitz (1645–1714). Es war 1713 in Leipzig erschienen, und das 300-jährige Jubiläum erlangte öffentliche Aufmerksamkeit, nachdem die Idee anzustrebender globaler Nachhaltigkeit im Brundtland-Bericht 1987 vorgestellt und beim Welt-Umweltgipfel Rio 1992 als „nachhaltige Entwicklung“ beschlossen worden war. Zur Vorgeschichte dieser umweltpolitischen Initiative gehört die forstliche Nachhaltigkeit.<sup>2</sup> Im zeitgeschichtlichen Sinne bietet die „Sylvicultura Oeconomica“ eine erste ausführliche Begründung für die Notwendigkeit der Entwicklung technischer Lösungen für nachhaltige Forstwirtschaft in Deutschland. Ihr Autor, zuletzt königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Oberberghauptmann zu Freiberg, hatte beruflich mit der Beschaffung von Holz für Zwecke des Bergbaus und von Holzkohle für die Verhüttung der Erze zu tun. Dabei machte er die Erfahrung, dass der Wald im Erzgebirge infolge natürlicher Einflüsse, vor allem aber durch Übernutzung und fehlende Pflege,<sup>3</sup> immer weiter zurückwich. Die Kosten für die Hilfsgüter des Bergbau- und Hüttenwesens aus den Waldungen wurden durch immer größere Transportentfernungen in die Höhe getrieben. So zog er die Schlussfolgerung, für das Land sei es dringlich, technisches Wissen, Können und Fleiß sowie staatliche Maßnahmen auf die Walderhaltung und den Anbau von Bäu-

men zu richten, um künftig die Wälder nachhaltiger zu nutzen.<sup>4</sup> Als Band 1 der Reihe „Forstliche Klassiker“ kam 2009 der Nachdruck einer wesentlich erweiterten zweiten Auflage der „Sylvicultura Oeconomica“ von 1732 heraus, besorgt und mit Anmerkungen zu den Autoren und zu dieser Ausgabe versehen von Bernd Bendix (Format 21 x 29 cm, 630 Seiten, 39,00 Euro, ISBN 978-3-941300-19-4). Die Veröffentlichung dieser Neuauflage 18 Jahre nach dem Tod des Erstautors – mit einem zusätzlichen Beitrag von Julius Bernhard von Rohr – beweist, dass seinem Werk großes fachliches Interesse im ganzen deutschen Sprachraum entgegengebracht wurde. Dieses Werk enthält als Teil I von Hanns Carl von Carlowitz „Haußwirthliche Nachricht und Naturmäßige Anweisung zur Wilden Baum Zucht“ und als Teil II von Julius Bernhard von Rohr „Historia Naturalis Arborum et Fruticum Sylvestrum Germaniae oder Naturmäßige Geschichte der von sich selbst wilde wachsenden Bäume und Sträucher in Teutschland ...“ Ein aufregendes Dokument einer Zeit des Aufbruchs! Außer dieser umfassenden Veröffentlichung erschien 2011 im Verlag Kessel ein Nachdruck der ersten Auflage von 1713, die wegen der kenntnisreichen Interpretation insbesondere der reichen allegorischen Illustration von Jürgen Huss und Friederike von Gadow bedeutsam ist (Format 21 x 29 cm, 526 Seiten, 37,00 Euro, ISBN 978-3-941300-56-9). Handlicher, wohl auch bequemer zu lesen, doch ohne das Flair der Nachdrucke, ist die „Sylvicultura oeconomica – Transkription in das Deutsche der Gegenwart“ von Harald Thomasius und Bernd Bendix (2013, 368 Seiten, 25,00 Euro, ISBN 978-3-941300-70-5). Diese Ausgabe enthält erläuternde Fußnoten sowie im Anhang eine gut dokumentierte Biografie des Hans Carl von Carlowitz mit 12 Abbildungen, einem Literaturverzeichnis, einem Personenregister, einem Ortsregister und einem Botanischen Register, wodurch sich das historische Werk intensiver Befassung durch Interessierte erschließt – eine bewunderungswürdige Fleißarbeit der Herausgeber. Zudem veröffentlichte Harald Thomasius 2013 „Das Umfeld und Lebenswerk des Hans Carl von Carlowitz, Oberberghauptmann zu Freiberg“ (64 Seiten, 13 Abbildungen, 11 Tabellen, 13,00 Euro, ISBN 978-3-941300-82-8). Darin wird von Carlowitz' Wirken aus persönlichen, allgemein historischen und spezifisch sächsischen, sowie konfessionell-philosophischen und naturgeschichtlichen Entwicklungen erklärt und forstwissenschaftlich eingeordnet. In diesem Zusammenhang sei eine ältere Schrift von Harald Thomasius, ebenfalls bei Kessel erschienen,



landesgeschichtlich Interessierten besonders empfohlen: „Der Einfluss des Bergbaus auf Wald- und Forstwirtschaft im sächsischen Erzgebirge bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts“ (1. Auflage 1995, 2. Auflage 2014, 48 Seiten, 7,20 Euro). Die engen Beziehungen zwischen Montanwesen und Holznutzung in den sächsischen Wäldern von den Anfängen im 11./12. Jahrhundert sind hier beschrieben, naturwissenschaftlich begründet und im Hinblick auf die forstbetrieblichen Entwicklungen außerordentlich sachkundig erläutert.

Fachliche Beiträge eines „hirsch- und holzgerechten Jägers“, wie man im 18. Jahrhundert die Forstleute nannte, enthält Band 24 der Reihe „Forstliche Klassiker“: Heinrich Wilhelm Döbels „Ausführliche Nachricht von der Eiche und Anmerkungen zu den Polizey-Amts Nachrichten Num. 51. Von Pflanzung und Wartung der Eichen“, ein Reprint aus den „Oeconomischen Nachrichten“, Leipzig 1756 und 1757 (2016, 320 Seiten, 22,00 Euro, ISBN 978-3-945941-15-7). Es handelt sich genau genommen um zwei Publikationen, wobei die erste, die „Ausführliche Nachricht von der Eiche“, 1755 in vier Ausgaben der Zeitschrift des Dienstherrn des Autors als Fortsetzungsbeitrag erschienen war, die zweite, „Von Pflanzung und Wartung der Eichen“, 1756 in zwei weiteren Ausgaben. Der Herausgeber erläutert zunächst auf 33 Seiten, was man über den Heinrich Wilhelm Döbel (1699–1759) weiß, über seine Herkunft aus dem Erzgebirge, seine Familie, Lebensgeschichte, Laufbahn, und gibt Hinweise zu den vorgelegten Schriften. Döbels Text vermittelt nach damaligem Wissensstand Vorstellungen zur Biologie und zur waldbaulichen Behandlung von Eichen, Interessantes über die Anwendung von Eichenholz zum Beispiel im Schiffs- und Fahrzeugbau oder der Mühlentechnik und zur Literatur seiner Zeit. Denn damals schon belebten internationale Verflechtungen die fachliche Diskussion. Neben der Bedeutung der Eichelmast für Schweine und zur Viehfütterung, gilt auch, dass „bey theuren Zeiten, die armen Leute von den Eicheln, welche sie vorher gedörret, Mehl gemahlen, Brod gebacken, auch Brey und Suppen davon gemacht haben.“ (S. 143 f.)

Mancher schwer verständliche Ausdruck des alten Forstwesens, aber auch dieses selbst wird in einem Lexikon erklärt, das in der Reihe „Forstliche Klassiker“ als Band 25 erschienen ist: Karl Adam Heinrich von Bose, „Neues allgemein praktisches Wörterbuch der Forstwissenschaft“ herausgegeben, berichtigt und vervollkommnet von Friedrich Gottlob Leonhardt, ordentlicher Professor der Oekonomie, Leipzig, 1807 (2016, 348 Seiten, 24,00 Euro, ISBN 978-3-945941-22-5). Informationen über Bose, den Leipziger Kameralisten Leonhardt und zum Inhalt ihres „Wörterbuchs“ bietet auch bei dieser Ausgabe die Einleitung des Heraus-

gebers. Es sei hier ein Beispiel angeführt, um das Werk zu charakterisieren: „Forstakademie, ist eine sehr nützliche Anstalt, wo junge Leute, die sich der Jägerey widmen, mit welcher heut zu Tage die Forstwissenschaft unzertrennlich verbunden ist, in allen Theilen dieser letztern theoretisch und praktisch unterrichtet werden. Die erste hat der Gräfl. Stollbergische Oberforstmeister von Zanthier in Ilsenburg errichtet, und verschiedene Staaten sind diesem Beyspiele gefolget. In Chursachsen haben wir eine ähnliche Privatanstalt, doch ist sie zur Zeit noch nicht allgemein und keine Sache des Staats.“ So 1807.<sup>5</sup>

Kurze Artikel, wie der zitierte, stehen auf 298 Seiten, auch einige ausführlichere. Auf 17 Seiten folgt ein „Forst-Kalender“ mit den seinerzeit monatlich fälligen Arbeiten im Forstbetrieb und einem Verzeichnis – man höre und staune – schon damals über hundert „der in das Forstwesen einschlagenden Chursächs. Gesetze“: Wie heute Bürokratie im Übermaß!

Ganz unbürokratisch vermittelt Band 15 der Reihe „Forstliche Klassiker“ eine bunte Fülle forstlicher Gedanken aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er erschien 2014 aus Anlass des 170. Todestages von Heinrich Cotta „Forstliches Cotta-Album“, Nachdruck der Ausgabe von 1844 (350 Seiten, 22,00 Euro, ISBN 978-3-941300-90-3). Verehrer und ehemalige Schüler Heinrich Cottas verfassten diese „Huldigungsblätter“, Gedichte, Lobpreisungen und fachliche Beiträge zu Ehren des 80-jährigen „Greises“. Sie sind (abgesehen vom Vorwort des Herausgebers von Pannewitz) in alphabetischer Reihenfolge der 29 Autoren angeordnet. Hervorgehoben sei ein kurzer Beitrag von Dr. Gottlob König (1779–1849), Großherzoglich Sächsischer Oberforstrat, Eisenach, Ostern 1844: „Poesie des Waldbaues“. Hier kommt früh, in romantischer Anmutung, die landeskulturelle Bedeutung (wie wir heute sagen würden) der Waldpflege für die Allgemeinheit zum Ausdruck. Bernd Bendix gibt in der Einleitung (19 Seiten) Hinweise zur Entstehung des hochinteressanten Werkes und zur Biografie Heinrich Cottas.

An dieser Stelle sei auf Band 8 der Reihe „Forstliche Klassiker“ aufmerksam gemacht, den ältesten dieser Nachdrucke. Er fällt eigentlich „aus der Reihe“ insofern es kein forstlicher Klassiker ist. Doch gibt er auf künstlerische Weise Einblick in die Vorgeschichte des Forstwesens, die Jagdpraxis des 16. Jahrhunderts: Jost Amman, „Künstliche Wolgerisene New Figuren von allerlai Jag und Weidwerk“, Reprint der ersten Auflage von 1582 (17 Euro, ISBN 9783-941300-32-3). Das Bändchen enthält nach einem Vorwort (10 Seiten), in dem der Herausgeber die Umstände der Entstehung des Werkes durch den Künstler Jost Amman und den Verleger Sigmund Feyerabend erläutert, auf 43 reproduzier-

- 1 Informationen unter [www.verlag-kessel.de](http://www.verlag-kessel.de) oder [www.forstbuch.de](http://www.forstbuch.de).
- 2 Die öffentliche Aufmerksamkeit manifestierte sich schon zuvor in dem Bestseller von Ulrich Grober: Die Entdeckung der Nachhaltigkeit – Kulturgeschichte eines Begriffs, Kunstmann Verlag, München 2010.
- 3 Harald Thomasius: Das Umfeld und Lebenswerk des Hans Carl von Carlowitz, Oberberghauptmann zu Freiberg, Remagen-Oberwinter 2013, S. 36/37.
- 4 Wörtlich: „Wird derhalben die größte Kunst / Wissenschaft / Fleiß / und Einrichtung hiesiger Lande darinnen beruhen / wie eine sothane Conservation und Anbau des Holtzes anzustellen / daß es eine continuirliche beständige und nachhaltige Nutzung gebe / weiln es eine unentberliche Sache ist / ohne welche das Land in seinem Esse nicht bleiben mag.“ (Carlowitz 1713, S. 105 f.).
- 5 Vier Jahre später, 1811, brachte Heinrich Cotta (1763–1844) seine Forstlehranstalt aus Zillbach in Thüringen nach Tharandt, wo sie 1816 zur Königlich Sächsischen Forstakademie erhoben wurde (sie gehört heute zur TU Dresden).

ten Seiten, Titelblatt, Geleitwort und zahlreiche, kulturgeschichtlich aufschlussreiche Jagdszenen. Bis hierhin die Reihe „Forstliche Klassiker“: Deren Herausgeber Bernd Bendix hat sich Band für Band einer bewundernswürdig gründlichen Arbeit unterzogen, um den geschichtlichen Zusammenhang zu erklären und zu belegen. Auch das folgende Werk darf als landeskundlich oder landesgeschichtlich besonders wertvoll bezeichnet werden: Herbert Wilhelmi, „Forstliche Denkmale in Sachsen“ (Hrsg. v. Sächsischen Forstverein, 2014, 308 Seiten, 283 Schwarzweißabbildungen, 18,00 Euro). Es handelt sich genau genommen um Denkmale im Gebiet um Dippoldiswalde und in der Region Osterzgebirge, während drei Hefte mit demselben Titel für den westlichen Landesteil (1997), den mittleren Landeteil (1999) sowie für Dresdner Heide und nordostsächsischen Raum (2003) vom Sächsischen Forstverein separat veröffentlicht wurden. Herbert Wilhelmi, Ehrenmitglied des Sächsischen Forstvereins, verstarb unerwartet im Oktober 2015. Er hat sich mit dieser Sammlung und Beschreibung von Denkmalen, Monumenten, Erinnerungsstätten „in und an“ sächsischen Wäldern, „auch in freier Flur, insoweit diese einst Waldfläche war“, ganz außerordentlich verdient gemacht. Sie erlaubt – so im Vorwort des hier vorgestellten Bandes – einen tieferen Blick in den facettenreichen Spiegel der Heimatgeschichte. Die Denkmale können hier nicht im Einzelnen vorgestellt werden. Es sind Baulichkeiten dabei, Plätze, Bäume, Kreuze, Grenzzeichen, Denksteine, Gräber, Zeugnisse des Bergbaus und der Landesvermessung – für jeden Heimatfreund eine Fülle von Anregungen, geschichtsträchtige Orte in der Landschaft aufzusuchen und ihre Bedeutung wahrzunehmen.

In diesem Werk widmet Wilhelmi dem Ort Bärenfels als einem „Stück Forstgeschichte“ einen ausführlichen Abschnitt (34 Seiten). Passend hierzu gibt es ein Heft, in dem waldbauliche Entwicklungen in der Mitte des 19. Jahrhunderts im Königreich Sachsen thematisiert werden: „Gedenkveranstaltung anlässlich des 150. Todestages von Oberforstmeister Maximilian von Klotz am 2.12.2014 in Bärenfels“ (hrsg. v. Prof. Dr. habil. Dr. h. c. Harald Thomasius und Forstdirektor Wolfgang Gläser, Leiter des Forstbezirks Bärenfels, 32 Seiten, 4,00 Euro.) Es enthält neben Grußworten den Festvortrag von Prof. Thomasius, Altmeister des Waldbaus in Sachsen und kompetenter Schriftsteller zur Sächsischen Forstgeschichte.

Abschließend seien drei weitere Werke speziell zur sächsischen Forstgeschichte besprochen:

„Gedenkbuch für die infolge des 2. Weltkrieges umgekommenen sächsischen Forstleute“, erarbeitet und herausgegeben von Dietrich Müller-Römer und Herbert Wilhelmi (2016, 426 Seiten, Format 17 x 22 cm, 29,00 Euro). Vorgestellt werden auf-

grund jahrelanger akribischer Recherchen 340 Biogramme von Kriegstoten „vom Forstlehrling / Waldarbeiter bis zum Landesforstmeister“. Aus dem Inhalt: Das Forstdenkmal in der Dresdner Heide und dessen Einweihung 1921 / Die Geschichte der Erweiterung dieser Gedenkstätte 1992–2012 / Die Einweihung der erweiterten Gedenkstätte 2012 / Erarbeitung des Gedenkbuches 2010–2016 / 340 Biogramme der Kriegsoffer / Namensverzeichnis der Kriegsoffer. Im Geleitwort von Dr. Mario Marsch heißt es treffend: „Es gibt wenige Werke, die in ihrer Schlichtheit so viel Geschichte, Ehrfurcht und Weitblick vermitteln, wie dieses Buch.“

„Wald und Forstwirtschaft im Dresdner Raum (1945–1991) – Ein Beitrag zur Geschichte des Staatlichen Forstwirtschaftsbetriebes Dresden“ von Manfred Fleischer (2013, 280 Seiten, Format 17 x 22 cm, 19,00 Euro, ISBN 978-3-941300-83-5). Dieses Buch gibt beispielhaft einen detaillierten Überblick über Entwicklungen, Strukturen, Arbeitsweisen und Ergebnisse der Forstorganisation seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges unter den Bedingungen der DDR bis zu deren Ende. Man wird rasch gefesselt durch die Darstellung der frühen Jahre, als die „traditionsbezogene Erziehung“ der Förster als „Gefahr für die Demokratisierung“ galt. Entsprechend waren die anfänglichen Probleme im Zusammenhang mit Bodenreform, großer Holznot, geforderter Waldrodung und notwendigen Aufforstungen, Auswahl und Ausbildung neuen Fachpersonals etc. Die Arbeit am Wald und seine Nutzung seit Einführung Staatlicher Forstwirtschaftsbetriebe 1952 werden in zehn Abschnitten behandelt. Geschildert werden ebenso technische Entwicklungen und Personalverhältnisse wie die Rahmenbedingungen und das dramatische Geschehen im Jahr 1989. Eine Zeittafel schließt dieses Hauptkapitel ab. Literatur und Quellen sind sorgfältig dokumentiert, ein Stichwörterverzeichnis erleichtert den Zugang.

Anlässlich des Jubiläums „25 Jahre friedliche Revolution und Deutsche Einheit“, durch den Freistaat Sachsen gefördert und vom Sächsischen Forstverein e.V. herausgegeben, erschien 2015 eine „Dokumentation zu Wald und Forstwirtschaft im Freistaat Sachsen vor und nach der gesellschaftlichen Wende 1989/90 aus Sicht von Zeitzeugen“ (296 Seiten, Format 17 x 22 cm, 26,00 Euro). Elf Autoren schrieben 16 Beiträge unterschiedlicher Länge, teilweise von hohem dokumentarischem Wert, auch persönlich gefärbte Stellungnahmen und Erinnerungen, die unterschiedliche Zeiträume umfassen. Prof. Dr. Dieter Rost sagt in einer Rezension: „Die Autoren haben den gesamten Prozess der sächsischen Forstwirtschaft vor und nach der Wende persönlich mitgestaltet und ihre Erfahrungen beim Neuaufbau eingebracht. Ihr persönlicher

Werdegang, dargestellt in der Autorenliste, zeigt dies nachhaltig. Das Buch gehört als Dokument der Zeitenwende eigentlich nicht in den Bücherschrank, sondern ist, verbunden mit intensivem Nachdenken, eine Grundlage persönlichen Handelns.“

Zusammenfassend kann man dem Verlag Kessel bescheinigen, dass er eine große Zahl hoch interessanter, bestens edierter, meist preisgünstiger Bücher bereit hält, die nicht nur für das Fachpublikum der Forstwirtschaft wichtige Kenntnisse vermitteln, sondern auch für die Landesgeschichte grundlegende Informationen bereit halten. Wer sich mit dem sächsischen Wald befasst und die Rolle der Forstwirtschaft in ihrer Bedeutung für die Gesellschaft einschätzen und beurteilen will, findet hier reichhaltiges Material. Über weitere Publikationen des Verlags kann man sich im Internet informieren. Die hier besprochenen Bücher können beim Verlag direkt oder über den Buchhandel bezogen werden: Verlag Kessel, Eifelweg 37, 53424 Remagen-Oberwinter; Telefon: 02228-493; Fax: 03212-1024877.

Ernst Ulrich Köpf

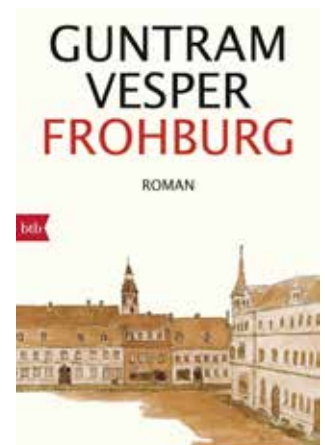
**Guntram Vesper: Frohburg. Roman. Schöffling & Co. Frankfurt am Main 2016, 1008 Seiten, 34,00 €**

Die in Deutschland nur wenig bekannte Kleinstadt im Leipziger Land geriet vor zwei Jahren unerwartet in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, als der Schriftsteller Guntram Vesper (geb. 1941) seinem Roman den Namen seiner Geburtsstadt gab: Frohburg. Neben dem Städtchen an der Wyhra mit seinem Schloss, dem Rathaus und Centaurbrunnen sind Schlösser, Rittergüter, Herrenhäuser in der Umgebung sowie das Erzgebirge mit dem Uranbergbau Schauplätze dieses Opus magnum Vespers, für das er 2016 mit dem Preis der Leipziger Buchmesse und 2017 mit dem Erich-Loest-Preis ausgezeichnet worden ist.

Bezeichnenderweise hat Vesper seinem Mammutwerk einen Satz aus Fontanes „Meine Kinderjahre“ vorangestellt: „Für etwaige Zweifler also sei es ein Roman!“ Damit ist schon von vornherein das Problem klar angesprochen, dass sich das Werk nicht so recht einordnen lässt und wohl eher als autobiographische Erzählung im weitesten Sinne anzusehen ist. Dem Leser verlangt es Interesse, Geduld und Durchhaltevermögen ab, denn es handelt sich um ein Konglomerat von Geschehnissen und Personen mit Abschweifungen und zahlreichen zeitlichen Sprüngen.

Der Großvater Ernst Julius Vesper war der Entdecker der Borna-Virus-Erkrankung bei Pferden und langjähriger Veterinär in Frohburg. Der Vater

ist dort praktischer Arzt und Geburtshelfer und bringt seinen Sohn zu Hause persönlich mit auf die Welt. Schon als Kind ist Guntram von den Utensilien in der Ordination stark beeindruckt: Skalpelle, Spritzen, Lupen, Spekula und andere Instrumente, Diaphragmen, Irrigatoren. Guntram begleitet den Vater zu Hausbesuchen und Leichenschauen, erinnert sich später als Schriftsteller noch an Unfälle, Blinddarmdurchbrüche, Zangen Geburten, einen offenen Schädelbruch, epileptische Anfälle, schwere Infektionen und „grässliche Todesfälle“ nach Mord und Selbstmord. Er erlebt, wie der Vater einen schweren tuberkulösen Abszess in häuslicher Umgebung inzidiert, leidet mit am Tod eines Schulfreundes und ist bei Leichenidentifizierungen und Leichenöffnungen dabei. Von Sprechstunden berichtet er: „Nicht selten wurden hundertzwanzig oder sogar hundertdreißig Patienten in sechs Stunden verarztet...“. Der Vater fährt nicht nur zu Praxisvertretungen in und um Schwarzenberg, sondern betreut auch die „Lebensborn“-Einrichtung „Sonnenwiese“ in Kohren-Sahlis. Aus dieser Einrichtung wird nach 1945 eine „Hustenbude“, wie der Volksmund despektierlich die Tuberkuloseheime nennt. Als Kleinkind erkrankt Vesper selbst und wird in die Universitätskinderklinik Leipzig eingeliefert, die Werner Catel (1894–1981) leitet. Dieser ist ein Freund des Vaters aus Grazer Studienzeiten und Nachfolger des aus rassistischen Gründen aus dem Amt gedrängten Professors Siegfried Rosenbaum (1890–1969). Die Familien Catel und Vesper besuchen sich auch privat in Leipzig und Frohburg. Catels Karriere vor und nach 1945 kennt Vesper gut, formuliert aber: „Unklar, ob schuldig geworden... Zu Dank verpflichtet ich“. Bei Guntram Vesper wird Kinderlähmung diagnostiziert, eine Spastik des rechten Fußes stellt sich ein. Er wird Professor Franz Schede (1882–1976), ebenfalls ein Freund des Vaters, in der Orthopädischen Universitätsklinik Leipzig vorgestellt. In „Frohburg“ beschreibt Vesper die „mensurzerhackte linke Wange, die randlose Brille, den wachen Blick der ‚Kapazität‘ in Sachen Polio und Orthopädie“. Schede operiert den Kollegensohn in Äthernarkose und legt einen Oberschenkelgipsverband an. Er besucht seinen kleinen Patienten und dessen Familie auch zu Hause in Frohburg. Wie lebensgefährlich die Situation für schwerkranke Kinder zu jener Zeit sein konnte, lässt sich unschwer aus dem seit 1933 bestehenden „Gesetz zu Verhütung erbkranken Nachwuchses“ ableiten. Der auf einen Roman des Augenarztes Hellmuth Unger (1891–1953) zurückgehende Film „Ich klage an“ hatte 1941 die Stimmung in der Bevölkerung im Sinne der „Ausmerze lebensunwerten Lebens“ beeinflusst. Nun, Polio ist keine Erbkrankheit, und die Vespers ha-





ben gute Beziehungen zu den maßgeblichen Ärzten. Dennoch beeinflusst diese Erkrankung Vesper ebenso nachhaltig wie die Ereignisse im Uranerzbergbau der SDAG Wismut, deren Machenschaften der Vater bei Praxisvertretungen in und um Schwarzenberg kennenlernt und die nun der Sohn fabulös und detailreich schildert. Man glaubt Kriminalstories zu lesen.

Die manchmal unübersichtliche Materialfülle auf über 1000 Seiten bietet Stoff für mehrere Romane, ist doch Vesper von Jugend an ein besessener Leser und Belesener, und davon gibt er nun ein großes Stück an seine Leser ab. An einer Stelle des Buches findet sich die Aussage einer Person, hinter der sich der Autor verbirgt: „Was kann ich dafür, wenn mir ... immer neue Seitentriebe und Schleifen einfallen, wenn die mich förmlich überumpeln, auf neue Fahrten locken, bis ich in Gefahr bin, den Faden zu verlieren ...“. Das charakterisiert den ganzen Roman. Die Schauplätze wechseln oft. Es seien noch die Bockauer Arznelaboratorien und Wurzelapotheken, der Präpariersaal der Leipziger Anatomie, von dem der junge Vesper Kenntnis hat, oder Dresden und seine Sanatorien auf dem Weißen Hirsch und Oberloschwitz sowie die neuere Sauerstofftherapie nach Manfred von Ardenne (1907–1997) erwähnt, die dem Frohburger vertraut sind. Auch das Regierungskrankenhaus in Berlin mit seiner linientreuen Chefärztin Professor Helga Wittbrodt (1910–1999) kommt im Zusammenhang mit der Behandlung des stellvertretenden Ministerpräsidenten der DDR Otto Nuschke (1883–1957) vor, der ein gebürtiger Frohburger war. Zu erwähnen ist, dass auch der Theologe, Hochschul-lehrer und SPD-Politiker Richard Schröder (geb. 1943) aus Frohburg stammt.

Nach der Flucht in die BRD 1957 verdingte sich der Vater u. a. als Musterungsarzt, um den Unterhalt zu bestreiten. Bei alle dem verwundert es nicht, dass Guntram Vesper zunächst das wird, was man einen „abgebrochenen Mediziner“ nennt. Nach dem Abitur 1963 in Friedberg/Hessen studiert er in Göttingen kurz Medizin, wechselt aber bald zur Geschichte und Sozialgeschichte. Da er schon zur Schülerzeit in Frohburg und Geithain geschrieben und über die Jahre selbstbewusst Kontakte zu namhaften Schriftstellern wie Arnold Zweig, Peter Huchel, Arno Schmidt, Hans Magnus Enzensberger, Johannes Bobrowski, Peter Rühmkorf und anderen aufgenommen hatte, wählt Vesper den Beruf des freien Schriftstellers. Er hat Erfolg mit Lyrik, Erzählungen und Hörspielen und wird mehrfach ausgezeichnet. Unter dem Titel „Frohburg“ erscheint übrigens 1985 zuerst ein Gedichtband. Seine Befindlichkeiten drückt Vesper u. a. aus in „Die Krankheit zu schreiben“ (1998) und in „Schreiben heißt,

sein Herz waschen“ (herausgegeben 2006 von Fritz J. Raddatz).

„Frohburg“ belohnt den Leser, wenn er denn die letzte Seite geschafft hat, mit einem opulenten deutsch-deutschen Geschichtspanorama und vielen Einblicken in den sächsischen Alltag. Geben wir zum Abschluss einer Nebenfigur des Romans das Wort: „Wer will es mir verdenken, wenn ich mir die ganze Geschichte nach meinem Gusto zu-rechtbiege, die wird nicht weniger wahr als jede andere, ganz wahr ist keine“.

Volker Klimpel

**Romy Petrick: Johann Gottlieb Naumann. Der Dresdner Amadeus, Donatus-Verlag Niederjahna 2017, 212 Seiten, 19,95 €**

Johann Gottlieb Naumann, der große europäische Komponist der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Schöpfer einer Vielzahl von Opern, Liedern, kirchenmusikalischen und instrumentalen Werken, ist heute weitgehend vergessen. Ausnahmen bestätigen die Regel. Dabei verdiente er besonders in Dresden und darüber hinaus in Venedig, Kopenhagen, Stockholm – um nur die entferntesten Orte seines Wirkens zu nennen – die Aufmerksamkeit von Musikpraxis und Wissenschaft. Letzteres Desiderat ein Stück weit einzulösen (die letzte umfassende Biographie publizierte der Musikforscher Richard Engländer im Jahre 1922), hat sich die Sängerin und Musikwissenschaftlerin Romy Petrick mit ihrem kürzlich erschienenen Buch angeschiedt.

Entstanden ist ein vor allem auf der Basis von August Gottlieb Meißners Naumann-Studie (aus dem Jahre 1803) erwachsener biographischer Abriss, der ein facettenreiches Bild des Komponisten vermittelt, flüssig und kurzweilig geschrieben und mit reichlichem Bildmaterial versehen. Kenner und Musikliebhaber, die sich für den „Dresdner Amadeus“ – so der Untertitel – interessieren, werden mit einer imposanten Fülle von historischen Daten und Ereignissen sowie zeitgenössischen Urteilen konfrontiert. Vielleicht gewinnen möglichst viele Leser nach erfolgter Lektüre die wichtige Erkenntnis: Diesen Komponisten muss ich kennenlernen! Wie klingt seine Musik überhaupt? Erschließt sich uns ein neues musikalisches Idiom dieser Zeit neben und nach Haydn und Mozart?

Solche Fragen liegen nahe angesichts von der Autorin zitierter Textpassagen, wie: „Die Musik könne zwar zu unsrer Ermunterung, unserer Ergötzung viel, unendlich viel beitragen, doch sie als bloßes Spielwerk zu behandeln, sei gegen ihren Endzweck, gegen ihre unverletzliche Wür-



de“ (nach Meißner); oder Naumann anlässlich der Aufführung seines Intermezzos „Il tesoro invidiato“ im Dezember 1762, also noch vor seinem Dresdner Amtsantritt, an seine Eltern: „Endlich fängt die Sinfonia an, und war alles Mäuschenstille. Kaum war das Allegro der Sinfonia geendigt, so fing alles an in die Hände zu klatschen [...] Sodann ward das Andante gemacht, da war alles wieder stille, es war kaum aus, so fing alles wieder an zu klatschen, und schrieb laut: E viva il Maestro, e viva il Maestro.“ Man mag es bedauern, dass die Musik Naumanns selbst, ihre Stilistik, ihre kompositionsgeschichtlichen Innovationen kaum näher beschrieben und analysiert werden. Hier hätte die Sängerin, der wir eine Anthologie Dresdner Lieder aus drei Jahrhunderten auf CD verdanken, und die vor allem ja auch opernerfahren ist, durchaus die Musikhistorikerin Petrick steuern können. Etwa dergestalt: Was interessierte den Liedkomponisten Naumann an Klopstock, dessen Dichtung zu vertonen ja höchste Anforderungen an den Musiker stellte? Oder: Gibt es spezifische Tonfälle in Naumanns Opern, die nur ihm eigen sind und die zu einem Gutteil seine europaweite Anerkennung zu Lebzeiten gefördert haben? Zugegebenermaßen hat die Musikwissenschaft unserer Tage den Forschungsimpuls der nahezu ein Jahrhundert zurückliegenden Bemühungen Richard Engländers um Erforschung von Leben und Werk Naumanns nur halbherzig aufgenommen. Sie steht – trotz diverser, insbesondere gattungsbezogener Einzelstudien in den letzten Dezennien – vor der zentralen Aufgabe, Naumanns kompositorisches Oeuvre auf einer breiten dokumentarisch-empirischen Basis neu zu bewerten und in seiner internationalen musikkulturellen Vernetzung darzustellen, eine Aufgabe, die nur von einem größeren Forschungsverbund zu leisten ist. Noch fehlt es, wie auch die Autorin mehrfach erwähnt, an einem Gesamtverzeichnis der Werke Naumanns, an einer historisch-kritischen Ausgabe seiner Briefe und relevanter rezeptionsgeschichtlicher Zeugnisse. Eine Edition seiner Musik beginnt sich zu etablieren. Vor allem aber die mehrere hundert Einzelwerke umfassende kompositorische Überlieferung ist erst in ihren Spitzenwerken der Musikpraxis erschlossen. So gesehen kommt das Plädoyer von Romy Petrick für einen „Ausnahmekünstler“ (S. 14) zur richtigen Zeit, dem gerecht zu werden am besten mit der Aufführung seiner Werke gelingt. Maßgebliche Dresdner Künstler haben in dieser Hinsicht ja in den zurückliegenden Jahren bereits nachahmenswerte Aktivitäten gezeigt.

Hans-Günter Ottenberg

**Holger Nickel: Die Inkunabeln der Ratsschulbibliothek Zwickau. Geschichte und Bestand der Sammlung mit einem Anhang zu den Einblattdrucken des Stadtarchivs Zwickau. Reichert Verlag Wiesbaden 2017, 240 Seiten, 19 Abbildungen, 16 Tafeln, 49,00 €**

Die Stadt Zwickau feiert in diesem Jahr den tausendsten Jahrestag ihrer ersten urkundlichen Erwähnung. Anlässlich eines solchen Jubiläums erscheinen oft Bücher, die sich mit verschiedenen Aspekten der Geschichte des Ortes beschäftigen. Ob die Veröffentlichung der vorliegenden Arbeit über die Inkunabeln der Zwickauer Ratsschulbibliothek mit der Tausend-Jahrfeier im Zusammenhang steht, bleibt offen. Indem sie an die ebenfalls von Holger Nickel 1976 an der Humboldt-Universität verfasste Dissertation „Die Inkunabeln der Ratsschulbibliothek Zwickau. Entstehung, Geschichte und Bestand der Sammlung“ anknüpft, unterstützt sie die Bemühungen, die Geschichte der Stadt Zwickau und ihrer Institutionen wissenschaftlich aufzuarbeiten.

Am Ende des Mittelalters war Zwickau nach Leipzig die bedeutendste sächsische Stadt. Dies galt nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in kirchlicher und geistig-kultureller Hinsicht. Es verwundert daher auch nicht, dass in Zwickau eine der ältesten Bibliotheken Sachsens zu finden ist – die erstmals 1498 erwähnte Ratsschulbibliothek. Sie bewahrt heute ca. 250.000 Handschriften und Drucke, darunter auch einen gut 1.150 Einheiten umfassenden Inkunabelbestand auf. Der in der vorliegenden Arbeit enthaltene Katalog erschließt diesen Teil der Ratsschulbibliothek und macht ihn so für weitergehende Forschungen nutzbar.

Dem Katalog sind zum Geleit einige Worte vorangestellt. In launiger Form erläutert der Autor die komplizierte Geburt des Werkes. Amüsant berichtet er, welche ideologischen Bekenntnisse er bei der Einleitung und späteren Verteidigung seiner Doktorarbeit – der Grundlage der vorliegenden Arbeit – einflechten musste, Bekenntnisse, die aus der heutigen Einleitung verständlicherweise getilgt wurden. Die Vorbemerkungen enden mit der bemerkenswerten Ermunterung zu Korrekturen, „die dann erfreulich unser aller Wissen erweitern.“ Einen derart souveränen Umgang mit den Ergebnissen eigener langjähriger Arbeit wünscht man sich von allen Wissenschaftlern, reagiert manch einer doch gelegentlich recht dünnhäutig auf konstruktive Kritik.

In der folgenden Einführung in die Geschichte der Bibliothek und der Inkunabelsammlung erfährt der Leser, dass die heute vorhandenen Inkunabeln im Wesentlichen aus drei Quellen stammen: aus verschiedenen geistlichen Institutionen, ins-



besondere dem mittelalterlichen Franziskanerkloster, aus der Sammlung des Stadtschreibers Stephan Roth (gest. 1546) und aus Erwerbungen des Schullektors Christian Daum (gest. 1687). Dabei wird die Motivation für die Anschaffung der verschiedenen Werke erklärt. Besonders bei den Drucken aus der Klosterbibliothek wird deutlich, dass man nicht am Besitz repräsentativer Zimelien und herausragend gestalteter Bücher interessiert war, sondern an Werken für den täglichen Bedarf. Der Autor erinnert auch an die Verluste, die der Bestand vor allem während der Reformation, aber auch später noch erleiden musste.

Der Leser profitiert von der langjährigen Forschung des Autors zu verschiedenen Aspekten der Thematik. Am Beispiel des Franziskanerpaters Johannes Nixstein zeigt sich, wie spannend die Beschäftigung mit Inkunabeln sein kann.

Ausführlich geht der Autor insbesondere auf die Bibliothek des Stephan Roth ein, der seine Büchersammlung, die auf etwa 6.000 Werke, darunter zahlreiche Inkunabeln, geschätzt wird, per Testament an die Schulbibliothek vermachte.

Da die Inkunabeln anders als heute üblich kein Impressum enthalten, sind Angaben zu Drucker, Druckort oder -jahr oft unvollständig. Holger Nickel macht Zwickau als den Bindeort vieler Werke der Sammlung Stephan Roths aus und zieht dafür vergleichend Stadtbücher aus dem Zwickauer Stadtarchiv heran. Wer darüber hinaus klären möchte, aus welchen Quellen der sächsische Raum um 1500 mit Literatur versorgt wurde, dem empfiehlt Holger Nickel, den Blick auch in Richtung Böhmen zu wenden, hatte doch nicht nur Zwickau enge Verbindungen zu den Städten jenseits des Erzgebirgskamms.

Der Katalog selbst orientiert sich an den in der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB-Ink) verzeichneten Inkunabeln. Sie hat nicht nur die größte Sammlung an Inkunabeln Deutschlands, sondern steht auch mit 9.742 Druckausgaben in über 20.000 Exemplaren an der Spitze aller Bibliotheken weltweit. Neben den üblichen bibliographischen Angaben findet man auch Verweise auf andere Kataloge, wie etwa den Gesamtkatalog der Wiegendrucke (GW), den BSB-Ink oder den „Catalogue of Books Printed in the XVth Century, now in the British Museum“ (BMC), um hier nur einige wenige zu nennen. Konkordanzlisten im Anhang ermöglichen einen raschen Abgleich des Zwickauer Katalogs mit den anderen Verzeichnissen. Der Anhang enthält außerdem Register der Drucker und Verleger, der Vorbesitzer, Verzeichnisse der Einbände und Buchbindereien sowie ein Signaturregister. Ergänzt wird der Anhang durch zahlreiche Abbildungen von guter Qualität.

Der Zwickauer Katalog verzeichnet nun in seiner Druckfassung auch die Inkunabeln aus dem Stadt-

archiv Zwickau. Eine sinnvolle Ergänzung, werden die Drucke doch häufig bei der Erschließung der Archivalien kaum entsprechend gewürdigt.

Der Katalog und seine Register sind ein wichtiger Beitrag für die Geschichte nicht nur der Ratsschulbibliothek sondern der ganzen Stadt Zwickau und ihrer Einwohner. Unter den Vorbesitzern des „Pandectae medicinae“ von Matthaeus Silvaticus entdeckt man den Zwickauer Stadtschreiber und Fundgrübler Johannes (von) Reichenbach, der laut seinem Testament aus dem Jahr 1485 seine lateinischen Bücher dem Franziskanerkloster vermacht hatte (Zwickau, Stadtarchiv, A\*A I 23, Nr. 37). Wie wir nun, dank Holger Nickel, schnell nachlesen können, hat wenigstens eins davon den Weg in die Ratsschulbibliothek gefunden.

Es ist seiner Arbeit zu wünschen, dass nicht nur Fachleute für Buch- und Druckgeschichte, sondern auch viele an der Geschichte der Stadt Zwickau und Mitteldeutschlands interessierte Historiker sie für ihre Forschungen heranziehen.

Jens Kunze

**Hannes Winkler/Birgit Eckert/Steve Tietze: Gekommen, um zu bleiben. Von Louis Ferdinand Schönherr zur schönherr.fabrik – eine sächsische Erfolgsgeschichte, Chemnitz 2017, 191 Seiten, 153 Abbildungen, 25,00 €**

Am 22. Februar 2017 jährte sich zum 200. Male der Geburtstag von Louis Ferdinand Schönherr, der ab 1851 in Chemnitz eine kleine Werkstatt zu einem Großbetrieb mit Weltgeltung für den Webstuhlbau entwickelte. 1872 wandelte Schönherr sein Unternehmen in eine Aktiengesellschaft um, die Sächsische Webstuhlfabrik (vorm. L. Schönherr). 1908 erfolgte die Umbenennung in Sächsische Webstuhlfabrik Chemnitz.

Die Wiederkehr des Geburtstages von Louis Ferdinand Schönherr war für die Schönherr WEBA GmbH Anlass zur Herausgabe eines Buches, in dem die Leistungen dieses Mannes gewürdigt werden: „Mit diesem Buch soll an diesen Visionär erinnert werden. Auch 200 Jahre nach der Geburt von Louis F. Schönherr, bedarf es, egal ob in der old oder new economy, Unternehmer, die mit Engagement und Ideen bereit sind, Risiko und die Verantwortung zu übernehmen.“ (S. 25)

Dreizehn Autoren, Historiker, Architekten, Archivare und Techniker vermitteln dem Leser in neun Kapiteln ein umfangreiches Bild von der Geschichte eines der ältesten Chemnitzer Industriestandorte. Dabei wird der Bogen bis in die unmittelbare Gegenwart gespannt: 1. Die Lebensgeschichte von Louis Ferdinand Schönherr, 2. Über





185 Jahre Gießerei, 3. Geschichte eines Industriestandortes, 4. Die Firmengeschichte zwischen 1851 und 1945, 5. Industriearchitektur der Schönherrfabrik – von den Anfängen bis zur Gegenwart, 6. Die gesellschaftlichen Umgestaltungen bei Schönherr 1945 bis 1952, 7. Finalerzeugnisse des Unternehmens nach 1945 bis zur Wendezeit, 8. WEBA Geschichten und 9. SCHÖNHERR WEBA GmbH 1994 bis 2017 und Zukunftsvisionen. Anhand einer Stammtafel im Anhang kann die Entwicklung der Familie Schönherr von 1807 bis 1992 verfolgt werden.

Mittels vieler historischer Abbildungen, die zum Teil nach langer Zeit bzw. sogar erstmals veröffentlicht werden, und Lageplänen der Fabrik kann sich der Leser gut in die jeweils beschriebene Zeit versetzen. Umfangreiches Bildmaterial ergänzt die Ausführungen.

Wolfgang Uhlmann

**Andreas Schulz (Hrsg.): Die Reise des Kurprinzen Johann Georg von Sachsen nach Dänemark 1665, beschrieben von Christian Schütze, Sax-Verlag Markleeberg 2016, 132 Seiten, ca. 20 Abbildungen, 16,80 €**

Über den sächsischen Kurfürsten Johann Georg III. (1647–1691) findet man nur wenig Literatur. Der Vater Augusts des Starken scheint im Schatten seines Sohnes vergessen worden zu sein, obwohl er aufgrund seiner militärischen Erfolge als „sächsischer Mars“ gefeiert wurde – 1683 hatte er in der großen Schlacht am Kahlenberg vor Wien mit dazu beigetragen, dass die übergroße Armee der Türken bezwungen und die Hauptstadt des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation vor einer osmanischen Einnahme gerettet werden konnte.

Umso erfreulicher erscheint die neue Publikation des Historikers Andreas Schulz, der an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena promoviert. Das Buch widmet sich der Reise des jungen Kurprinzen Johann Georg nach Dänemark, wo dieser seine zukünftige Gemahlin Anna Sophie von Dänemark (1647–1717) kennenlernte.

Der vor kurzem wiederentdeckte, handschriftliche Bericht des Christian Schütze (um 1645–nach 1695), der sich offensichtlich in Privatbesitz befindet und dessen Herkunft nicht genau nachvollzogen werden kann, erscheint deshalb fast als kleine Sensation – denn im Gegensatz zu den Söhnen Johann Georgs III., von denen umfassende Reiseberichte vorhanden sind („Mein Herr befindet sich gottlob gesund und wohl“. Sächsische Prinzen auf Reisen, hrsg. von Katrin Keller, Leipzig 1994), waren bisher keine Berichte dieser Art

zu Johann Georg III. bekannt. Christian Schütze nahm im Gefolge des Kurprinzen an der Reise teil, er lehrte später in Weißenfels.

Andreas Schulz stellt der Reisebeschreibung eine Einführung voran, in welcher er die Hintergründe und Umstände der Reise sowie Entstehung der Schrift behandelt. Bei dem dann folgenden Text „Reise nach Dänemark“ handelt es sich allerdings nicht um eine Edition, sondern um eine moderne Übertragung des Textes, den Schulz vorliegen hatte. Der Herausgeber übertrug den wohl teils ausformulierten, teils in Stichpunkten überlieferten Text in eine heute übliche Sprache und modernisierte Orts- und Personennamen. So ergibt sich ein Bericht, der sich sehr flüssig liest und durchaus einen Einblick in die Denkweise des 17. Jahrhunderts gibt. Nach anfänglicher Begeisterung für die Fülle an Informationen und teilweise sehr detailreichen, hochinteressanten Beschreibungen bleibt man aber doch etwas enttäuscht zurück, da die Modernisierung der Sprache den Bericht für wissenschaftliche Zwecke nahezu unbrauchbar macht. Wäre nicht die Wiedergabe der originalen Version mit Kommentierung in den Fußnoten oder eine Gegenüberstellung des Originals mit einer modernen Übertragung angebracht gewesen? Ein erstes Lesen lässt vermuten, dass sich in die Übertragung Fehler eingeschlichen haben und die Zuordnung von Personen falsch oder unvollständig ist (z. B. Herr von Carlwitz = wohl ein Mitglied der Familie von Carlowitz). Eine wissenschaftliche Überprüfung scheint schwierig, da sich der Text immer noch in Privatbesitz befindet, wobei der Aufbewahrungsort nicht genannt wird; eine Zugänglichkeit in einem öffentlichen Archiv ist nicht gegeben. Die Lesbarkeit des Textes leidet darunter, dass eingeführte deutsche Orts- und Landschaftsnamen durch die heute geltenden dänischen oder schwedischen Namen ersetzt worden sind. Wer nicht weiß, wie Seeland oder Schonen in den Sprachen unserer Nachbarländer heißen, dem wird es an Orientierung fehlen. Ohnehin fehlt eine Karte, die den Reiseweg grafisch nachvollzieht, von einem Namens- und Ortsregister ganz zu schweigen.

Ebenso wird die Erwartung enttäuscht, etwas Neues über Johann Georg III. zu erfahren. Dieser wird nur äußerst selten erwähnt, da Christian Schütze tatsächlich nur ein Mitreisender war, der nicht zum engeren Kreis des Kurprinzen gehörte. Man erfährt somit allerlei über die Reiseumstände, Land und Leute, damalige „Sehenswürdigkeiten“ und erhält einen anschaulichen Einblick in die Lebenswelt des 17. Jahrhunderts – aber der Ertrag für die sächsische Landesgeschichte ist mager.

Romy Petrick



## Neue Runde beim Sächsischen Landespreis für Heimatforschung 2018

„Zukunft braucht Herkunft.“ Dieses Diktum des Philosophen Odo Marquard (1928–2015) war Leitidee für das Sächsische Staatsministerium für Kultus, im Jahr 2008 den Sächsischen Landespreis für Heimatforschung ins Leben zu rufen. Mit dem alljährlich ausgelobten Preis unter der Schirmherrschaft des Kultusministers und der feierlichen Auszeichnungsveranstaltung im Festsaal des Dresdner Stadtmuseums soll das oftmals beeindruckende Engagement gewürdigt werden, das auf dem Gebiet der sächsischen Heimatforschung von vielen Frauen und Männern erbracht wird. In den bisher zehn Wettbewerbs-Runden sind rund 80.000 Euro an Preisgeldern ausgegeben worden.

Die elfte Wettbewerbs-Runde ist gestartet und läuft bis zum 8. Mai 2018. Bis dahin können sich ehrenamtlich tätige Heimatforscherinnen und Heimatforscher mit ihren Beiträgen um einen der Preise bewerben. Voraussetzung ist, dass ein „sächsisches“ Thema (in welchen historischen Grenzen auch immer) bearbeitet wird; der Verfasser muss nicht unbedingt im Freistaat ansässig sein.

Im laufenden Jahr ist der Wettbewerb mit insgesamt 9.000 Euro dotiert: Neben den drei Hauptpreisen mit 3.000, 2.000 und 1.500 Euro gibt es einen Jugend-Förderpreis (für Teilnehmer bis 30 Jahre) mit 1.000 Euro sowie mindestens drei Schülerpreise (dotiert mit jeweils 500 Euro). Details zum aktuellen Wettbewerb sind der Ausschreibung zu entnehmen, die über die unten angegebene Internetadresse abgerufen werden kann.

Seit 2008 wurden nicht weniger als 1.353 Arbeiten eingereicht. Darunter finden sich dickleibige, reich bebilderte Ortsgeschichten ebenso wie wenige Seiten umfassende Aufsätze. Umfang und Aufmachung der Beiträge sind für die Bewertung nicht ausschlaggebend. Es kommt auf den Inhalt an. Neben Gedrucktem sind von der Jury öfters auch audiovisuelle Beiträge wie Videos oder Internet-Präsentationen zu bewerten. Viele Beiträge werden von einzelnen Forschern verfasst, andere von einem Autorenkollektiv oder einer Schulkasse. Die jüngsten Wettbewerbs-Teilnehmer sind in der Regel ABC-Schützen, die bislang älteste Teilnehmerin ist eine 94-jährige Rentnerin.

Die Arbeiten repräsentieren ein breites Themenspektrum. Das Gros sind Studien zu Orts-, Regional- oder Landesgeschichte. In der Statistik folgen Arbeiten zur Industrie- und Technikgeschichte, zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie zu Natur und Umwelt. Gern gesehen sind aber auch Beiträge aus der Sport- und Militärgeschichte, aus Kunstgeschichte und Volkskunst, zu Mundart und Namenkunde, zu Festen und Bräuchen sowie Arbeiten zu Geschichte und Gegenwart der Sorben.

Der Wettbewerb richtet sich nicht an professionelle Wissenschaftler, sondern an Laienforscherinnen und -forscher. Die Berufe der Autoren – so zeigt es eine vom Kultusministerium zum Jubiläum herausgegebene Broschüre – reichen von A wie „Abwasser-Ingenieur“ bis Z wie „Zoologe“. Ein beachtliches Teilnehmer-Kontingent stellen Lehrerinnen und Lehrer der verschiedensten Fachrichtungen, und auch in den Reihen der Pfarrer und Pastoren finden sich noch immer an der Heimatgeschichte Interessierte und in ihr Engagierte.



Herkunftsorte von Teilnehmern und Preisträgern des Sächsischen Landespreises für Heimatforschung

Grafik: Hi Agentur Dresden

Doch ist erfolgreiche Heimatforschung keineswegs an eine akademische Vorbildung geknüpft: Handwerksberufe wie Zimmermann, Elektriker oder Werkzeugmacher sind unter den Wettbewerbs-Teilnehmern ebenso vertreten wie Altenpflegerin, Bankangestellte oder Rettungssanitäter.

Dass Heimatforschung keine Angelegenheit nur für ältere Semester ist, belegt die lebhafteste Teilnahme von Schülerinnen und Schülern – in den bisherigen zehn Wettbewerbs-Runden waren 278 Schülerarbeiten zu registrieren. Sie werden zumeist begleitet und betreut von engagierten Lehrkräften oder auch externen Fachleuten. Mit dem Landespreis sollen ausdrücklich auch junge Menschen ermuntert werden, sich mit ihrer Lebensumwelt auseinanderzusetzen und nach ihren eigenen Wurzeln zu fahnden.

Im Jahr 2017 waren insgesamt 159 Arbeiten eingegangen. Vergeben wurden drei Hauptpreise, vier Schülerpreise sowie vier Ehrenurkunden nebst einem Büchergutschein „für herausragende Leistungen und Verdienste auf dem Gebiet sächsischer Heimatforschung“, wozu auch besonders interessante oder innovative Zugänge zu heimatkundlichen Fragestellungen zählen.

Die Preisträger 2017 sind: 1. Preis: Dr. Jürgen Herzog aus Torgau für seine Arbeit „Vorreformatorische Kirche und Reformation in Torgau“ (vgl. Sächsische Heimatblätter 2/2017). 2. Preis: Christof Schuster, Matthias Karthe und Thomas Petzold vom Geschichtsverein Truppenübungsplatz Königsbrück e. V. für ihre Arbeit: „Tarnname KOLYBEL. Sowjetische Atomraketen in der Oberlausitz“. 3. Preis: Thomas Sobczyk (Hoyerswerda) und Andreas Bültemeier (Strahwalde) für ihre Arbeit „Denkmale in den Oberlausitzer Wäldern“.

Schülerpreise gingen an eine Schülergruppe am Martinshof Rothenburg für ihre Arbeit: „Spuren vergangener Zeiten – Tormersdorf an der Neiße“; an Anja Höfer vom Gymnasium St. Augustin Grimma für ihre Arbeit „Zwischen Freiheit und Zwang: Traditionell-religiöse Werte an der Grimmaer Landesschule“ sowie an Schülerinnen und Schüler des Gymnasiums Geithain für ihre Arbeit „Lebensbornheim Sonnenwiese‘ in Kohren-Salis“. Einen Schüler-Sonder-



Gruppenbild mit den Preisträgern des Wettbewerbs 2017 im Festsaal des Dresdner Stadtmuseums  
Foto: Dietrich Flechtner

preis erhielten Schülerinnen und Schüler der Klasse W1 der Kurfürst-Johann-Georg-Schule Johanngeorgenstadt für ihre Arbeit „Die Entwicklung der Schule für geistig Behinderte in Johanngeorgenstadt“.

Ehrenurkunden nebst Büchergutscheinen gingen an: Dr. Gottfried Senf aus Geithain für seine Arbeit „Paul Guenther und seine Schule in Geithain“; Mitglieder des Bürgervereins Waldstraßenviertel e. V. Leipzig für ihre Arbeit „Private Zeiten im Wandel – Die Christianstraße 19 von 1898 bis 2014“; Hans-Joachim Gawor aus Königswartha für seine Arbeit „Von der Witka bis zur Weißen Elster. Fünfhundert Kilometer Grenzsteinsuche entlang der sächsisch-preußischen Grenze von 1815.“; Dr. Bernd Hofmann aus Dresden für seine Arbeit „Saumtier, Ochsenkarren oder Pferdewagen? Ein Verfahren zur Bestimmung von Fahrzeug-Spurweiten in Muldenhohlwegen von Altstraßen“.

Um aus der Fülle der eingereichten Beiträge die Preisträger zu ermitteln, durchlaufen die Arbeiten ein mehrstufiges Verfahren. In einem ersten Durchgang wird geprüft, ob sie den Wettbewerbskriterien entsprechen. Obwohl es sich um Laien-Arbeiten handelt, sollten sie gewissen wissenschaftlichen Standards genügen (als Stichworte seien genannt: Quellen- und Literaturnachweise, eingängige Gliederung). Zudem sollten die Beiträge eine landeskundliche Relevanz sowie einen gewissen Neuigkeitswert haben und auch für ein

breiteres Publikum gut lesbar sein. Beiträge, die diese Kriterien erfüllen, werden einem Juroren-Tandem zur intensiven Prüfung übergeben. In einer abschließenden gemeinsamen Sitzung werden diese Arbeiten dann vorgestellt und im Kreise der Gesamt-Jury diskutiert – bis sich die Gewinner der diversen Kategorien herauskristallisiert haben.

Die Jury ist zusammengesetzt aus Vertreterinnen und Vertretern des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde, des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek, der Landeszentrale für politische Bildung sowie des Kultusministeriums. Mit Blick auf die zu bewertenden Schülerarbeiten gehören auch auf Geschichte oder Sozialkunde spezialisierte Lehrkräfte zum Jury-Team.

Von dem Volkskundler Hermann Bausinger stammt der Befund: „Heimat ist eine Aufgabe“. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Sächsischen Landespreis für Heimatforschung stellen sich dieser Aufgabe mit beachtlichem Engagement und beeindruckendem Wissen. Ihre Arbeiten machen deutlich, wie spannend die Beschäftigung mit der eigenen „Nahwelt“ sein kann. Die komplette Ausschreibung und Anmeldeformulare finden Sie im Internet unter [www.bildung.sachsen.de/heimatpflege](http://www.bildung.sachsen.de/heimatpflege).

*Dieter Herz  
Referatsleiter im Sächsischen  
Staatsministerium für Kultus*



## Ehrenamtliches Engagement in der Heimatforschung

Als am 9. April 2016 der erste Fachtag für Ortschronisten und Heimatforscher des Sächsischen Landeskuratoriums Ländlicher Raum e.V. (SLK) in der Heimvolkshochschule Kohren-Sahlis stattfand, wurde durch die große Resonanz die Intention verstärkt, ein Projekt daraus zu entwickeln. Der Gedanke um das Wissen über die eigene Herkunft, die Geschichte des Ortes und der Region, in der man lebt, war und ist die dabei leitende Grundlage für die Identitätsstiftung. Da die Heimatforscher mit ihrer Arbeit dazu einen wichtigen Beitrag leisten und die Geschichte der Orte im ländlichen Raum lebendig halten, ist es das Anliegen des Projektes, die ehrenamtlich Tätigen fachlich zu unterstützen – sie in die Archivbenutzung einzuweisen oder ihnen Werkzeuge zur professionellen Aufarbeitung ihrer Forschungsergebnisse an die Hand zu geben, aber auch Anforderungen zu Personen- und Bildrechten zu vermitteln, sind Themen die wir unter anderem im Projekt anbieten wollen. So konnte das Projekt mit dem Titel „Unterstützung des freiwilligen Engagements in der Heimatforschung im ländlichen Raum Sachsens“ im März 2017 beginnen, seine Arbeit aufzunehmen. Das SLK-Projekt findet in Kooperation mit dem Evangelischen Zentrum Ländlicher Raum – Heimvolkshochschule Kohren-Sahlis statt und wird vom Sächsischen Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft unterstützt.

Ziel ist es, Initiativen im Bereich der Heimatforschung zu bündeln, um dadurch eine Stärkung der regionalen Identität und Identifikation der Menschen in den Dörfern und Gemeinden zu erreichen. Das soll mit verschiedenen Angeboten umgesetzt werden. Um den Unterstützungsbedarf zu ermitteln, führt der Projektleiter Klaus Reichmann Interviews mit Heimatforschern im ländlichen Raum. Die Ergebnisse dienen dazu, die Inhalte zukünftiger Veranstaltungen so zu planen, dass eine fachliche Aufwertung erfolgt. Weiterhin finden Regionalgespräche in den Direktionsbezirken mit Institutionen (Kreisarchiven, Forschungseinrichtungen u. a.) und Heimatforschern vor Ort statt. Dieser

Fachaustausch soll helfen, Lösungsansätze für typische Probleme zu erarbeiten. Geplant sind verschiedene Workshops und Exkursionen, die neben der fachlichen Beratung auch ein Forum für die Vernetzung und den Austausch bieten, so u.a. im Sächsischen Staatsarchiv Chemnitz, im Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde Dresden oder im Leibniz-Institut für Länderkunde Leipzig.

### Bisherige Veranstaltungen

Am 1. April 2017 fand im Rahmen des Projektes der zweite Fachtag für Ortschronisten und Heimatforscher statt. Er stand unter dem Motto „Ein Bild von Heimat“. Das Themenspektrum der dort angebotenen Workshops reichte von sachgerechter Archivierung von Bildern, über Bildrecherche bis hin zu rechtlichen Fragen ihrer Verwendung in Publikationen und Ausstellungen. Diese Veranstaltung fand große Resonanz unter den Beteiligten, sodass bereits ein dritter Fachtag in Vorbereitung ist. Dieser wird am 26. Mai 2018 in der Heimvolkshochschule Kohren-Sahlis stattfinden.

Die am 12. und 13. Mai 2017 in Kohren-Sahlis stattgefundene Arbeitstagung zum ländlichen Raum mit dem Titel „Rettet das Dorf!“ wurde von dem Projekt begleitet. Sie stellte die Thematik des Wandels und der Zukunft des Dorfes in den Mittelpunkt. Wissenschaftler und politisch Verantwortliche erörterten und diskutierten Chancen und Perspektiven für die Dörfer. Thematisiert wurde dabei auch die Frage, in wie weit das bürgerschaftliche Engagement von Heimatforschern und Ortschronisten dabei unterstützen kann.

Am 19. Januar 2018 fand eine Veranstaltung in der Geographischen Zentralbibliothek und im Archiv für Geographie des Leibniz-Institut für Länderkunde (IfL) in Leipzig statt. Dr. Haik Porada sprach über die Buchreihe „Landschaften in Deutsch-



„Formalien zur Anfertigung von Ortschroniken“ war das Thema einer Werkstatt mit John Palatini vom Landesheimatbund Sachsen-Anhalt im Rahmen des zweiten Fachtages für Ortschronisten und Heimatforscher. © Foto: SLK



Exkursion in das Freilichtmuseum für Volksarchitektur und bäuerliche Kultur Schwarzbach e.V. bei Colditz. © Foto: SLK

zahlreicher Rückfragen soll die Veranstaltung im Herbst 2018 wiederholt werden.

### Leistungen der ehrenamtlichen Heimatforscher hervorheben

Mit geeigneten Aktionen der Öffentlichkeitsarbeit möchte das SLK mit-helfen, die öffentliche Wahrnehmung von Leistungen der Heimatforscher im ländlichen Raum zu erhöhen. Ehrenamtlich Tätige sollen ermutigt und befähigt werden, mehr als zuvor selbst Maßnahmen zu realisieren. Um sie dabei zu unterstützen und zu motivieren, ist im Projekt eine Beratungsstelle eingerichtet worden. Ganz praktisch kann dies in Form einer Telefonberatung oder per Mail in Anspruch genommen werden. Wir möchten ehrenamtlich Tätige im Bereich der Erforschung von Heimat- und Regionalgeschichte ermutigen, sich zu beteiligen und ihre Anliegen, Vorstellungen, aber auch Probleme und Wünsche vorzubringen.

*Klaus Reichmann, M. A.  
Projektkoordinator  
Sächsisches Landeskuratorium  
Ländlicher Raum e. V.*

land“, die in der Tradition der „Werte unserer Heimat“ steht und seit dem aktuellen Band „Leipzig“ in neuem Gewand sowie mit vielen Online-Zugriffen aufwartet. Dr. Heinz Peter Brogiato, Leiter der Bibliothek und des Archivs im IfL, führte die Gruppe nach einer kurzen historischen Einführung durch die Bibliothek, welche öffentlich und kostenlos nutzbar ist. Die Bibliothek der deutschen Hei-

matzeitschriften des IfL befindet sich im Aufbau; entstehen soll die wichtigste Leihbibliothek im Bereich der landeskundlichen und regionalgeschichtlichen Zeitschriften und Serien in Deutschland. Neben den Zeitschriften sind teilweise auch Karten und Fotografien sowie eine einzigartige Sammlung von über 5.000 Atlanten recherchierbar und anzusehen. Aufgrund der großen Resonanz und

## IMPRESSUM Sächsische Heimatblätter

ISSN 0486-8234

Unabhängige Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Landeskunde, Natur und Umwelt  
Mitteilungsblatt des Vereins für sächsische Landesgeschichte e.V. und des Zentrums für Kultur und Geschichte e.V.

Herausgeber: Dr. Lars-Arne Dannenberg und Dr. Matthias Donath in Zusammenarbeit mit einem Redaktionsbeirat

Anschrift: Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjähna  
shb@zkg-dd.de

Redaktion: Dr. Lars-Arne Dannenberg, Dr. Matthias Donath, Dr. Romy Petrick

Redaktionsbeirat: Dr. Jens Beutmann, Prof. Dr. Enno Bünz, Prof. Dr. Thomas Bürger, Günter Donath, Prof. Dr. Angelica Dülberg, Anneliese Eschke, Dr.-Ing. Gerhard Glaser, Klaus Gumnior, Dr. Konstantin Hermann, Dr. Wolfgang Hocké, Prof. Dr. Uwe Ulrich Jäschke, Dr. Igor Jenzen, Prof. Dr. Winfried Müller, Dr. Wolfgang Schwabenicky, Dr. André Thieme, Dr. Ralf Thomas, Dr. Michael Wetzel, Dr. Peter Wiegand

Herstellung: Redaktions- und Verlagsgesellschaft Elbland mbH Meißen

Erscheinungsweise: Vierteljährlich

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift ist im Jahresabonnement (4 Ausgaben) zum Preis von 30,00 € inklusive MwSt., Versand und Porto zu beziehen. Die Aufnahme eines Abonnements ist jederzeit möglich bei anteiligem Abopreis. Kündigungen müssen schriftlich bis zum 15. November eines Jahres für das Folgejahr an das Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjähna, eingegangen sein. Im freien Verkauf kostet das Einzelheft zwischen 8,50 € und 12,00 €.

Für den Inhalt der Beiträge sowie die Ab bildungsrechte zeichnen jeweils die Autoren verantwortlich. Jede Verwertung der Inhalte außerhalb der Grenzen des Urheberrechts ist unzulässig. Nachdruck, auch auszugsweise, darf nur mit Zustimmung der Herausgeber erfolgen.

Titelbild: Ansicht von Chemnitz um 1750. Zeichnung von K. Hauste in, 1907 © Wikimedia

# MEIN GLAUBE MEINE MACHT

JOHANN VON SALHAUSEN  
BISCHOF, BAUHERR, LANDESVATER

STADTKIRCHE  
ST. WENCESLAI  
WURZEN

21.05. – 03.10.2018

ÖFFNUNGSZEITEN  
MI – SO VON 11 – 17 UHR

[WWW.WURZEN.DE](http://WWW.WURZEN.DE)

 Wurzen  
Ringselbst-  
Stadt

DOMSTIFT ST. MARIEN ZU WURZEN  
EV.-LUTH. KIRCHGEMEINDE ST. WENCESLAI WURZEN

